HANS SIEBE

# KOPFGELD



Hans Siebe

# KOPFGELD

Nach Tatsachen
frei gestaltet



Militärverlag
der Deutschen Demokratischen
Republik

4. Auflage, 1982
Lizenz-Nr. 5 · LSV: 7004
Lektor: Helge Paulus
Umschlaggestaltung: Peter Muzeniek
Typografie: Helmut Herrmann
Printed in the German Democratic Republic
Satz: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
Druck und Binden: Druckerei des Ministeriums für Nationale Verteidigung (VEB) – Berlin
Bestellnummer: 746 121 8
DDR 4,80 M

# I. Teil

## PFERDEKOPF MIT HÖRNERN

Die Straßenbahn hielt. Einige Fahrgäste, meist Werktätige auf dem Heimweg, stiegen aus.

Die Glocke schrillte, und die roten Warnlampen an den Türen leuchteten bereits, als noch ein Nachzügler herausdrängte, ein Mann um die Dreißig. Er trug gelbe Kordhosen, einen hellblauen Anorak und unter dem Arm eine zerschrammte Ledertasche. Er blickte verwirrt der Bahn nach, als könne er es nicht fassen, daß er beinahe seine Haltestelle versäumt hatte.

Auf den Bersarinplatz sank die Dämmerung herab, die Vier fuhr quietschend um das Platzrondell, ein Lastzug donnerte im Zwischengas und nahm mit einem kleineren Gang die Steigung der Dimitroffstraße. Die Pkws schalteten ihre Beleuchtungen ein.

Der Wind frischte auf und trug den Geruch welkender Blätter herbei. Alfred Heinze, der Nachzügler, atmete ihn genüßlich ein. Er lief weniger zielstrebig als sonst seiner Wohnung zu, seine Gedanken waren wieder im Klubzimmer, einem hellen Raum mit freundlichen Bildern, kunstledernen Sesseln und Tischen mit Sprelacartplatten.

Und er hörte wieder die sachliche Stimme seines Brigadiers: »Ohne Prämie bleibt Kollege Heinze. Die Gründe sind bekannt!«

Die Bitterkeit darüber, übergangen worden zu sein, stieg von neuem in ihm auf und die Enttäuschung, daß von den elf Kollegen keiner ein Wort der Fürsprache gefunden hatte.

Heinze stieß gegen eine Frau, die zwei volle Einkaufstaschen trug. Er entschuldigte sich, in Gedanken ver-

sunken. Danach begegnete er einem Hausbewohner und vergaß, dessen Gruß zu erwidern.

Im Hausflur schlug ihm der vertraute Geruch entgegen, nach Speisen, nach Reinigungsmitteln und seit kurzem nach Farbe. Das Treppenhaus wurde gestrichen.

Im Briefkasten lag eine Karte, ein großformatiges Glanzbild vom Westberliner Funkturm. Die Schrift kannte er. »Freundliche Grüße von Haubold!« stand da.

Heinze wunderte sich. Im Hausflur war es dämmerig, er brachte die Karte nahe an die Augen und las den banalen Text. Haubold schrieb, es gehe ihm gut, er habe einen prima Job. Die pharmazeutische Firma, bei der er arbeitet, sei weltbekannt.

Heinze steckte die Karte ein. Weshalb schrieb sein ehemaliger Laborleiter gerade ihm? Er hatte Haubold nie gemocht, ein Leisetreter, der die schöpferischen Ideen seiner Mitarbeiter als eigene Gedanken deklarierte, wann immer es ging.

Haubold war von einem Urlaub in der ČSSR nicht zurückgekommen. Die Kollegen waren empört. Niemand hatte ihm den Verrat zugetraut, doch sein Nicht-mehr-da-sein empfand auch niemand als Verlust. Bald war der ehemalige Arbeitskollege vergessen.

Und nun schickte er Grüße aus Westberlin. Das paßte nicht zu ihm. Haubold tat nie etwas ohne Absicht. Was steckte hinter dem Kartengruß? Nachdenklich stieg Heinze die Treppe empor.

Auf dem Treppenabsatz im ersten Stock stand ein älterer Mann und blickte durch das Flurfenster auf den gelbblättrigen Kastanienbaum hinab. Nichts an ihm war auffällig, weder der graue Tuchmantel noch der dazu passende Hut oder die Schuhe mit den dicken Sohlen und den hohen Absätzen. Er tippte einen Finger an den Hutrand und lächelte verbindlich. »Herr Heinze?«

Heinze blieb stehen und nickte abwartend. Trotz des Lächelns mahnte ihn etwas zur Vorsicht. »Ja?«

»Ich heiße Paulisch.« Bevor Heinze etwas erwidern konnte, fügte der Fremde hinzu: »Sie kennen mich nicht, aber das beruht auf Gegenseitigkeit.«

Das Lächeln des Mannes vertiefte sich, blieb jedoch so ausdruckslos wie das eines Verkäufers gegen Ladenschluß. Seine Lippen entblößten nikotingelbe Zähne.

»Ja?« wiederholte Heinze phlegmatisch. Er spürte keine Lust zu einer Unterhaltung, außerdem beschäftigte ihn noch immer Haubolds Karte.

»Ich habe meine Schwester besucht«, erklärte Paulisch. »Herr Haubold bat mich, bei dieser Gelegenheit bei Ihnen vorbeizukommen.«

Heinze schluckte verblüfft. »Haubold? So?«

Paulisch hob vielsagend die Kollegtasche empor, Heinze bemerkte sie erst jetzt. »Er hat mir etwas für Sie mitgegeben.«

Nichts wäre geeigneter gewesen, Heinzes Argwohn zu erwecken. Seit wann machte Haubold Geschenke?

Der Besucher ließ die wegen ihrer Schmalbrüstigkeit wenig verheißungsvolle Tasche sinken und blickte fragend auf Heinzes Wohnungstür.

Der machte eine einladende Geste und ging voraus. Paulisch folgte ihm auf dem Fuße in das enge Hinterzimmer. Die beiden vorderen Zimmer bewohnte Margot mit den Kindern. Heinze ärgerte sich, denn das Bettzeug lag zerwühlt auf der Couch, und ihm blieb keine Zeit, es fortzuräumen.

Der Besucher blickte sich taxierend um. Heinzes Mißtrauen wuchs. Er überließ dem Gast den einzigen Sessel, nahm selbst einen Stuhl und zwang Paulisch so, zu ihm aufzublicken.

»Sie kommen also von Haubold?« wiederholte er.

Paulisch lächelte, öffnete die Tasche, nahm eine Schachtel HB heraus und überreichte sie wie ein Etui, das ein Kleinod enthielt. Das dürftige Präsent erhöhte jedoch seine Glaubwürdigkeit.

»Wie geht es Hermann?« fragte Heinze, obwohl er Haubold nie geduzt hatte. Er hoffte, daß Paulisch freimütiger berichten würde. Dann riß er die Zigarettenpackung auf, bot dem Be-

sucher an und bediente sich selbst daraus. Nach den ersten Zügen erkundigte sich Paulisch: »Haben Sie seine Karte bekommen?«

Heinze nickte.

Paulisch griff in sein Jackett, holte eine Ansichtskarte mit dem gleichen Motiv heraus und reichte sie Heinze. »Bitte, vergleichen Sie!«

Heinze pfiff überrascht. Die Karte war ebenfalls von Haubold, der Text stimmte mit der anderen Karte überein. Der Unterschied bestand nur darin, daß sie weder frankiert noch gestempelt war.

Der Besucher war sichtlich mit dem Eindruck zufrieden, den seine Legitimation auf Heinze machte. Er lächelte wie ein Zauberkünstler, dem ein schwieriger Trick gelungen war.

»Wie Sie sehen«, erklärte er, »können Sie mir vertrauen.«

In der Tat sah Heinze seinen Gast nun mit anderen Augen. Die doppelte Karte besaß einen Ruch gefährlicher Konspiration, dennoch traf ihn die rücksichtslos offene Frage wie ein Stoß in den Rücken. »Haubold läßt fragen, ob Sie 'rüber wollen.«

Heinze hörte seine Armbanduhr ticken, dann sogar die des Besuchers.

Paulisch betrachtete ihn interessiert wie ein Schmetterlingssammler ein seltenes Exemplar, bevor er es auf die Nadel spießt.

»Ob ich 'rüber will?« Heinze wollte hinzufügen, warum fragt er gerade mich, unterließ es aber, da Paulisch etwas Verblüffendes tat. Er zündete ein Gasfeuerzeug und hielt es an die Karten. Als diese mit rötlichen Flammen brannten, legte er sie in die metallene Aschenschale.

»Sicher ist sicher«, meinte Paulisch.

Heinzes Eindruck, daß er ein gefährliches Metier betrieb, verstärkte sich. »Wie denkt sich Haubold das?«

»Ganz einfach«, behauptete Paulisch, schwieg aber wieder.

Und dann glaubte Heinze zu wissen, weshalb Hermann Haubold sich an ihn wandte. Es war ihre Gemeinsamkeit, das

Dilemma ihrer gescheiterten Ehen. Die Karte war ein Augenzwinkern. Die Aufforderung, ihm nachzufolgen, war dagegen mehr, sie verriet Anteilnahme, denn Haubold kannte seine Schwierigkeiten mit der Brigade. Seine gescheiterte Ehe machte man ihm nicht zum Vorwurf, Margot hatte sich bald getröstet, aber zwei andere Ehen hatte er auseinandergebracht.

War sein Trotz an allem schuld?

Er dachte an die Brigadeversammlung. Sie lag zwei Monate zurück, und doch waren ihm alle Einzelheiten noch in Erinnerung. Elf Augenpaare starrten ihn an, als Horst Wolter sprach.

Horsts Stirn war gerötet wie immer, wenn er frei sprach. Er war kein Redner, und man merkte ihm an, daß es ihm die Kollegen in der Diskussion nicht leicht gemacht hatten.

Von elf Augenpaaren sahen ihn vier ablehnend an.

Horst räusperte sich. »Die Brigade hat beschlossen, einen Schlußstrich zu ziehen, Alfred. Wir geben dir die Chance, neu anzufangen und schlagen eine neue Seite im Tagebuch auf, wenn du es willst!«

Warum starrten ihn alle an? Wollten sie ihn weich sehen? Das kam nicht in Frage! Was sollte überhaupt der Schmus? Ihm eine Chance geben! Irgend etwas hatte Horst in der Hinterhand.

»Aber wir erwarten von dir, daß du dich endlich am Riemen reißt und daß du hier in aller Öffentlichkeit versprichst, dich zu ändern!«

Das war es. Sie wollen mich klein sehen, dachte er. Heiß stieg es in ihm auf. Er preßte die Lippen zusammen. Die Versuchung, sich gehen zu lassen, war groß. Er brauchte nur zu sagen: Ja, ich will mich ändern! Aber den Gefallen tat er ihnen nicht! Niemals! Nur erst mal 'raus aus dem Klubraum, weg von den elf Gesichtern! Doch durfte es nicht nach Flucht aussehen, Härte wollte er zeigen! Und so war er langsam aufgestanden und hatte die Kollegen ablehnend angestarrt. »Leckt mich doch alle am Arsch!«

Als die Tür hinter ihm zukrachte, hörte er Stimmengewirr. War das wirklich schon zwei Monate her?

Dachte Haubold an ihn, weil er dem Kollektiv die Meinung gesagt hatte? Zum ersten Mal entdeckte er kollegiale Züge an dem ehemaligen Arbeitskollegen.

Und nun sollte er Paulisch sagen, ob er ihm nachfolgte?

»Bevor ich mich äußere, müßte ich Genaueres wissen«, erklärte er vorsichtig.

Paulisch schien das erwartet zu haben, er lehnte sich zurück, blickte den Rauchkringeln nach, die zur Decke schwebten, und pries mit sanfter Stimme die Schönheit eines Landes, das anscheinend auf einem fernen Planeten lag.

Heinzes skeptische Fragen verrieten, daß er Abstriche machte, aber sie brachten Paulisch nicht aus der Fassung. Als er schwieg, schien er selbst davon überzeugt, daß dieses Märchenland voller Glück, Wohlstand und Harmonie greifbar nahe ausgebreitet lag.

Heinze war noch weit davon entfernt, Haubolds Vorschlag ernst zu nehmen. Er genoß die Anpreisungen wie die Offerte eines Autoverkäufers, der eine unerschwingliche Importlimousine beschrieb, und er schwelgte in der Vorstellung, ein ernsthafter Käufer zu sein.

»Herr Haubold hat alles vorbereitet«, behauptete Paulisch, »Sie könnten im selben Betrieb anfangen.«

Heinze schluckte und überlegte. Er käme endlich aus dieser Bude heraus, es gäbe keinen Küchenstreit mehr mit Margot. Warum ließ man denn geschiedene Ehepaare so lange zusammen hausen? Er besaß ohnehin nichts, von dem er sich nicht leichten Herzens trennte. Der Westberliner Betrieb arbeitete ohne Brigaden, und Nichtgewerkschafter erfreuten sich der Gunst ihrer Abteilungsleiter, versicherte Paulisch.

Er dachte an Margot, an ihr Gesicht, wenn sie die Nachricht bekam. Sie würde ungläubig ihre Brauen runzeln, aber doch erleichtert sein. Ein Jahr voller Demütigungen, gegenseitigen Quälens und Belauerns, offenen und versteckten Hasses war dann zu Ende. Es gab keine gereizten Begegnungen mehr,

unvermeidbar in der Enge der Wohnung. Und zu Ende war auch das langsame Sterben letzter Gemeinsamkeiten.

Aber Ute und Achim sah er dann nie mehr, er spürte bei diesem Gedanken ein schmerzhaftes Ziehen in der Brust, das aber rasch wieder verging.

Die Trennung von Margot war eine Erlösung; undenkbar aber und nie erwogen, daß er seinen Betrieb verließ.

Und Haubold wollte ihn 'rüberholen?

Um den Gedanken zu Ende zu bringen, fragte Heinze salopp: »Und was kostet der Spaß?«

Paulisch blickte ihn zurechtweisend an. »Sie stellen eine falsche Frage, Herr Heinze«, erklärte er, »an erster Stelle steht die Sicherheit – und Sicherheit kostet Geld! Ja, mein Lieber, Sie werden todsicher geschleust!«

Das Makabre an der Zusicherung entging Heinze. Er blickte abwartend auf seinen Gast.

»Es ist alles vorbereitet. Die Organisation, der Sie sich anvertrauen, garantiert den absoluten Erfolg. Sie verstehen, daß ich keine Details ausplaudern kann.«

Heinze verstand, wartete dennoch begierig auf Einzelheiten.

Paulisch nannte den Fahrpreis in sein Paradies. Heinzes Kinn sank herab. Er glaubte, sich verhört zu haben. Auf seine Frage bekam er jedoch bestätigt: »Neuntausend West, ja!«

Der Besucher winkte so gelassen ab, als handele es sich um ein Trinkgeld. »Das erscheint teuer«, räumte er ein, »übersehen Sie aber nicht die Vorteile. Sie leisten keine Anzahlung und unterschreiben nur einen Kreditvertrag!«

»Sie sind ja verrückt«, brach es aus Heinze heraus. Er bedauerte augenblicklich die Entgleisung.

Paulischs Gelassenheit bewies, daß er nicht zum ersten Mal für eine »Ausschleusung« warb. Er fing an, sachlich und kühl zu rechnen, warf Zahlen auf Papier, addierte und subtrahierte. Heinze vermochte kaum zu folgen.

Paulisch behauptete, in der freien Wirtschaft habe alles seinen Preis, ein Facharbeiter besaß ebenso seinen Marktwert

wie ein Strichmädchen, und beide hatten gemeinsam, daß sie jung sein mußten. Paulisch versicherte glaubhaft, dreißig Lebensjahre wären ein gut verzinsbares Kapital.

Das erfüllte Heinze mit Zuversicht. Er besaß also drüben einen regelrechten »Marktwert«, der Gedanke wäre ihm gestern noch abenteuerlich erschienen.

»Na gut, ich lass' es mir mal durch den Kopf gehen«, versprach er.

Paulisch hob bedauernd die Schultern. »Es tut mir leid, Herr Heinze, Sie müssen sich sofort entscheiden. Das ist zu Ihrer und unserer Sicherheit notwendig.«

Die Zumutung schockierte Heinze noch mehr als der Preis.

Paulisch ließ ihn nicht aus den Augen. Er bewies Einfühlungsvermögen und taktische Erfahrung. Dabei zeigte es sich, daß er über Heinzes Verhältnisse gut informiert war.

»Das Angebot ist einmalig«, schloß er, »eine zweite Chance gibt es für Sie nicht. Oder haben Sie bei uns jemand, außer Haubold, der sich für Sie verwendet? Ohne Anzahlung ist es sonst nicht üblich.«

Heinze schüttelte stumm den Kopf. Der Gedanke, Haubold verpflichtet zu sein, behagte ihm nicht.

»Na sehen Sie«, sagte Paulisch und blickte sich abschätzig um. »Was geben Sie denn schon auf?«

Ute und Achim, dachte Heinze, sagte es aber nicht. Eigentlich hatte er beide längst verloren, ihre Befangenheit ihm gegenüber nahm täglich zu.

Nach weiteren zehn Minuten hielt der Besucher den Zeitpunkt für gekommen, seinen Füllfederhalter auseinanderzuschrauben. Er nahm einige Bogen gerolltes, verblüffend dünnes Papier heraus, das eng mit Maschinenschrift bedeckt war, und breitete es vor Heinze aus.

Der las beeindruckt den Briefkopf eines Westberliner Anwaltbüros, das die Interessen des Kreditgebers Manfred Klatt vertrat. Das Unternehmen, zu dem Heinze nun fast entschlossen war, bekam durch den Vertragstext, den er nur flüchtig las, und den Hinweis, daß der Gerichtsstand für beide

vertragsschließenden Parteien das Amtsgericht Neukölln in Berlin-West sei, einen seriösen Charakter.

Alfred Heinze unterschrieb.

Paulisch rollte das Papier zusammen und schob es in den Füllhalter zurück. Obwohl zweckentfremdet, funktionierte er dennoch als Schreibgerät.

Entgegen geschäftlicher Gepflogenheit bekam Heinze keine Vertragskopie. Es fiel ihm nicht auf. Dafür gab ihm Paulisch Instruktionen. Wenig später begleitete Heinze seinen Besuch zur Wohnungstür. Paulisch verabschiedete sich mit einem festen Händedruck und der albernen Versicherung, daß es bestimmt schiefgehen werde.

Heinze schloß sachte die Wohnungstür und lehnte sich dagegen. Er fand aus seiner Benommenheit nur langsam in die Wirklichkeit zurück.

In der Küche klapperte Geschirr. Margot war gekommen, hatte die Kinder jedoch bei ihrer Mutter gelassen. Demnach erwartete sie Besuch. Er würde Ute und Achim vor seiner »Abreise« nicht mehr sehen.

Plötzlich stand Margot in der Küchentür. Sie war sorgfältig frisiert und zurechtgemacht. Es gab ihm einen Stich. Für einen anderen, dachte er.

Ihre Stimme verscheuchte jeden sentimentalen Gedanken. »Da ist Post!«

Sie warf eine Karte auf das Korbtischchen der Flurgarderobe. Es war die Mitteilung des Dienstleistungsbetriebes, daß sein Elektrorasierer repariert war.

Die Küchentür fiel krachend zu.

Heinze freute sich, daß er den Rasierapparat noch mitnehmen konnte, dann sah er ein, wie unsinnig es war. Paulisch hatte ihm eingeschärft, er solle nur eine kleine Tasche bei sich haben.

Plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke. Margot hatte die Post aus dem Briefkasten genommen, als sie von der Arbeit kam. Erst danach war sie zum Friseur gegangen. Was er als glücklichen Zufall angesehen hatte, beinahe als einen Hinweis des

Schicksals, daß Haubolds Karte zum richtigen Zeitpunkt zugestellt worden war, das war gar keiner!

Er verzog ärgerlich das Gesicht, weil er auf Paulischs simplen Trick hereingefallen war. Der hatte also die Karte selbst in den Briefkasten geworfen. Der Poststempel war gefälscht.

Aber Haubolds Schrift war echt, tröstete er sich.

Ein weißes Mercedes-Taxi stoppte Flughafen- Ecke Hermannstraße gegenüber dem Pizza-Restaurant. Rudi Konzach, der Fahrer, kassierte und sah nervös auf die Uhr am Armaturenbrett. Der Fahrgast stieg aus. Das Schild »FREI« leuchtete wieder, dennoch wies Konzach eine Frau ab, fuhr die Flughafenstraße hinunter und bog in die Mainzer Straße ein.

Das Tor stand offen. Nichts erinnerte mehr daran, daß der Hof ein ehemaliger Kohlenplatz war. Der früher mit Kohlengrus bedeckte Boden war betoniert, und an der Giebelmauer des vierstöckigen Hauses standen ein Dutzend Garagen mit Türen aus hellgebeizten Stabbrettern.

Aus einem Lagerschuppen hatte Klatt das Büro und eine luxuriöse Wohnung zaubern lassen. Alles in allem, schätzte Konzach, hatte sein Boß eine halbe Million investiert.

Rudi Konzach stellte den Motor ab und stieg aus. Die Bürotür ging auf, und Albert Mörsch, der ehemalige Bierfahrer von der Kindl-Brauerei, kam heraus, um ihn abzulösen. Er war noch nicht lange bei Klatt angestellt.

»Warte auf mich«, sagte Konzach nach der flüchtigen Begrüßung. Manfred Klatt war vor die Tür getreten und hatte demonstrativ sein linkes Handgelenk mit der Armbanduhr gehoben.

Konzach ging gemächlich zu ihm und zupfte dabei an seiner blonden Bartkrause, die sein rundes Gesicht umrahmte und ihm eine verblüffende Ähnlichkeit mit einer Meerkatze verlieh.

Der neue Kollege schob sich in den Mercedes. Konzach überlegte, ob Klatt ihn ebenfalls mit dem lukrativen Nebenverdienst ködern würde.

»Mann, Konzach, wo bleiben Sie denn?« Klatts kuglige Figur füllte den Eingang. Er trat in den Flur und lief ins Büro zurück. Konzach folgte ihm. Den Vorwurf überging er, oder sollte er vielleicht sagen, daran ist dein stinkiger Geiz schuld? Das Taxi Nummer drei sollte gleichviele Schichten rollen wie die beiden anderen, obwohl der erste Fahrer eine wichtige Nebenfunktion ausübte.

Konzach betrat nach Klatt das Büro. Dort rekelte sich Paulisch in einem Ledersessel. Konzach nickte ihm zu und sah abwartend auf Klatt. Sein Boß saß schon wieder hinter dem Schreibtisch, kramte zwischen Papieren und reichte ihm einen Zettel. Er rieb dabei mit seiner ringgeschmückten Linken heftig seine Glatze.

»Auswendig lernen und wegschmeißen«, forderte Klatt lakonisch.

Konzach las den Zettel und steckte ihn zusammen mit den übrigen Papieren ein. Er mußte wieder einmal seinen Namen wechseln. Er hieß nun Hans Schreiber und wohnte in Ülzen in der BRD. Der Ausweis war echt. Das Dokument stammte aus dem dortigen Landratsamt. Sein Boß verwendete nur Originaldokumente. Wußte der Teufel, wie er es anstellte, um an sie heranzukommen.

Das Telefon läutete. Klatt nahm den Hörer ab und empfing eine Mitteilung, die er nur einsilbig kommentierte. Konzach trat zu Paulisch, der sich in den Sessel fläzte und so tat, als sei er zu Hause.

»Was ist das diesmal für'n Typ?« fragte Konzach und zupfte seinen Bart.

»Harmlos«, antwortete Paulisch, »ein Chemiefritze, Facharbeiter, angeblich weiß er mit den neuesten Analysegeräten Bescheid, sagt Haubold.«

Konzach zuckte die Schultern. Das interessierte ihn nicht. Er kam von der Vorstellung nicht los, daß er einmal in eine Falle geraten würde.

Klatt bedeckte die Sprechmuschel mit der Hand und mahnte: »Sie müssen los, Konzach!«

Der tippte einen Finger an die Schläfe und ging. Draußen wartete der Neue mit dem Mercedes. Konzach schob sich auf den Beifahrerplatz und brummte: »Na, los!«

Der ehemalige Bierfahrer startete. »Vielleicht kriege ich eine Fuhre zum Wedding? Da wohnst du doch?« meinte er und rollte auf die Straße.

Konzach winkte ab. »Mann, bist du noch neu. Kriegst du von hier aus nie, das geht mit der U-Bahn schneller!«

Das Taxi hielt vor dem achteckigen roten Stoppschild Ecke Hermannstraße. Konzach sprang hinaus. Der Verkehrspolizist auf seinem Podest drohte mit dem Finger.

Die breiten Fahrbahnen der Flughafenstraße wurden in Richtung Tempelhof von einem grünen Mittelstreifen geteilt, doch von der Hermannstraße an verengte sie sich wieder und machte den Verkehr problematisch. An dieser Kreuzung regelten zwei Polizisten den Verkehr.

Konzach eilte über den Fahrdamm, verschwand im U-Bahneingang und nahm den Zug nach Gesundbrunnen.

Klatt holte eine Kognakflasche aus dem Schreibtisch, trug sie zur Klubgarnitur und ließ sich Paulisch gegenüber in einen Sessel fallen. Er goß den Kognak in die Schwenker. Paulisch leckte genießerisch die Lippen.

»Ganz anstellig, der Konzach, wie?« fragte er.

Klatt hob grinsend sein Glas. Beide tranken. Paulisch wollte nur bestätigt hören, daß er brauchbare Leute brachte. Klatt tat ihm den Gefallen, der nichts kostete, und stimmte zu. Ja, Konzach sei ganz patent. »Wo kriegt er sonst auch soviel Emmchen?«

Paulisch nippte nur am Kognak, denn so rasch goß Klatt nicht nach, und er dachte, daß Konzach dafür auch Kopf und Kragen riskierte, genau wie er.

»Was will er noch?« meinte Klatt gönnerhaft. »Nach zwei Jahren Knast und noch acht Monaten im Rucksack, wo will er da hin?«

Paulisch nickte. Konzach hatte Glück, daß er bei Klatt untergekommen war.

»Ich habe was für dich. Ein Elektro-Ingenieur, er weiß noch nicht, ob er will«, sagte Klatt und gab Paulisch einen Zettel. »Prost, Otto!«

Paulisch nippte an seinem Glas. Er las die Adresse und räusperte sich. »Hat Siggi ein neues Ventil eingebaut?«

Klatt genoß seinen Kognak, hob dabei die massigen Schultern und ließ sie wieder sinken. »Keine Ahnung.«

Paulisch starrte ihn verblüfft an. »Hast du ihm nicht gesagt, daß der Zahnklempner aus Dresden beinahe eingegangen wäre?«

»Vergessen«, antwortete Klatt. Als er Paulischs betretene Miene sah, fügte er ungeduldig hinzu: »Mensch, Otto, was ich alles im Kopf haben muß.« Seine Stimme klang geschäftsmäßig sanft, als betriebe er ein Beerdigungsinstitut.

»Großer Gott, Manne, wenn Heinze draufgeht?«

Klatt drehte spielerisch den Ring am linken Mittelfinger und freute sich an dem bläulichen Feuer des Steines. Er runzelte unmutig die Stirn. »Dann hat er Pech gehabt, 'rüber schaffen wir ihn jedenfalls.«

»Klar, na-natürlich«, stotterte Paulisch und leerte das Kognakglas.

Konzach stieg Bahnhof Friedrichstraße aus. Am Intershop-Kiosk kaufte er Zigaretten für sich, Schokolade und Kaffee für Klatts Schwester. Dafür hatte der ihm Geld mitgegeben.

Dann lief er den ansteigenden Tunnel zum Bahnhof hinauf und überlegte, weshalb Klatt seine Schwester nicht 'rüberholte. Sicher wollte die nicht, sie nutzte ihm im Osten auch mehr, ohne es zu wissen. Und dann war da noch Klatts Schwager.

Als Konzach an ihn dachte, empfand er Unbehagen. Karl Hänsel arbeitete als Dreher im »7. Oktober«. Konzach begriff nicht, daß die Betriebe hier symbolhafte Namen trugen. Es wirkte befremdend auf ihn. Im Westen hießen die Firmen meist wie ihre Besitzer.

Hänsel und Klatt mochten sich nicht. Der Dreher hatte

seinem Schwager das Haus verboten. Dabei wäre es gar nicht nötig gewesen, denn im Präsidium der Volkspolizei lag eine unerledigte Ermittlungssache »Manfred Klatt und andere«, deshalb mied sein Boß den »Ostsektor« wie der Teufel das Weihwasser.

Konzach vermied es ebenfalls, Hänsel zu begegnen.

Auf dem Weg zur Kontrollstelle wiederholte er in Gedanken seine neuen Personalien wie ein Schauspieler, der vor dem Auftritt seine Rolle memoriert. Der gefälschte Ausweis besaß Originaltrockenstempel des Landratsamtes. Trotzdem atmete Konzach auf, als der Offizier ihm die Papiere zurückgab und ihm in der Hauptstadt der DDR einen angenehmen Aufenthalt wünschte.

Rudi Konzach alias Hans Schreiber betrat die Bahnhofshalle, in der ein lebhaftes Kommen und Gehen herrschte. Er änderte seine Absicht, mit der S-Bahn über Ostkreuz zur Greifswalder Straße zu fahren. Dazu war es zu spät. Gegen neunzehn Uhr würde Hänsel von einer Versammlung nach Hause kommen, hatte ihm Klatt gesagt.

Konzach nahm ein Taxi und ließ in Weißensee schon in der Herbert-Baum-Straße halten. Er sah den blauen Wartburg mit den weißen Zierstreifen vor dem Haus in der Bizetstraße stehen.

Klatt hatte seiner Schwester den Pkw über den Geschenk-Export zukommen lassen. Erna Hänsel fuhr den Wartburg selbst, zum Mißvergnügen ihres Mannes, der keine Fahrerlaubnis besaß, während Erna einen Ikarus-Bus steuerte.

Hänsels wohnten vorn eine Treppe. Erna, die wie ihr Neuköllner Bruder zur Fülle neigte, wartete schon und öffnete die Wohnungstür, noch ehe Konzach klingelte. Das gutmütige Gesicht mit den lustigen Grübchen wirkte besorgt. »Mein Mann kommt gleich, Herr Konzach!«

Der schluckte ärgerlich. Karl Hänsel wußte bestimmt nichts von Konzachs Vorstrafe wegen Ladeneinbruch, er beobachtete ihn aber so, als fürchtete er, bestohlen zu werden.

Erna Hänsel nahm erfreut den Kaffee und die Schokolade

in Empfang und drückte Konzach den Briefumschlag in die Hand, den sie für ihn verwahrte und von dem Karl nichts wußte, ebenso die Zulassung und die Schlüssel zum Wartburg. Es war ihm recht, daß sie zur Eile mahnte.

»Und grüßen Sie das Fräulein Braut, unbekannterweise, Herr Konzach!« rief sie ihm auf der Treppe nach.

Konzach nickte und wandte sich hastig ab. Erna Hänsel ahnte nicht, daß er diesmal Hans Schreiber hieß und statt in Westberlin in Ülzen wohnte.

Konzach trat aus dem Haus und spähte die Straße hinab, bevor er in den Wagen einstieg. Oben am Fenster blickte Erna Hänsel besorgt durch die Gardine.

Sie fand nichts dabei. Es wurde ja niemand dadurch geschädigt, daß der Briefumschlag einen Personalausweis für Bürger der Deutschen Demokratischen Republik enthielt, in dem nur das Paßbild echt war. Sie seufzte mitfühlend. Hoffentlich bekam Mannes Fahrer nicht mal Ärger, denn recht war es selbstverständlich nicht, was er tat. Weshalb machte man es aber auch zwei Liebenden so schwer, jederzeit zusammenzukommen? Was konnte Herr Konzach dafür, daß seine Braut bei Erkner ein paar hundert Meter hinter der Kontrollstelle wohnte?

Konzach legte alle Papiere, die nicht seiner jetzigen Identität entsprachen, unter die Fußmatte. Er startete, schaltete die Beleuchtung ein und fuhr los. Es nieselte. Sein Kunde wartete nun schon seit fünf Minuten auf dem Bersarinplatz.

Konzach fuhr die Klement-Gottwald-Allee entlang und über den Antonplatz. Er erschrak. Das Losungswort! Er hatte es vergessen! Sein »Kunde« stieg nicht ein, wenn er ihm nicht das Kennwort lieferte. Umgekehrt würde er sich hüten, einen Fahrgast aufzunehmen, der nicht wie vereinbart antwortete. Konzach dachte ärgerlich an Klatt, der die unmöglichsten Parolen erfand.

An der Kreuzung Greifswalder Straße trottete ein Schäferhund über die Fahrbahn. Da wußte Konzach wieder, daß die Losung etwas mit Hunden zu tun hatte.

Heinze kam es vor, als seien Tage seit Paulischs Besuch vergangen. Er war heute morgen nicht zur Arbeit gefahren, da er fürchtete, daß die Kollegen ihm ansehen würden, was er vorhatte.

Er war später als sonst aufgestanden, hatte das Badezimmer zu einer Zeit belegt, die Margot zustand. Sie tobte, weil sie nun zu spät zur Arbeit kommen würde.

Die Versuchung war groß gewesen hinauszurufen, daß sie heute zum letzten Mal um das Bad stritten. Doch er hatte sich beherrscht.

Um neun Uhr war er zum Arzt gegangen, hatte ihm die Gastritissymptome geschildert und war krankgeschrieben worden. Um zehn Uhr rief er im Labor an und wollte den Leiter sprechen. Aber der Brigadier kam an den Apparat.

Heinze erklärte Wolter, daß er krank sei und ziemlich elend.

Eine Weile blieb es still, dann fragte sein Brigadier: »Bist du zu Hause, Alfred?«

Heinze bestätigte zögernd.

»Ich verstehe dich ja, du bist sauer wegen der Prämie. Wir müssen darüber reden, hörst du? Ich komme nach Feierabend vorbei.«

Heinze stotterte, er fühle sich heute zu zerschlagen, und Wolter war einverstanden, erst am nächsten Abend zu kommen.

Nun stand Heinze schon eine Viertelstunde am Bersarinplatz und wartete. Erinnerungen stürmten auf ihn ein. Vergeblich versuchte er, sie zu verscheuchen. Das Endgültige seines Fortgehens erschreckte ihn. Es würde keine Rückkehr geben. Heinze bedauerte es. Er war hier aufgewachsen und als Junge über Trümmerberge geklettert, er hatte Ruinenkeller durchstöbert, wo jetzt neue Häuser standen. Er sah wieder schlecht genährte und schäbig gekleidete Menschen und war selbst einer von ihnen. Welch ein Kontrast zur Gegenwart! Wie schön war das Leben geworden, und ein wenig war er selbst auch beteiligt gewesen.

Quietschende Bremsen rissen ihn in die Wirklichkeit zu-

rück. An der Bordschwelle hielt ein blauer Wartburg mit weißen Zierstreifen. Der Fahrer kurbelte die Türscheibe herab. Heinze rann es fröstelnd den Rücken hinunter, danach wurde ihm siedendheiß. Er spürte einen Kloß im Hals, der ihm das Atmen erschwerte, aber er setzte mechanisch einen Fuß vor den andern und bewegte sich marionettenhaft zu dem Pkw hin.

Der Fahrer beugte sich hinaus. »Kennen Sie den Hundesalon DINA?«

Heinze räusperte sich, seine Stimme zitterte. »Sie meinen gewiß DIANA? Das ist meine Richtung.«

»Okay«, sagte der Fahrer, »steigen Sie ein.«

Heinze nickte beklommen und folgte der Aufforderung. Als die Tür zuschlug, war ihm, als sei erst jetzt die Entscheidung gefallen. Er preßte die Tasche mit den Fotos, Zeugnissen und wichtigen Dokumenten an sich.

Der Schweiß rann ihm von der Stirn, er trug zwei Wäschegarnituren und zwei Anzüge übereinander.

Der Fahrer schwieg, und Heinze war froh darüber. Der Wartburg fuhr um den Platz, über die Frankfurter Allee hinweg, die Warschauer Straße hinunter bis zur Oberbaumbrücke und bog links ab nach Treptow.

Konzach konzentrierte sich auf das Fahrzeug. Er hatte es schon öfter benutzt und kam mit ihm zurecht. Er wollte auf der Autobahn die verspätete Viertelstunde aufholen. Der Fahrgast interessierte ihn nicht, er war froh, daß der stumm blieb. Meist setzten sie ihm mit lästigen Fragen zu.

Konzach verschwendete auch keinen Gedanken daran, was seinen Begleiter veranlassen mochte, in den Westen zu gehen. Wer weiß, mit welcher Illusion der herüberkam. Konzach grinste schadenfroh. Die Ernüchterung würde rasch folgen, sobald der bundesdeutsche Alltag mit seiner Unsicherheit und zermürbenden Hektik begann. Er kannte das. Die verworrenen Vorstellungen von einer Freiheit, die es nicht gab, fand er lachhaft.

Zur Freiheit gehörte Geld, viel Geld, und das besaß nur, wer

es den anderen aus der Tasche zog. Manne Klatt zum Beispiel. Der hatte mit einem klapprigen Opel-Taxi angefangen und war jetzt Millionär. Kein Außenstehender wußte, woher seine Gelder stammten, bis auf ein paar Eingeweihte, und zu denen rechnete sich Konzach.

Sein Fahrgast hüstelte, der Junge machte keine Ausnahme, auch er hatte Angst. Der war nicht der Typ, der es zu was brachte. »Immer abwarten, klar?«

Die Redaktionsfenster des »Wochenboten« gestatteten einen Blick in den »Ostsektor«. Aber das vormals souverän die Gegend beherrschende Springer-Haus bekam im anderen Teil Berlins immer mehr Konkurrenz. Dort wuchsen Hochhäuser empor und nahmen schon jetzt den Ausblick.

Schefflers Büro war repräsentativ ausgestattet wie alle Zimmer leitender Mitarbeiter. Es besaß jedoch auch eine persönliche Atmosphäre, dafür sorgten geschmackvolle Aquarelle und Souvenirs von Asienreisen.

Der Chefredakteur konnte, am Schreibtisch sitzend, die Wohnriesen der Fischerinsel, das Rote Rathaus und die silbern blinkende Kugel des Fernsehturms mit dem Turmcafé und der Aussichtsplattform sehen. Jetzt jedoch kehrte Doktor Scheffler dem Fenster den Rücken und unterhielt sich mit seinen beiden Besuchern. Seine Sympathie gehörte offensichtlich dem älteren, der sich betont sportlich gab. Scheffler begegnete Michel Gardner öfter bei Veranstaltungen des Senats und bei sonstigen öffentlichen Ereignissen.

Gardner legte Wert darauf, daß sein deutschwirkender Name amerikanisch ausgesprochen wurde. Dabei sprach er ein akzentfreies Deutsch.

Doktor Scheffler hatte drei Jahre als Springer-Korrespondent in New York gelebt. Es hätte ihm nichts ausgemacht, seinem Besucher zuliebe englisch zu sprechen. Doch das verbot die Rücksicht auf den zweiten Gast.

Michel Gardner lehnte am Fenster. Von hier aus konnte er auf Scheffler und den Dritten hinabsehen, der auf seiner

Sesselkante kauerte und abwechselnd zu Scheffler und zu Gardner blickte. Diese Konstellation war beinahe symbolisch. Man sah es Bortfelt an, daß er sich in dieser Umgebung nicht wohl fühlte. Dabei stand er den beiden anderen, was die Eleganz ihrer Garderobe betraf, in nichts nach. Nur gelang es ihm nicht, sie unauffällig zu tragen. Er beneidete, ohne es zuzugeben, Typen wie Scheffler, die sich so benahmen, als seien sie mit Bügelfalten auf die Welt gekommen. Bortfelt liebte schreiende Farben, er trug einen grellgrünen Binder zum rosa Hemd, und diese Unart hatte ihm seine derzeitige Freundin Susi, eine dreiundzwanzig Jahre alte Kunststudentin, noch nicht abgewöhnen können.

Der mittelgroße Bortfelt mit den breitausladenden Schultern, den klobigen Fäusten und dem angeschlagenen Nasenbein, das den ehemaligen Profiboxer verriet, ließ sich von den beiden Intellektuellen nicht einschüchtern. Sein Blick fiel auf ein Exemplar der Zeitschrift »Wochenbote«, und der rot angestrichene Artikel mit der reißerischen Überschrift DIE MIESEN GESCHÄFTE DER MENSCHENHÄNDLER! erregte erneut seinen Zorn.

Er hieb mit der Faust auf die Zeitung. »Was hat 'n das mit Reportage zu tun?« raunzte er und blickte den Chefredakteur dabei fragend an. Es mißfiel ihm, daß er den am Fenster stehenden Gardner nicht mit Scheffler zugleich im Blick behielt. Bortfelt spürte mit dem Instinkt des ehemaligen Boxers, daß sich beide durch stumme Blicke verständigten. Das schürte seinen Ärger noch mehr.

Vor Scheffler lag die gleiche Nummer. Er hütete sich zu sagen, daß er wegen dieses Artikels zu Axel Springer beordert worden war. Nur die absolute Flaute im Nachrichtengeschäft hatte ihn dazu bewogen, den Artikel überhaupt anzunehmen. »Kürzer treten, Herr Scheffler«, hatte Springers Weisung gelautet, »Sie wecken schlafende Hunde und liefern denen drüben Argumente!«

Scheffler hatte darauf hingewiesen, daß die Hyänen im »Ausschleusungsgeschäft« das »humane Anliegen« in Miß-

kredit brachten. Springer hatte ihm zugestimmt, aber an der Einschränkung festgehalten und erklärt, daß das Nennen der Mißstände nicht weniger diskriminierend wirke. Scheffler war aufgefallen, daß Springer wortwörtlich Formulierungen gebrauchte, die Gardner im Gespräch vorgebracht hatte, also hatte Gardner vorher mit dem Chef des Hauses konferiert. Im Grunde war Dr. Scheffler Springer dankbar, daß er ihm die Gelegenheit einräumte, sein Gesicht zu wahren. Bortfelt ahnte nichts von dieser Farce. Er beugte sich vor. »Als Sie noch zwischen Honolulu und Hongkong 'rumgekurvt sind, da hat es hier schon Leute gegeben, die von diesem Hause aus«, er hob die Stimme und wiederholte, »von diesem Hause aus, verstehen Sie?« sein Zeigefinger wies nach unten, »einen Tunnel nach drüben gegraben haben!«

Doktor Scheffler musterte unbeeindruckt den ehemaligen Boxer und antwortete lakonisch: »Bestimmt waren Sie daran beteiligt, Herr Bortfelt?«

Der war nicht sicher, ob es anerkennend gemeint war, und enthielt sich einer Äußerung.

Scheffler dachte daran, daß ein Unteroffizier der Volksarmee von einem Agenten, der durch diesen Tunnel gekommen war, niedergeschossen wurde, vermutlich von einem Typ wie Bortfelt. Der Mord wurde drüben nie vergessen, dafür sorgte unter anderm auch das Mahnmal. Scheffler sah es von seinem Fenster aus nicht, die Grenzanlage verdeckte es, aber die Straße dort unten trug den Namen des Ermordeten: Reinhold Huhn!

Doktor Scheffler verabscheute Gewalt in jeder Form und lehnte es ab, verbrecherische Anschläge auf die Staatsgrenze der DDR gutzuheißen. Daraus resultierte zum Teil auch seine Abneigung gegenüber Bortfelt.

Gardner holte aus seiner saloppen Jacke einen Lederbeutel mit Tabak, stopfte pedantisch seine Pfeife und drückte dabei seine Gedanken aus, die offensichtlich für Bortfelt bestimmt waren.

»Sie haben eine Grenze, well, und die bewachen sie ver-

dammt gut. Ihre Sache! Übrigens«, Gardner lächelte hintergründig, »unser Zaun zwischen Texas und Mexiko«, er sagte »Mechiko« mit der Betonung auf der zweiten Silbe, »ist nicht schlechter!«

Er schwieg und setzte den Tabak in Brand.

Bortfelt beobachtete ihn mißvergnügt. Weshalb lenkte Gardner ab? Was interessierte ihn die Grenze zu Mexiko? Für ihn, Weiß und Klatt war die Grenze da unten wichtig, auf die er hinunterspucken könnte, wenn die Fenster zu öffnen wären.

Gardner wandte sich an Bortfelt. »Sie zeigen den Kommunisten, daß ihre Mauer Löcher hat, well, ein fair play!« Er zeigte mit dem Pfeifenmundstück auf die Zeitung. »Was da steht, Mister Bortfelt, hat nichts mit fair play zu tun!«

Doktor Scheffler stimmte kopfnickend zu, obwohl er sich dem Argument nicht vorbehaltlos anschloß. Am Anfang mochten Leute wie Bortfelt sich als Helden gefühlt haben, wenn sie einem DDR-Bürger zur Flucht verhalfen. Inzwischen hatten sie Blut geleckt und sahen nur noch die Gelegenheit, Geld zu machen.

Gardner erriet Schefflers Gedanken. »Es geht nicht nur um Geld«, er winkte gelassen ab, als Bortfelt heftig auffuhr, »yes, Sie tragen ein Risiko, und niemand verlangt, daß Sie etwas einbüßen. Aber unsere gemeinsame Basis ist politisch motiviert! Daran hat sich nichts geändert! Oder haben Sie das vergessen?«

»Was wollen Sie eigentlich?« schnaufte Bortfelt. »Bei so einem riskanten Job gibt's auch mal Pannen!«

Gardner nickte. »Ihr Deutschen habt viele Sprichwörter. Eines sagt, man soll die Kirche im Dorfe lassen! Das meine ich, Mister Bortfelt!«

Das sage mal Manne Klatt, dachte der. Er war unzufrieden, denn die Unterredung lief in eine falsche Richtung. Er war nicht hier, um sich mit Gardner anzulegen, sondern um von diesem Chefredakteur die Zusicherung einzuholen, daß derartige Artikel künftig unterblieben. Er trug seine Forderung noch einmal unmißverständlich vor und schloß: »Ich plädiere

nicht für mich allein«, er sagte »plädiere«, da dieser Ausdruck ihm aus seinen unangenehmen Erfahrungen mit Gerichten geläufig war, »ich spreche für alle Organisationen, die nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch für Menschlichkeit und Freizügigkeit kämpfen!«

Scheffler musterte Bortfelt so nachdenklich, als sei er erstaunt, daß dieser bei seiner salbungsvoll vorgetragenen Formulierung nicht errötete. Gardner verschluckte sich am Rauch und hustete.

Bortfelt schwieg zunächst irritiert, dann ließ er sich abfällig über die Qualitäten solcher Journalisten aus, die jenen in den Rücken fielen, die ihr Leben riskierten, um geknechtete Menschen aus der Tyrannei zu befreien. »In meinen Augen ist ›nosi‹ ein Dreckfink!«

Doktor Scheffler erwiderte scharf: »Heino Siebling arbeitet gewissenhaft, Herr Bortfelt! Er hat noch nie leichtfertige Anschuldigungen geliefert. Sollte aber nur die Hälfte von dem stimmen, was an Material vorliegt«, er legte seine Rechte gewichtig auf ein schwarzes Notizbuch, »dann bleibt es noch immer ein Skandal, der zum Himmel stinkt!«

Er benutzte bewußt solche Synonyme, die Bortfelt geläufig waren. Scheffler schlug das Büchlein auf und las mit erhobener Stimme: »Klatt verspricht einer Kellnerin tausend Mark dafür, daß sie nach Ostberlin fährt und in der ZILLESTUBE am Alex einer ihr ähnlichsehenden Frau ihren Paß überläßt. Der Frau gelingt die illegale Ausreise, sie zahlt an Klatt sechstausend Mark in Raten. Die Kellnerin wird gestellt und später wegen Paßvergehens zu drei Jahren Freiheitsentzug verurteilt.

Bei Herbert Weiß zahlt jemand viertausend Mark an, um seine Verlobte herüberzuholen. Weiß rührt danach keinen Finger. Inzwischen sind ihm zwölf weitere Fälle nachgewiesen.

Sie, Herr Bortfelt, bestellen einen Fluchtwilligen nach Prag, lassen ihm dort völlig unzureichende Reisedokumente aushändigen ...«

Bortfelt sprang auf und unterbrach wütend: »Was heißt denn unzureichend?«

Doktor Scheffler schnellte ebenfalls hoch. »Unzureichend, jawohl! Milde ausgedrückt! Und dafür haben Sie fünftausend Mark im voraus kassiert! Der Betreffende wurde noch auf dem Flugplatz festgenommen.«

Gardner unterbrach sie. »Aber Gentlemen.«

Die beiden Kontrahenten setzten sich. Gardner lief im Zimmer hin und her und verbreitete sich dabei über das gemeinsame Anliegen, wie er es nannte. »Mag sein, daß es in dem einen oder anderen Falle nicht ganz korrekt zuging, daß dieser oder jener über das Ziel hinausschoß ...«

Scheffler blickte ihn irritiert an. Gardner machte Bortfelt ja direkt Zugeständnisse. Ihm gegenüber hatte er sich weit unnachgiebiger gezeigt.

»Entscheidend«, fuhr Gardner fort, »ist das Ziel, der Freiheit zu dienen!« Er wandte sich an Scheffler. »So gesehen, lieber Doktor, ist Mister Bortfelts Einwand nicht von der Hand zu weisen, daß durch solche Publikationen die Öffentlichkeit verunsichert wird, daß tapfere Männer verunglimpft werden!«

Zweifellos ging es Gardner darum, zwischen Bortfelt und Scheffler zu vermitteln. Über den Gegenstand der Auseinandersetzung selbst gab es nichts mehr zu verhandeln. Der eigentliche Verlierer, Heino Siebling, den Scheffler als Journalist sehr schätzte, war ohnehin nicht zugegen.

Scheffler befolgte Springers Weisung und akzeptierte Gardners Vorschlag, sich zu einem »Burgfrieden« bereit zu erklären.

Bortfelt war dieser Begriff nicht ganz geläufig. Er wollte konkret wissen: »Heißt das, daß dieser Schmierfink, dieser Siebling, aufhört zu schreiben?«

Scheffler erschrak, als Bortfelt den Namen nannte. Jetzt erst wurde ihm bewußt, daß er Sieblings Pseudonym preisgegeben hatte, ein unverzeihlicher Fehler für einen Routinier wie ihn. Ein unangenehmes Gefühl beschlich ihn. Er antwortete daher abwesend: »Also gut, bis auf weiteres er-

scheinen keine derartigen Artikel mehr!« Diese Einschränkung glaubte er sich schuldig zu sein.

Gardner klopfte seine Pfeife in der Aschenschale aus und blickte auf die Armbanduhr. Er sah den Streit als beigelegt an. Seine Anwesenheit war nicht länger erforderlich. Er verabschiedete sich.

Scheffler blickte Bortfelt abwartend an. Der traf keine Anstalten, Gardner zu folgen, im Gegenteil, er trat nahe an den Schreibtisch. Scheffler beobachtete ihn stirnrunzelnd. Was wollte er noch? War er mit seinem vermeintlichen Sieg nicht zufrieden?

Siggi Bortfelt beugte sich über den Tisch, deutete auf das Notizbuch und raunte: »Fünfhundert!«

Scheffler starrte ihn verblüfft an. »Wie bitte?«

»Also gut, siebenhundert, bar auf die Hand!« Er griff bereitwillig zur Brieftasche.

Scheffler sprang auf, seine Wangen röteten sich. Aber er schluckte seine Empörung hinunter, erklärte nur eisig: »Sie spaßen wohl? Diese persönlichen Unterlagen verkaufe ich nicht. Adieu, mein Herr!« Er schob demonstrativ seine Hände in die Jackentaschen.

Bortfelt murmelte einen Fluch und wandte sich achselzuckend ab.

Konzach fuhr zum Schönefelder Kreuz. Kurz vor der Kontrollstelle wurde sein Mitfahrer unruhig, seine Hände öffneten und schlossen sich unablässig.

»Flattert das Nervenkostüm?« fragte Konzach spöttisch. Er fügte beruhigend hinzu: »Ihnen passiert doch nichts. Außerdem kontrollieren die uns gar nicht!« Hoffentlich nicht, fügte er in Gedanken hinzu.

Der Posten gab grünes Licht, und Konzach atmete auf. Sein DPA hätte keiner gründlichen Prüfung standgehalten.

Die Fahrbahn war feucht. Trotzdem trat er das Gaspedal durch. Die Tachonadel kletterte auf hundertdreißig. Er verringerte das Tempo wieder, er durfte keiner Autobahnstreife

auffallen. Am Schönefelder Kreuz bog er auf den Berliner Ring ab, in Richtung Magdeburg–Leipzig.

Es war erstaunlich, daß Erna Hänsel kein Wort darüber verlor, wenn er mit seiner »Braut« ausgedehnte Fahrten unternahm. Ihr genügte es, daß der Benzintank randvoll war, wenn er den Pkw zurückbrachte.

An der Raststätte Rangsdorf forderte die Geschwindigkeitsbegrenzung Tempo sechzig, er hielt es halbwegs ein und beschleunigte danach wieder.

»Ich hätte was zu trinken mitnehmen sollen«, äußerte sein Begleiter.

Konzach lachte leise. »Heute abend noch trinken Sie ein ›Kindl-Pils‹.«

Die Kilometermarkierungen auf dem Mittelstreifen flogen vorbei, die Zahlen kletterten rasch. Am Kilometer zweiundachtzig stand als einziger Baum auf dem Berliner Ring eine Eiche.

Die Abzweigung nach Drewitz, zum Grenzübergang nach Berlin-West, folgte. Der Verkehr verstärkte sich spürbar. Konzach fuhr an der Raststätte Michendorf vorbei und bog zehn Kilometer dahinter auf die Magdeburger Strecke ab, zum Grenzübergang Marienborn. Die Verspätung hatte er aufgeholt. er lag »gut im Rennen«, wie er beiläufig erwähnte.

Alfred Heinze starrte auf die Fahrbahn. Die Laubbäume warfen ihre Blätter ab. Manchmal fegte sie ein Windstoß über die Betonbahn. Der Bärtige konnte fahren. Heinze überlegte, ob ihm der Wartburg gehörte. Wo mochte er arbeiten und als was? Warum ging er nicht nach »drüben«, bei seinen Beziehungen? Oder hatte er einen Beruf, der im Westen nicht mehr gefragt war?

Heinze erschrak, sein Fahrer betätigte den rechten Blinkgeber und bog in eine Ausfahrt ab. Die Frage, ob sie am Treffpunkt waren, unterdrückte er. Dem Bärtigen waren Fragen lästig.

Der Wartburg rollte über die Brücke. Auf der anderen Seite fuhren sie wieder auf die Autobahn. Heinze verstand das

Manöver. Er sollte ein Auto benutzen, das aus Marienborn kam, nach Berlin-West fuhr und bei Drewitz die Kontrolle passierte. Also ein Transitfahrzeug, das nach den neuen Vereinbarungen unkontrolliert blieb.

Es war ihm noch unklar, wie er »geschleust« wurde, doch sein Vertrauen wuchs, daß das Unternehmen gelänge. Die Schweigsamkeit des Fahrers und die Tatsache, daß er nach einem minutiösen Plan fuhr, wie seine Blicke auf die Uhr bewiesen, und nicht zuletzt die selbstverständliche Bemerkung, er könne heute abend noch ein »Kindl-Pils« trinken, stimmten Heinze optimistisch.

Enttäuscht wurde er, als der Wartburg auf einen Rastplatz einbog und hielt. Der Fahrer nickte ermunternd, und seine Stimme klang etwas freundlicher, vielleicht, weil er froh war, seinen Auftrag erledigt zu haben. »So, Sportsfreund, aussteigen!«

»Aussteigen?« wiederholte Heinze mit belegter Stimme. Er erinnerte sich nicht, je so unselbständig gewesen zu sein. Er bekam Weisungen und hatte sie zu befolgen, das war eine von Paulischs Bedingungen, sonst funktionierte die Organisation nicht. Paulisch hatte das Wort so bedeutungsvoll ausgesprochen, als meinte er einen mächtigen Apparat, eigens geschaffen, um einen Reiseverkehr ohne Visa abzuwickeln, allerdings auch ohne Rückfahrt.

»Wieso?« fragte Heinze. »Ist der andere schon da?« Er spürte, daß seine Hände feucht wurden. Seine Kehle war trocken.

»Sehen Sie einen?« fragte der Fahrer lakonisch.

Heinze stieg zögernd aus, und der Bärtige folgte ihm. Der Rastplatz lag verlassen da, eine Kiefernschonung umschloß ihn. Die vorbeihuschenden Scheinwerfer rissen niedrige Baumsilhouetten aus dem Dunkel.

Alfred Heinze preßte seine Tasche an sich, statt der Papiere wären ihm jetzt Leberwurstbrote lieber gewesen. Er langte nach seinen Zigaretten, unterwegs hatte er keine geraucht.

»Das lassen Sie man«, sagte sein Fahrer, »im Wald ist

Rauchen verboten. Sie verdrücken sich jetzt in die Kusseln, klar?«

Heinze nickte und blickte ihn erwartungsvoll an. Der Fahrer vertrat sich die Beine. Sein Gesicht erschien im Dunkeln als heller Fleck.

»Höchstens eine halbe Stunde, dann kommt der VW-Transporter, ein Pritschenwagen.«

»Pritschenwagen?« wiederholte Heinze beklommen. »So einer mit offener Ladefläche?«

»Klar«, erklärte der Fahrer leutselig, »das ist doch der Trick! Die Masche ist todsicher!«

Er benutzte Paulischs Argumente. Warum nicht, dachte Heinze, die bringen sich bestimmt nicht selbst in Gefahr.

»Zwei Mann steigen aus und streiten sich. Der Jüngere will fahren, aber der Ältere sagt: ›Kommt nicht in Frage, dein Führerschein ist ja noch warm.‹ Klar?«

»Klar«, bestätigte Heinze bereitwillig. Der Gedanke, daß alles nur seinetwegen veranstaltet wurde, stimmte ihn wieder zuversichtlich.

»Ach so, das Wichtigste«, erklärte der Fahrer. »Sie gehen hin und sagen: Die Albrechtsburg lohnt eine Reise nach Meißen. Klar?«

»Und dann?« Heinze versuchte das Gesicht seines Gegenübers zu erkennen, es gelang ihm nicht.

»Dann muß alles schnell gehen.«

»Und wenn der Wagen nicht kommt? Wenn was passiert ist?«

»Was soll denn passieren?« fragte der Fahrer ungeduldig.

»Vielleicht eine Panne?« erwog Heinze.

»Möglich«, räumte der andere ein. »Dann warten Sie mindestens drei Stunden, danach per Anhalter nach Hause und neue Weisungen abwarten, klar?«

Heinze brachte keinen Ton heraus und wußte, wenn er heute nicht wegkam, ein zweites Mal unternahm er keinen Versuch mehr.

»Kennwort?« fragte der Fahrer.

»Wie?« Heinze starrte ihn verblüfft an. »Ach so. Die ..., die Albrechtsburg lohnt eine Reise nach Meißen.«

»Na fein«, sagte der Fahrer, stieg ein, startete und fuhr los. Das Licht schaltete er erst ein, als er auf die Autobahn einbog.

Heinze starrte ihm verdutzt hinterher. Er wollte sich das Kennzeichen einprägen, weshalb, wußte er nicht, aber der Fahrer hatte es verhindert. Heinzes Magen krampfte sich nervös zusammen.

Auf der Bahn näherte sich ein Laster, der Motor brummte beim Herunterschalten. Heinze sprang zwischen die Kiefern. Der Lastzug bog auf den Platz ein und hielt mit fauchender Druckluftbremse.

Heinze stachen Kiefernadeln ins Gesicht und in den Nakken. Die Türen der Fahrerkabine klappten, zwei Männer stiegen aus und liefen in die Schonung.

Um dreiundzwanzig Uhr war Konzach wieder in der Bizetstraße. Eine Stunde blieb ihm, um die Grenzkontrolle im Bahnhof Friedrichstraße zu passieren. Bei Hänsels brannte Licht, trotzdem ließ er den Wartburg leise ausrollen.

Die Haustür war für seinen »Universal« kein Hindernis, im Flur verzichtete er auf die Nachtbeleuchtung und zündete sein Feuerzeug. Er warf Zulassung und Schlüssel sowie den Umschlag mit dem Ausweis in Hänsels Briefkasten. Erna holte morgen in aller Frühe die Zeitung herauf.

Am Antonplatz nahm Konzach ein Taxi. Unterwegs zum Bahnhof Friedrichstraße zählte er sein Geld. Für den KAKADU reichte es nicht und für Püppi schon gar nicht. Sie nahm ihn aus, er wußte das, und war trotzdem verrückt nach ihr. Unmöglich, jetzt nach Hause zu fahren in das triste Zimmer.

Die Grenzkontrolle dauerte eine Minute, dann lief Konzach in den U-Bahnhof hinunter, doch statt zum Gesundbrunnen, wo er wohnte, fuhr er nach Neukölln und stieg Boddinstraße aus.

Im Ausgang geriet er in eine Schlägerei von Halbstarken und

entkam nur mit einem Hundertmetersprint. Der Krawall war bestimmt seinetwegen inszeniert worden, um seine Geldbörse zu fleddern. Er grinste, die hätten sich gewundert, bei drei Mark achtzig.

Konzach erreichte atemlos das Tor mit dem versteckt angebrachten Klingelknopf. Drinnen sprangen die beiden Dobermänner jaulend gegen die Torflügel. Klatt sorgte dafür, daß die Hunde keinen Kontakt zu den Fahrern bekamen, er traute keinem. Der Hundezwinger war mit Schilfmatten verdeckt.

Von irgendwo kam Klatts Stimme verzerrt aus einer Membrane. »Wer ist da?«

»Konzach! Alles okay, Boß!«

Er hörte Klatt schnaufen, aber der schluckte den Ärger hinunter. Wer weiß, wobei er ihn gestört hatte. Sein Boß bemühte sich, den Unwillen nicht merken zu lassen.

»Warum rufen Sie nicht an?«

»Wegen der Kohlen. Ich habe noch was vor, ist 'n angebrochener Abend!«

»Verrückter Kerl«, brummte Klatt nicht unfreundlich.

Es dauerte endlos, dann knarrte die Haustür, und Klatt sprach zu den Hunden. Die winselten leise. Das Tor wurde spaltbreit geöffnet, die Dobermänner geiferten und Konzach überlegte erschrocken, was ihm passieren würde, wenn seinem Chef das Tor aus der Hand glitt. Ein Dobermann war in Beißwut kaum von seinem eigenen Herrn zu bändigen.

Klatt gab Konzach zwei Fünfzigmarkscheine und murrte: »Das hätte wirklich Zeit gehabt bis morgen!«

»Klar, Boß, für Sie!« erwiderte Konzach trocken.

»Morgen zweite Schicht«, erinnerte Klatt, dann krachte das Tor zu.

In der Flughafenstraße schlich Konzach zur Ecke Hermannstraße und spähte zur U-Bahn hinüber. Sein Verdacht wurde bestätigt, die Burschen, die ihn in die Schlägerei verwickeln wollten, standen friedlich beieinander. Als in der Tiefe eine Bahn grummelte, entstand gleich ein neuer Streit. Eine Frau kam die Treppe herauf, sah sich umringt und in eine

Auseinandersetzung verwickelt. Plötzlich rannten alle hinter einem Fliehenden her und verschwanden in der Boddinstraße.

»Meine Tasche!« schrie die Frau. »Haltet sie! Meine Tasche!«

Konzach lief über die Straße, an der weinenden Frau vorbei, er konnte ihr nicht helfen.

Dem KAKADU sah man von außen nicht an, daß der Barraum sich schlauchartig bis ins Hinterhaus ausdehnte. Das Schaufenster war nicht größer als das einer gewöhnlichen Kneipe. Der in Glasmalerei stilisierte Wappenvogel leuchtete hinter der Scheibe. Das Nachtlokal befand sich am Gesundbrunnen nahe der Badstraße.

Der Vorraum mit der Garderobe lag in diffuses Licht getaucht. Hier herrschte Alfons, ein breitschultriger Zweimetermann, und entschied, wer nach Mitternacht eingelassen wurde und wer nicht, egal, wieviele Plätze frei waren. Alfons war dafür verantwortlich, daß nur zahlungsfähige Gäste in die Bar kamen. Er besaß einen untrüglichen Instinkt dafür. Außerdem paßte er auf, daß es im KAKADU keinen Streit gab.

Die Garderobe besorgte Anni, Alfons' bessere Hälfte, die ihm an Körperfülle nicht nachstand. Anni war darauf eingerichtet, ausgefallene Wünsche zu erfüllen! Sie hielt unter dem Tisch Kavaliersutensilien bereit, dänische Porno-Serien und ein Album mit spärlich bekleideten Mädchen nebst deren Adressen.

Die Gäste des KAKADU wechselten im Laufe eines Abends. Gegen zwanzig Uhr kamen Geschäftsleute aus der Umgebung, denen die Pseudoeleganz ein bißchen Kudammatmosphäre vorgaukelte, außerdem waren die Preise hier weniger gepfeffert als unmittelbar im Zentrum.

Etwas später kamen Pärchen, sie verzehrten wenig, tranken aber die säuerlichen Cocktails ohne zu murren und gingen bald wieder. Um Mitternacht begann der Nepp. Dann kam Bracke, der Eigentümer, ein hagerer Endvierziger, von dem es hieß, er sei homosexuell. Die erste Garnitur Animiermädchen kreuzte dann ebenfalls auf.

Die Nachtportiers einiger Hotels bezogen Zuwendungen von Bracke, damit sie unternehmungslustigen Hotelgästen den KAKADU empfahlen. Sie vergaßen hinter vorgehaltener Hand nie den Hinweis, daß ab zwei Uhr »oben ohne« bedient wurde.

Heino Siebling kam kurz vor Mitternacht. Alfons empfing ihn mit freundlichem Grinsen.

»Hallo, Alfons!« rief Siebling. »Wie geht's dir, alter Sittenstrolch?«

Alfons strahlte bei der vertrauten Begrüßung. Es gab höchstens ein Dutzend »Freunde des Hauses«, wie Bracke jene Gästekategorie nannte, die sich ähnlich vertraut einführen durften.

»'n Abend, Heino!« erwiderte er und flüsterte: »Bracke ist schon da!«

Auf Sieblings Stirn zeigte sich eine Unmutsfalte.

Bracke sah es nicht gern, wenn Gina, seine Barfrau, einen Gast bevorzugte, da das dem Geschäft schadete. Andererseits war Gina unersetzlich. Sie zauberte unwahrscheinlich viele Prärie-Oyster, Valparaisos, Manhattans und andere Cocktails aus den Flaschen und sonstigen Ingredienzen.

Siebling warf Alfons' Frau eine Kußhand zu, seine Wildlederjacke behielt er an. Anni nickte wohlwollend, und Siebling schlug die Samtportiere beiseite.

Der langgestreckte Raum war in dunklem Rot gehalten und modern ausgestattet. Bracke kam der Nostalgiewelle dennoch entgegen, es gab auch Stuck und Altgold, Bronzelampen und eine Kutschwagenlaterne sowie ein hölzernes Wagenrad.

Heino Siebling besuchte die Bar zweimal in der Woche. Öfter ließ es sein Job nicht zu. Und Bracke argwöhnte sowieso mit Recht, daß ihm Gina Gratisdrinks zuschanzte.

Sie sah ihn im Eingang stehen und hilflos über seine beschlagene Brille blinzeln. Sie lächelte mütterlich, ein Grübchen teilte ihr Kinn und machte ihr Gesicht mädchenhaft. Dann wandte sie sich wieder Bracke zu, der mit ihr die Getränkekarte besprach.

Nur zwei, drei Gäste wußten, daß Bracke ein Strohmann war. Die Geldgeber waren ein Apotheker und ein Optiker, die Wert darauf legten, nicht mit dem KAKADU in Verbindung gebracht zu werden.

Siebling nahm seinen Stammplatz gegenüber der Bar ein, von hier aus sah er Gina. Bis zwei Uhr hatte sie es gern, wenn er in ihrer Nähe war, danach nicht.

Bracke tat so, als entdeckte er ihn erst jetzt, und lächelte säuerlich. Püppi, keß und blond, für Sieblings Geschmack zu üppig, brachte ihm einen Bourbon, bevor er etwas bestellte. Püppi arbeitete nachmittags in einem »Massage-Salon«, sie war ein echter Doppelverdiener, und der Journalist schätzte, daß sie sich längst eine Kneipe kaufen könnte. Vielleicht wollte sie höher hinaus?

»Servus, Heino«, grüßte sie. Püppi war mit zehn Jahren aus Wien zu ihrer Tante nach Berlin gekommen, trotzdem klang das Wienerische bei ihr noch durch.

»Grüß dich«, erwiderte er, »kommt Rudi heute?«

Sie zuckte die Schultern und eilte davon.

Heino Siebling nippte an seinem Whisky. Konzach machte anscheinend auf Püppi keinen nachhaltigen Eindruck. Die Serviermädchen grüßten, er gehörte beinahe zum Hause. Die Bar war mäßig besetzt, der Beat hielt sich in erträglicher Lautstärke.

Als Bracke nach hinten ging, setzte sich Gina zu ihm. Er drückte verstohlen ihre Hand. »Ich warte auf Konzach«, sagte er, »denke dran, ich muß nüchtern bleiben!«

»Geht klar, Heino, bis später.« Sie huschte wieder hinter ihr Büfett.

Gina trug ein gewagtes Kleid, es betonte ihre Figur, aber der Ausschnitt war zu tief, fand Siebling. Sie wohnten seit einem Jahr zusammen. Damals war er soweit, den ganzen Journalismus an den Nagel zu hängen. Er hatte es satt gehabt, Zeilengeld zu schinden mit Reportagen über Taubenzüchter, die der Lokalredakteur auf die Hälfte zusammenstrich.

Und mit welchen Illusionen war er nach Berlin gekommen,

geflohen aus der Kleinstadtenge und der sterilen Sauberkeit zu Hause. Seine Mutter war nur noch die verwitwete Frau Stadtbaurat, dieser Status füllte sie aus. Für Siebling war er unerträglich.

Da gab Doktor Scheffler vom »Wochenboten« ihm einen lohnenden Auftrag. Das erste nennenswerte Honorar hatte er hier im KAKADU auf den Kopf gehauen – und war Gina begegnet.

Er suchte ihren Blick. Sie lachte mit den Augen, und das gefiel ihm immer wieder. Gina war mütterlich und eine wundervolle Geliebte zugleich.

Ginas Blick deutete zum Eingang. Dort stand Konzach. Der Mann mit der blonden Bartkrause war nicht zu übersehen.

Konzach trug eine Jacke aus französischem Leder. Er sah sich suchend um, entdeckte Siebling, hob seine Hand und schlenderte näher.

Der Journalist zerdrückte seine halbgerauchte Zigarette in der Aschenschale, langte ein ledernes Zigarrenetui heraus und legte es vor sich auf den Tisch.

Konzach grüßte und ließ sich neben ihn auf den Polsterstuhl fallen. Siebling öffnete das Etui und bot ihm einen dünnen Zigarillo mit weißem Mundstück an, aber der Taxifahrer lehnte ab.

Püppi begrüßte Konzach kühl. Dessen Gesicht verfinsterte sich bei dem frostigen Empfang. Siebling bestellte zwei Whisky. Püppi servierte stumm, und Siebling stieß mit Konzach an. »Was macht das Geschäft?« fragte er.

Konzach grinste, er holte weit mit der Hand aus. Es bedeutete alles mögliche oder auch nichts.

Bestimmt hat der heute einen Hunderter in der Tasche, dachte Siebling, es kam nicht oft vor. Die paar lausigen Mark stärkten sein Selbstbewußtsein, aber für Püppi waren hundert Mark eine Lappalie, die verdiente in zwei Nachmittagsstunden beim »Massieren« doppelt soviel.

»Du hast wohl bei deinem Boß abgesahnt?« fragte Siebling.

Konzach musterte ihn ablehnend. »Du fragst mich nicht

mehr aus, klar? Du hast mich einmal geschafft, von wegen, du suchst einen Job als Schleuserfahrer...«

»Als Kurier!« unterbrach ihn Siebling. »Mit lebendem Gepäck, das ist mir zu riskant. Nicht jeder hat deine Nerven! Prost, Rudi!«

Konzach lächelte geschmeichelt. »Prost!«

Siebling bestellte zwei Prärie-Oyster. Püppi flüsterte Gina zu: »Mach für Rudi einen starken Cocktail, Gina, sonst vermasselt er mir die Tour. Ich habe einen Metzger aus Husum an der Leine. Der bleibt bis Schluß, sagt er.«

Gina griff lächelnd nach der Flasche mit dem hochprozentigen Himbeergeist.

Konzachs Augen wurden bald trübe. Er verstand selbst nicht, daß er heute so wenig vertrug.

»Ich schätze, einen Hunderter hast du abgestaubt«, provozierte Siebling.

»Kannst wohl in meine Tasche kieken?« Konzach rülpste.

Er war der Typ, der seine Minderwertigkeitskomplexe mit Prahlereien abreagierte, sobald der Alkohol ihn enthemmte. Siebling studierte die fortschreitende Alkoholisierung gewissenhaft wie ein Mediziner. Konzach war jetzt richtig präpariert, neigte aber in diesem Stadium zu Gewalttätigkeit.

»Gibt der ›Hai‹ dir denn keinen besseren Job?«

»Klar«, versicherte Konzach großspurig, »laß mal erst den Studebaker aus Dreibrück kommen!«

Mit ein paar beiläufigen Fragen erfuhr Siebling, daß der amerikanische Personenwagen in der »Metallwarenfabrik Dreibrück«, die Siegfried Bortfelt gehörte, so präpariert wurde, daß man zwei Personen schleusen konnte.

»Ich denke, Bortfelt ist der Boß einer anderen Organisation?« Siebling war bereits ausgezeichnet informiert und stellte sich nur naiv, aber Organisation sprach er so gewichtig aus, wie er es von Konzach gehört hatte.

»Ist er auch«, bestätigte der, und er fügte hinzu: »Von dem kann Klatt noch was lernen.«

»Wieso?«

Konzach starrte ihn betroffen an, der Blick wurde klarer, der Alkoholnebel teilte sich. »Nee, mich fragst du nicht mehr aus, mich nicht!«

»Das ist nicht meine Absicht», versicherte Siebling kühl.

Konzach beobachtete finster, wie Püppi von einem dicklichen Herrn getätschelt wurde. Er bestellte zwei Whisky, um sie an den Tisch zu beordern.

»Mach keinen Rabatz«, warnte Siebling, »dann feuert dich Alfons 'raus!«

Konzach schluckte verbittert, der Hinweis verfehlte seine Wirkung nicht. Der Alkohol stumpfte ihn bald wieder ab.

»Die Story im ›Wochenboten‹, warst du das?« fragte Konzach unvermutet.

Siebling runzelte die Stirn. »Wer sagt das?«

»Püppi sagt, du bist bei der Zeitung!«

Heino Siebling ließ die Frage unbeantwortet. Es war ihm im Grunde gleich, was Konzach ahnte. So dumm war der nicht, daß er sich die Dinge nicht zusammenreimen konnte. Der Artikel, der soviel Staub aufgewirbelt hatte, enthielt ja alle Details, die Konzach geliefert hatte. Die Sache gab eine zweite Story her, davon war Siebling überzeugt. Er winkte Püppi und bestellte noch zwei Whisky.

Siebling besaß ein Gespür für außergewöhnliche Geschichten. Das schätzte Scheffler an ihm, das Gefühl für Sensationen von morgen. Er hatte einen geschliffenen Stil, ging ohne Scheu an Probleme heran und fürchtete sich nicht vor heißen Eisen. Nur vermied er, wo es anging, sich persönlich zu engagieren.

Heute wollte er aus Konzach herausholen, was der über eine immer nur beiläufig erwähnte »Wiener Gruppe« wußte. Doch Klatts Taxifahrer wurde zunehmend störrischer. Daran war Püppi schuld, die ständig mit einem Gast flirtete.

Konzach richtete seine Aggressivität jetzt gegen Siebling, beugte sich zu ihm herüber und behauptete drohend: »Ob du es zugibst oder nicht, den Artikel, du weißt schon, hat kein anderer als du geschrieben!«

Siebling hielt seinem Blick stand und lächelte.

Das brachte Konzach aus der Fassung. »Was – was ist denn?« fragte er unsicher.

»Ich überlege nur, falls ich es war und Klatt käme dahinter, daß du mir die Informationen geliefert hast, was der wohl mit dir anstellt?«

Konzach starrte Siebling betroffen an. »Bist du – verrückt?« fragte er tonlos.

»Ich habe dir einen Fünfziger 'rübergelangt«, erinnerte Siebling.

Konzach schwieg. Die Sache machte ihm zu schaffen, er zerrte an seinem Bart.

»Was willst du, ein reelles Geschäft«, beruhigte ihn Siebling, »Nachrichten werden gehandelt wie Kühlschränke oder Kartoffeln. Mach also keinen Zeck, ich übernehme die Getränke und, falls die Story brauchbar ist, wieder fünfzig!«

»Also doch«, murmelte Konzach und starrte verbissen in sein Cocktailglas.

Aber Siebling wurde enttäuscht. Konzach hatte nur Gesprächsbrocken von Klatt und Paulisch aufgeschnappt, als beide über die »Wiener Gruppe« sprachen. Das brachte Siebling auf eine andere Idee. Er fragte nach Klatts Verhältnis zu Paulisch, und Konzach antwortete willig, wohl in der Hoffnung, sich den Fünfzigmarkschein doch noch zu verdienen.

Paulisch und Klatt kannten sich aus dem Tegeler Gefängnis. Sie hatten schon in der Haftanstalt Absprachen für später getroffen. Was beide darüber hinaus verband, wußte Konzach nur vage. Da war von einem Unfall die Rede, bei dem ein Mithäftling ums Leben gekommen war. Wichtig fand Siebling den Hinweis, daß Bortfelt, der »Fabrikant« in Dreibrück, an der Pelzwarenhehlerei beteiligt war, für die Klatt seinerzeit verurteilt wurde.

Unvermutet baute Konzach ab,, ihm fielen die Augen zu. Siebling schob ihm einen Fünfzigmarkschein in die Jacke.

Alfons brachte Konzach unauffällig in die Kammer neben den Toiletten. Darin stand lediglich eine Pritsche wie in der Ausnüchterungszelle des Polizeireviers. Für honorige Gäste

stand ein komfortables Zimmer bereit.

Püppi kassierte zufrieden. Die Rechnung war trotz der Apfelsäfte, die Siebling zwischendurch getrunken hatte, beträchtlich, dennoch vertraute er Püppis Rechenkunst. Es galt der ungeschriebene Ehrenkodex, »Freunde des Hauses« nicht zu schröpfen.

Die Stiluhr an der Bar zeigte zehn Minuten vor zwei. Gina blickte fragend herüber. Siebling begriff nicht gleich, er war in Gedanken bei der neuen Story.

Im KAKADU herrschte beschwingte Stimmung. Bald würde die »Attraktion« steigen, wegen der die meisten Gäste ausharrten.

Gina trat an Sieblings Tisch. Sie rieb nervös ihre Arme. »Ich habe keine Ruhe, Heino, ob mit Tina was ist?«

Er streichelte ihre Hand und lächelte. »Ich geh' ja schon, Schatz!«

Sie atmete erleichtert auf. Zwei Serviermädchen riefen nach ihr, sie eilte an das Büfett zurück. Siebling steckte das Zigarrenetui ein, winkte Gina und wandte sich zum Ausgang.

Sie sagte Tina und meinte sich selbst. Von der »Attraktion« durfte sie sich nicht ausschließen, dazu war sie vertraglich verpflichtet. Ab zwei Uhr gab es keinen öffentlichen Einlaß mehr, der KAKADU besaß dann für Mitglieder und deren Gäste den Charakter eines geschlossenen Klubs. Ab zwei Uhr bediente das weibliche Personal mit entblößten Brüsten.

Gina wollte nicht, daß er sie so vor Fremden sah.

Heino Siebling verließ den Barraum.

Im Foyer saß Alfons neben seiner Frau, beide tranken Kaffee und aßen Kuchen.

Alfons sah ihm grinsend zu, als er die Geldscheine aus der Brieftasche nahm und in die Schuhe schob. Sorgfältig verbarg er sein Zigarrenetui in einem Achselfutteral.

»Paß auf, Alfons, daß Gina ein Taxi nimmt!«

Alfons nickte. Gina benötigte zu Fuß zwar nur zehn Minuten, aber ein Taxi war sicherer.

Noch bevor Alfons die Tür aufschloß, wurde draußen ge-

klingelt. Er spähte durch das Guckloch und wandte sich um. »Ein Bulle!« Er schluckte den Rest Streuselkuchen hinunter und ergänzte: »Den kennst du!« Dann öffnete er.

Draußen regnete es. Kriminalsekretär Keßler schüttelte sich wie ein Hund, der aus dem Wasser steigt. Die Tropfen sprühten von seinem Trenchcoat. Er klopfte seine karierte Mütze aus, dann erst sah er Siebling und grüßte.

»Pünktlich um zwei«, meinte der Journalist anzüglich.

Keßler ignorierte die Anspielung. Er holte ein Foto aus der Tasche und zeigte es Alfons. »Ist der Knabe drin?«

Alfons warf einen Blick darauf und schüttelte den massiven Schädel. »Nee, Herr Keßler! Das Jüngelchen – ist der überhaupt schon achtzehn?«

Keßler nickte. »Ja, grade. Er hat seine Wirtin beklaut, aber vorher hat er sie erwürgt!«

Alfons schnaufte, seine Pranken öffneten und schlossen sich. »Den möcht' ich mir für's Album pressen«, murmelte er.

Keßler wußte, daß er sich auf Alfons verlassen durfte, außerdem bestätigte Siebling dessen Angabe.

»Der sitzt bestimmt in Hamburg auf der Reeperbahn«, erklärte Siebling, als er zusammen mit Keßler den KAKADU verließ. An der Bordschwelle hielt ein Zivilstreifenwagen der Kripo.

»Nach Hause?« fragte Keßler, und als Siebling nickte, fügte der Kriminalbeamte hinzu: »Steigen Sie ein, es ist unsere Richtung.«

Siebling nahm die Einladung nicht nur wegen des Regens gern an, in seiner Straße lungerten häufig verdächtige Gestalten herum.

»Wie geht es Gina?« fragte Keßler unterwegs.

»Ihr steht's bis zum Hals, aber das Geld reicht noch nicht.«

»Das Geld reicht nie«, orakelte Keßler, »bei der Inflationsrate? Sie soll den Absprung nicht verpassen, sagen Sie ihr das.«

Heino Siebling nickte, gab Keßler die Hand und stieg aus. Der Streifenwagen hielt, bis die Nachtbeleuchtung brannte.

Zwei Minuten später öffnete Siebling die Korridortür. Sein erster Blick fiel wie immer auf das italienische Schränkchen mit der asymmetrischen Schnitzerei. Gina bewahrte teures figürliches Porzellan darin auf. Die Wände waren mit Wandteppichen verkleidet und verliehen der Diele eine intime Atmosphäre.

Siebling zog die Schuhe aus, die Geldscheine fielen heraus, er hob sie lächelnd auf und schlüpfte in die Hausschuhe.

Das Wohnzimmer glich einem Antiquitätengeschäft.

Siebling fand die Anhäufung antiker Kunst erdrückend, Gina neigte in allem zu Übertreibungen.

Er hängte seine Wildlederjacke hinter den seidenen Vorhang mit der Drachenstickerei.

In Tinas Zimmer brannte Licht, Siebling öffnete behutsam die Tür. Tina war mit ihrem Bilderbuch eingeschlafen und lag bloßgestrampelt. Er nahm das Buch fort, deckte das Kind behutsam zu und zögerte sekundenlang, ehe er das Licht löschte.

Der schwarzlockige Wuschelkopf und die kakaobraune Haut bildeten einen reizvollen Kontrast zur weißen Bettwäsche. Von ihrer Mutter besaß Tina nur die blauen Augen, ihre Lippen waren voll und kirschrot wie die ihres Vaters, der in Berlin Jura studiert hatte und jetzt in seiner afrikanischen Heimat eine wichtige Position bekleidete. Von Tina wußte er nichts.

Siebling löschte seufzend das Licht.

Tina wurde eine Schönheit, davon war er überzeugt, ein eigenartiger Reiz ging schon heute von ihr aus. Ebenso sicher war jedoch, daß er sie nie der Stadtbauratswitwe Siebling vorstellen würde.

Er ging in die Küche, suchte im Kühlschrank nach Eßbarem und trug es hinüber in seine spartanisch einfach möblierte Kammer. Außer einigen modernen Drucken gab es nichts, das seine Gedanken von der Arbeit abschweifen lassen konnte.

Ginas Plan mußte scheitern, dieser Traum von einer Pension in einem reizvollen Ferienort. Stadtbauratswitwen gab es

überall. Die Probleme begannen schon, wenn Tina zur Schule ging. Nein, eine Kleinstadt kam sicher nicht in Betracht, nur die Anonymität der Großstadt.

Er streifte den Schonbezug von der Maschine, spannte einen Bogen ein und tippte gesperrt die Überschrift: »NEUES VOM HAI!«

Dann klappte er das Zigarettenetui auf und lauschte auf Konzachs gequetscht klingende Stimme: »Die arbeiten alle zusammen, klar? Klatt, Bortfelt und Weiß. Aber mit der ›Wiener Gruppe‹ steckt hauptsächlich Klatt unter einer Decke ...«

Die Scheinwerfer durchbrachen die Dunkelheit, die Fahrbahn glitzerte naß. Feiner Dunst stieg auf, waberte im grellen Licht und wurde durcheinandergewirbelt. Ein Reh stand geblendet am Waldrand und sprang zwischen die Bäume zurück. Auf der Gegenfahrbahn leuchteten grelle Scheinwerfer und wurden abgeblendet. Der Motor lief ungleichmäßig und patschte.

Das Fahrerhaus des VW-Pritschenwagens war eng. Die Ledersitze waren zerschlissen, das Innere war verwahrlost, typisch für ein Fahrzeug, das nie gepflegt wurde und dessen Fahrer häufig wechselten.

Die beiden Männer, die die Enge teilten, konnten nicht gegensätzlicher sein.

Der hagere Alte am Lenkrad besaß schütteres weißes Haar und zerknitterte Wangen mit deutlichen Spuren einer seltenen Rasur. Er wirkte wie siebzig, war aber drei Tage zuvor erst sechzig geworden. Auf seinen feinnervigen Händen mit den ungepflegten Nägeln traten die Adern wulstig heraus. Sie umklammerten fest das Lenkrad, damit der jüngere Beifahrer das Zittern nicht sah.

Auf der Stirn des Alten perlte Schweiß, er wischte ihn von Zeit zu Zeit verstohlen mit dem Handrücken fort. Robert Passe kannte die Symptome. Eine halbe Stunde noch, dann wurde der Schweißausbruch stärker, dann stellten sich Atembeschwerden ein. Die Hände zitterten dann so stark, daß der

junge Spund es merkte. Wenn der es Bortfelt berichtete, war es vielleicht mit dem Nebenverdienst vorbei.

Jürgen Volz war dreiundzwanzig, aber auch er wirkte älter, obwohl er das schwarze strähnige Haar schulterlang trug und auf einen Bart verzichtete.

Volz beobachtete mißtrauisch den Fahrer, dessen Lider manchmal über die Pupillen herabsanken und schreckhaft wieder aufgerissen wurden.

»Penne nicht!« rief Volz wütend.

Passe schrak auf. Seine Augen weiteten sich. Er sah verlegen lächelnd auf seinen Begleiter. Seine Stimme schmeichelte: »Einen Schluck, Jürgen, einen bloß! Du wirst sehen, dann bin ich wieder voll da!«

Volz tippte sich an die Stirn. »Du spinnst wohl? Was meinst du, weshalb Siggi mich mitschickt?«

Das alte Gesicht verzog sich enttäuscht. Die Enthaltsamkeit machte Passe krank, seine Gedanken kreisten um die Wermutflasche, die Volz ihm bei Fahrtantritt weggenommen hatte. Wie er den arroganten Affen haßte, dieses verderbte Gesicht mit den alten Augen. Noch mehr haßte er die vulgäre Sprache, die Volz als »Trebegänger« angenommen hatte.

Robert Passe registrierte sachlich, was er an Jürgen Volz alles verabscheute. Das hielt ihn munter. Sie fuhren nicht zum ersten Mal für die »Maschinenfabrik Dreibrück« über die Transitstrecke nach Westberlin. Aber jedesmal mußte er die Abneigung gegen Volz neu überwinden. Er haßte dessen höhnisches Lachen. Der Geruch seiner Kleidung widerte ihn an. Passe wußte, daß Volz angekleidet unter die Decken kroch, immer fluchtbereit, wie als »Trebegänger«, wenn er in Scheunen und Wartehallen schlief.

Es gab viele Gründe, Volz zu hassen, unter anderem auch den Neid, daß Volz noch im ersten Lebensdrittel stand, während sein eigenes sich unerbittlich dem Ende zuneigte.

Passe erinnerte sich an ein Bild, das er vor langer Zeit einmal in einem Museum gesehen hatte. Ein Kind in der Wiege spielte mit einem Beutel voller Münzen. Am Bildrand stand ein Greis,

der einen Beutel umstülpte, damit die letzte Münze herausfiel.

Robert Passe wußte, daß er seine Münzen vergeudet hatte, jene Fähigkeiten und Talente, die jedem in die Wiege gelegt wurden. Er hatte Zuneigung leichtfertig verspielt, seine Gesundheit und Kraft vergeudet, jetzt war er ausgebrannt, leer, Schlacke!

Der junge Spund neben ihm war im Begriff, es ihm gleichzutun. Das versöhnte Passe beinahe wieder. Seine Mundwinkel sanken höhnisch herab, seine Gedanken funktionierten träger. Der weiße unterbrochene Strich, der die Fahrbahnen teilte, wirkte einschläfernd.

Volz' Stimme riß ihn in die Wirklichkeit zurück. »Du Scheißtier pennst wohl?«

Passe richtete sich auf, der weiße Strich straffte sich wieder zur Geraden.

»Los, wir erzählen was«, bestimmte Volz, »dann bleibst du munter.« Er klopfte zwei Zigaretten aus seiner Packung, rauchte beide an und gab Passe eine.

Der nickte dankbar, konnte nun aber das Zittern seiner Hände nicht verbergen.

»Die Urne ruft, Opa! Mann, bist du fertig! Daß Siggi dich noch einsetzt!«

Passe beschlich Angst. Wenn Volz bei Bortfelt dummes Zeug erzählte, war es vielleicht aus mit der Fahrerei. Bortfelt gab ihm den Job ohnehin nur, weil sonst keiner für einen Hunderter fuhr. Volz bekam dreihundert. Und jedesmal, wenn sie in der Neuköllner Gartenlaube bei Volz' Kumpel übernachteten, fehlte morgens einer der beiden Fünfzigmarkscheine. Komisch, Volz überbrachte ihm von Bortfelt immer zwei Fünfzigmarkscheine, nie einen großen Schein. Er tat dann stets so, als merke er nichts, denn Volz war rabiat.

In der Laube gab es Wermut gratis. Passe war an den Fusel gewöhnt, anderen Alkohol konnte er entbehren.

Wichtiger als das Geld war für Passe das Gefühl, nützlich zu sein, und sei es nur dazu, dieses Wrack über die Bahn nach Westberlin zu fahren.

»Habe ich dir erzählt, wie ich den schwulen Fixer aus dem fahrenden Zug gefeuert habe?«

Passe meinte bewundernd: »Ja, dem hast du's gegeben.«

Volz grinste gönnerhaft. »Ich habe nichts gegen Warme, aber sympathisch sind mir nur die, die sich abstauben lassen. Verstehst du das, du trübe Tasse?«

Passe nickte stumm und schluckte die Beleidigung. Er kannte alle Episoden, die Volz als »Trebegänger« erlebt hatte. An seine Eltern erinnerte der sich nicht. Seine Eindrücke begannen erst im Waisenhaus. Dort mußte Volz sich beizeiten gegen Größere und Stärkere behaupten. Vielleicht war er deshalb so geworden?

Mit acht Jahren war Volz auf »Trebe« gegangen, durch die BRD nach Frankreich und wieder zurück. Er wurde aufgegriffen, zurückgeschafft, rückte aus und ging wieder auf »Trebe«. Nur im Winter lockten die zentralgeheizten Anstalten.

Am liebsten erzählte Volz von den vier Wochen im Paradies. Jedesmal schmückten neue Attribute die Geschichte. Es war wie eine Gedankenverbindung, daß Volz davon anfing, als Passe daran dachte.

»Eine echte Chance kriegt jeder im Leben, Passe! Man ist nur zu dußlig, was draus zu machen, das ist es!«

Passe fand es komisch, daß ihm Volz mit seiner Landstraßenerfahrung Lebensweisheiten anbot. Aber er nahm auch das hin. Er wußte, was kam. Er kannte die Story in vier Varianten, aber der Kern mochte stimmen. Er irrte sich nicht, Volz schilderte den Höhepunkt seines Lebens: »Die vier Wochen in der Villa am Starnberger See, Mann! Sauna und Kino im Keller – und die Filme, meine Fresse! Der Alte stank nach Kohlen, nach Schweiß auch, das fiel mir auf den Wecker!«

Passe registrierte, daß der Schweißgeruch neu war, und Volz fuhr fort: »Nach einer Woche quatschte der von adoptieren und von einem Testament, um seine beschissene Verwandtschaft zu ärgern. Die waren sauer, Mann, weil er

schwul war. Feine Manieren wollte er mir beibringen.«

Robert Passe schwieg, er kannte alle Details. Volz war es mit achtzehn langweilig geworden im Käfig. Der Sommer begann, ein ungewöhnlich warmer Sommer, und Volz wollte nach Frankreich, diesmal nicht als »Trebegänger«, und dazu brauchte er Geld.

Jürgen Volz starrte auf die Fahrbahn. Es regnete stärker.

»Das Fernsehen war schuld, Passe! Damit machen die das Volk dußlig! Hundertmal zeigen sie's dir, und immer sieht es ganz einfach aus: Den Knüppel auf die Omme und schon träumt der echt. Scheiße! Der Alte lag eine Woche ohne Besinnung. Und mich hatten sie schon in Reims!«

Passe grinste verstohlen, er gönnte Volz den Denkzettel. Vier Jahre hatte er sich eingehandelt, und weil er renitent war, mußte er sie voll absitzen. Im Knast wurde er als Hilfsschlosser angelernt, das war sein Glück, so kam er bei Bortfelt in dem einsamen Heidedorf Dreibrück unter.

An der »Stellmacherei und Schmiede«, die jahrelang still lag, wurde nur das Firmenschild geändert. »Metallwarenfabrik Dreibrück« stand jetzt darauf.

Das erste Erzeugnis dieser Firma, die nur drei obskure Leute beschäftigte, stand hinten auf dem Wagen, ein Schweißgerät.

»Du, Volz«, sagte Passe, »ich muß mal.«

Volz brummte eine Zote.

Mit der echten Chance im Leben hatte Volz recht. Passe erinnerte sich an sein eigenes Leben. Das war in Dresden, ein gepflegtes HO-Restaurant. Robert Passe trug nur makelloses Weiß und eine Mütze wie ein Baumkuchen. Zwei Köche und einen Lehrling leitete er an. Mein Gott, wie lange war das her. Wein war damals für ihn nur eine Ingredienz, um Speisen zu verfeinern.

Die Sucht, rasch Geld zu verdienen, war ebenso schuld gewesen wie der gleichgesinnte Objektleiter. Sie arbeiteten Hand in Hand, und nach zwei Jahren war das Manko nicht mehr zu kaschieren. Der andere wurde geschnappt. Er selbst

entwischte mit knapper Not nach Berlin. Für zwanzig Pfennig fuhr er zum Gesundbrunnen, so einfach war das damals.

Aus der Dunkelheit tauchte ein blaues Schild auf mit einem weißen P. Ein Parkplatz. Passe verringerte die Geschwindigkeit.

»Ich bleibe nicht ewig dabei, Passe!« Volz sog an der Kippe, drehte die Türscheibe herab und schnippte den glühenden Tabakrest hinaus. »Die Kommunisten sind doch nicht dämlich, Mann! Eines Tages kaschen die uns. Wetten?«

Passe hob die Schultern und ließ sie wieder sinken. Schweiß rann seinen Rücken hinab, seine Hände klebten am Lenkrad. Da kam das zweite P, das die Einfahrt markierte. Er trat die Bremse und betätigte den Blinkgeber, aber der funktionierte wieder mal nicht. Er bog dennoch auf den Rastplatz ein. Der Transporter hielt. Die Scheinwerfer erloschen, und der Motor verstummte, aber ein heftiger Regenguß hinderte Passe am Aussteigen.

»Günstig für uns«, äußerte Volz zufrieden. »Die Grenzer haben Nachtsichtgeräte, Mann! Die sehen im Dustern! Ein Scheißjob, Passe, und Siggi sitzt zu Hause und kassiert.«

Der Regen rauschte heftiger, es prasselte, als würden Erbsen auf das Dach des Fahrerhauses geschüttet. Volz brach wieder das Schweigen. »Wärst du nicht so fertig, Mann, da wüßte ich, wie wir zu unserm Geld kämen. Allein geht's nicht. Ich weiß, wo Siggis Pelze eingemauert sind! Heiße Ware! Ganze Ballen, Mann!«

Passe lehnte die heiße Stirn an die kühle Türscheibe. Seine Gedanken kreisten unablässig um die Wermutflasche hinten auf der Wagenpritsche. Er raffte sich zu einer Erwiderung auf: »Kein Hund beißt die Hand, die ihn füttert, Volz!«

»Du bist ja bescheuert«, erklärte er verächtlich. »Laß mich mal erst den Führerschein haben! Siggi biegt das hin, ohne Prüfung! Da weiß ich was Besseres. Unfallfahrer! Ein Kumpel aus dem Klingelpütz kann mich brauchen.«

Passe fragte nicht, die Gier nach einem Schluck Wermut machte ihn krank. Obwohl er Volz' Gesicht im Dunkeln nicht

sah, war es ihm gegenwärtig, die breite Nase, die kurze Unterlippe, die beim Sprechen die Zahnlücke entblößte.

»'ne Masche von Frau Saubermann! Die steigen jetzt groß ein, verstehst du? Die passen auf, wo ein Macker seine Nase mit Schnaps begießt, und wenn er dann in seinen großkotzigen Dampfer steigt, sitzt er schon in der Falle! Ich fahre mit meinem älteren Mercedes davor – und dann – zack! Notbremsung! Rumms, knallt der hinten 'rauf! Na, wie findest du das? Was meinst du, was der für die Reparatur ausspuckt, Ausfall und so, wenn ich nach der Polente schreie? Die Polizei, dein Freund und Helfer! Der Macker zittert doch um seinen Führerschein!«

Passe hörte gar nicht hin. Der Regen ließ nach, er schlug den Kragen hoch und stieg aus. Er lief in den Wald, schlug einen Haken und pirschte sich von hinten an den Wagen heran. Im Fahrerhaus flammte das Feuerzeug auf, Volz rauchte.

Robert Passe tastete nach dem Werkzeugkasten. Der Regen durchnäßte ihn. Das Schweißgerät mit der Gasflasche blinkte naß. Die Werkzeugkiste war verrutscht, Passe zog sie behutsam heran und hob den Blechdeckel. Volz hatte die Flasche hier 'reingetan, er fühlte den schlanken Flaschenhals.

Passe nahm die Flasche heraus und entfernte gierig den Korken. Der Kistendeckel glitt ihm aus der Hand und krachte zu. Es dröhnte wie ein Schuß in der Stille. Auf der Fahrbahn huschten Autos vorbei.

Robert Passe zitterte vor Schreck, setzte die Flasche hastig an den Mund und trank gierig. Doch da sprang Volz aus dem Wagen, war mit zwei Schritten bei ihm und schlug ihm ins Gesicht. Passe taumelte rückwärts, die Flasche fiel herunter und zerschellte. Volz war außer sich vor Wut. Er schlug wieder und wieder zu. Passe stöhnte, krümmte sich vor Schmerz und hob die Arme schützend über den Kopf. Da rammte Volz ihm das Knie in den Leib.

»Du falscher Hund«, keuchte er, »sollen wir hochgehen, weil du nach Fusel stinkst?«

Passe fiel vornüber auf die Knie und erbrach sich, aber der

Regen tat ihm gut. Ein Lastzug bog auf den Rastplatz ein, sie hatten sein Kommen überhört. Volz riß Passe empor und schob ihn auf den Fahrerplatz. Der Alte sackte stöhnend über dem Lenkrad zusammen.

Aus dem Dunkeln kam Volz' Stimme. »Bis drei zähl' ich, fährst du dann nicht, schlage ich dich windelweich! Eins!«

Passe wußte, daß es keine leere Drohung war.

»Zwei!«

Passe richtete sich auf und tastete nach dem Zündschlüssel. Obwohl er den Mageninhalt von sich gegeben hatte, war die peinigende Gier gestillt.

»Drei!« zählte Volz und packte seinen Nacken.

Da sprang der Motor an, und die Scheinwerfer blendeten auf.

»Dein Glück«, knurrte Volz und ließ ihn los.

Passe war jetzt hellwach, der Haß auf Volz hielt ihn munter. Abenteuerliche Gedanken schwirrten ihm durch den Kopf. Er erfand Situationen, in denen er sich an Volz rächte, und kostete sie aus, obwohl er selbst mitbüßte. Er stellte sich vor, sie hielten an der Kontrollstelle, und er sagte zu dem Grenzsoldaten: »Nehmen Sie diesen Burschen fest! Vorsicht! Der hat ein Schießeisen in der Hosentasche! Und dann sehen Sie sich das Schweißgerät an!«

Er malte sich Volz' Entsetzen aus und kicherte vor sich hin.

»Echte Meise«, meinte Volz verächtlich, »ich schlage ihm in die Fresse, und er kichert sich eins!«

Passe schwieg, doch die Vorstellung, sich jederzeit an Volz rächen zu können, wenn er es nur wollte, machte die Demütigung erträglicher. Er würde nichts überstürzen, vielleicht konnte er, wenn er es geschickt anstellte, sogar die eigene Haut retten.

Passe dachte an die »Bombe«, an der er mitgebaut hatte. Siggi Bortfelt war zufrieden gewesen, einen Hilfsschweißer erwischt zu haben.

Und er dachte an den Kunden, der irgendwo wartete, wo, wußte nur Volz. Weshalb ging der nach drüben? Hatte er etwas

verbrochen? Oder weshalb sonst tat er es? Was lockte ihn?

Sollte er ihn fragen, ob er richtig gerechnet hatte? Ob es sich lohnte, alles dafür aufzugeben? Das Recht auf Arbeit? Die sichere Zukunft ohne Angst vor dem Altwerden?

Bei uns bist du mit fünfzig Abfall, weißt du das? Müll – reif für die Kippe!

Robert Passe trat wütend auf das Gaspedal, der Motor heulte, und die Karosserie ächzte, als bräche sie gleich auseinander.

»Bist du wirklich besoffen?« schrie Volz. »Fahr langsamer, du Idiot!«

Passe nahm gehorsam das Gaspedal zurück. Der Motor beruhigte sich, der Wagen rumpelte weniger. Es hatte aufgehört zu regnen, und Passe schaltete die Scheibenwischer aus.

Volz wiederholte seine Befürchtung: »Mist! Die Grenzer haben Nachtsichtgeräte, Mann!«

»Und es wird immer heller«, bestätigte Passe gelassen, als störte es ihn nicht und als habe es nie Streit zwischen ihnen gegeben.

Vor dem Streifenwagen der Volkspolizei glühten zwei rote Rücklichter, ein Pkw zog rechts hinüber und überließ ihm die Überholspur.

Das Sprechfunkgerät war auf Empfang geschaltet und summte leise. Wachtmeister Schmolke hörte es kaum noch, er hatte sich daran gewöhnt. Sobald es in der Membrane knackte, hob er den Kopf.

Schmolkes Gedanken weilten bei Elke. Heute abend versetzte er sie zum dritten Mal, da er unvermutet zum Dienst eingeteilt worden war. Schmolke überholte einen Pkw.

Gruner, Meister der Volkspolizei, ahnte die Gedanken seines Fahrers. Er sah auf seine Armbanduhr. Es fehlten ein paar Minuten an zwanzig Uhr. Gruner musterte das verkniffene junge Gesicht und räusperte sich. »Wenn das Mädel in Ordnung ist, dann versteht sie, daß es unverhoffte Einsätze

gibt.« Er wollte hinzufügen, wenn sie es nicht versteht, ist sie sowieso nicht die richtige für einen Angehörigen der Volkspolizei. Aber er unterließ es.

Wachtmeister Schmolke wußte selbst noch nicht, ob er mit Elke zusammenbleiben würde. Er stellte nur verwundert fest, daß der Gedanke, Elke könnte Schluß machen, ihm einen schmerzhaften Stich gab.

»Dabei ist nichts los«, murrte Schmolke.

Gruner lächelte nachsichtig. Er verstand seinen jungen Genossen. Er wäre selbst gern zu Hause gewesen. Die Schwiegereltern waren aus dem Spreewald gekommen, und er hatte sich ihnen noch keine Stunde widmen können.

»Es ist erhöhte Wachsamkeit befohlen worden, Genosse Schmolke«, erinnerte Gruner, »bestimmt nicht ohne Grund.«

Der Wachtmeister zuckte die Achseln. Die Autobahn lag beinahe verlassen da. Überzeugt war er nicht von der Notwendigkeit verstärkter Autobahnkontrollen. Das neue Transitabkommen legte eindeutig fest, unter welchen Voraussetzungen der erleichterte Verkehr von der BRD nach Berlin-West und umgekehrt auf den Straßen der DDR möglich war.

Hinter Gruner lagen fünfzehn Dienstjahre, er besaß seine Erfahrungen und war überzeugt, daß der Gegner Möglichkeiten suchte und fand, um das Transitabkommen zu stören. Sein Mißtrauen richtete sich nicht gegen die Mehrzahl der Reisenden, die sich an die Gesetze hielt.

Schmolke trat die Bremse. Aus den Regenschwaden tauchten die Rücklichter eines Pkw auf, der besonders vorsichtig fuhr. Schmolke las das Kennzeichen. »Ein Westwagen.«

»In Ülzen zugelassen«, ergänzte Gruner, der Dutzende BRD-Zulassungsstellen zu identifizieren vermochte.

Schmolke scherte nach links auf die Überholspur aus und zog an dem älteren Opel-Kapitän vorbei, der sich dicht hinter einem Büssing-Laster hielt.

Die Reifen des Büssing, der ohne Hänger fuhr, warfen das Wasser von der Fahrbahn hoch und verdichteten damit die Regenwand. Schmolke wunderte sich. Merkwürdig, daß der

Personenwagen so dicht hinter dem Lkw blieb.

»Der Fahrer hat Hemmungen, in die Regenwand hineinzufahren. Das gibt es oft, lieber starrt er auf die Rücklichter seines Vordermannes.«

Schmolke zuckte die Schultern. »So ein Wrack«, erklärte er kopfschüttelnd, als er den Büssing überholte. Gruner pflichtete ihm bei.

Der Autoveteran erzeugte schaurige Geräusche. Die Aufbauten klapperten, die notdürftig geflickte Plane flatterte im Wind, und an den Seitenklappen blätterte die Farbe ab.

Vorbeifahrend entdeckte Schmolke ein seltsames Motiv auf der linken Seitenklappe des Lasters, von den Farbschäden hervorgerufen.

Ein Pferdekopf, dachte er, ein richtiger Pferdekopf! Der lange Schädel, die Nüstern, die hängende Unterlippe, bleckende Zähne, große runde Augen und auf der Stirn eine herzförmige Blesse! Darüber die aufgestellten Ohren!

Doch nun stimmte das Bild nicht mehr, denn statt zwei waren es vier Ohren, stellte Schmolke enttäuscht fest. Oder aber, er lächelte über den Einfall, oder aber es waren zwei Ohren, wie es sich für ein manierliches Pferd gehörte. Dann waren das andere zwei Hörner! Klar, dachte Schmolke, ein Pferdekopf mit Hörnern!

»Auf dem nächsten Rastplatz halten, Genosse Schmolke«, befahl Gruner.

Heinze stand in den Kieferkusseln. Es regnete nicht mehr, aber die Nadeln hingen voller Tropfen, und bei jeder Bewegung fielen sie herab, rannen in seinen Kragen und den Rücken hinunter. Er fröstelte.

Alfred Heinze rührte sich nicht vom Fleck.

Ein Pkw fuhr auf den Rastplatz und hielt. Eine Familie, Vater, Mutter und zwei Kinder, stieg aus. Heinze wagte sich nicht zu rühren. Hintereinander kamen jetzt Fahrzeuge und parkten. Was nun, dachte er, wenn das dabei blieb! Er verharrte reglos, seine Augen starrten ins Dunkel, aber einen

Lieferwagen sah er nicht. Er hörte viele Stimmen, wie sollte er da seine Losung heraushören? Der Gedanke, den Transporter zu verpassen, erleichterte ihn sogar. Dann hielt er sich an die Weisung des Bärtigen und trampte nach Berlin zurück. Er besaß nur eine ungenaue Vorstellung, wie weit er entfernt war.

Unverhofft entstand ein allgemeiner Aufbruch. Autotüren klappten, Motore sprangen an, Scheinwerfer blendeten auf. Ein Pkw nach dem anderen rollte fort. Heinze beobachtete es erleichtert.

Mitten in den Massenstart fiel die Ankunft des Transporters.

Heinze wußte sofort, daß er es war, und wurde wieder zuversichtlich. Der VW-Pritschenwagen hielt beinahe dort, wo er in der Schonung lauerte. Es schien alles bis ins Detail verabredet zu sein. Der Lieferwagen stoppte, die Lichter verloschen, und der Motor verstummte, aber sonst rührte sich nichts.

Der letzte Pkw rollte auf die Autobahn, da gingen beide Türen auf, und zwei Männer stiegen aus. Der Fahrer schien hager und alt zu sein, er bewegte sich steif, als litte er Rheumaschmerzen. Der Beifahrer war jung und trug das Haar schulterlang, das erkannte Heinze sogar im ungewissen Zwielicht.

Die Männer sahen sich um. Der Jüngere rief: »So, jetzt läßt du mich mal fahren!«

Der Alte lehnte am Wagen und antwortete bereitwillig: »Ist gut, Volz!«

Heinze staunte, das war doch nicht ausgemacht? Da fauchte der Jüngere wütend: »Idiot, hast du alles vergessen? Noch mal!« Und lauter als vorher rief er: »So, jetzt läßt du mich mal fahren!«

Wie ein schlechter Laienspieler plapperte der Alte: »Kommt nicht in Frage, dein Führerschein ist ja noch warm!«

Es war das Stichwort für seinen Auftritt. Aber Heinze zögerte. Irgendwo knackten Zweige, und die Köpfe der beiden Männer hoben sich ruckartig.

Ich kann bleiben, dachte Heinze, ich melde mich einfach nicht. Die warten nicht lange, dann fahren sie los. In ein paar Stunden bin ich zu Hause, alles ist nicht gewesen. Ein paar Tage bleibe ich krankgeschrieben, und morgen sehe ich Ute und Achim. Doch dann schüttelte er die Gedanken ab. Er gab sich einen Ruck, trat aus der Schonung heraus und stand unvermittelt hinter den Männern. Die fuhren erschrocken herum. Mit fremd klingender Stimme, wie ein Schüler, der einen Vers rezitiert, hörte er sich sagen: »Die Albrechtsburg lohnt eine Reise nach Meißen!«

Da blendete ihn der Strahl einer Taschenlampe. Der Jüngere hielt sie in der Hand und herrschte ihn an: »Wo bleiben Sie denn, Mann? Los, 'rauf, aber dalli!« Er zeigte auf die Wagenpritsche.

Der Rastplatz war leer. Auf der Autobahn brummte ein Lastzug heran und verringerte die Geschwindigkeit, als wollte er auf den Parkplatz einbiegen.

»Mist! Los, ducken!« befahl der Langhaarige, der den Ton angab.

Heinze erinnerte sich nicht, je so barsch behandelt worden zu sein. Er kauerte hinter dem Wagen, der Lastzug bog auf den Platz ein, die Scheinwerfer glitten an den Bäumen entlang über sie hinweg. Volz spähte aufmerksam umher.

Der Skoda-Lastzug besaß ein Kennzeichen des Bezirkes Rostock. Triebwagen und Hänger waren mit Maschinen beladen. Die Druckluftbremse zischte, der Zug hielt, und die Fahrer stiegen aus. Sie waren weit genug entfernt und kümmerten sich nicht um den Lieferwagen.

»Los, rasch«, forderte der Langhaarige.

Heinze kletterte steif hinauf, der Jüngere half unsanft nach. Heinze fühlte die nassen Wagenplanken, die Tasche glitt ihm aus der Hand. Er tastete nach ihr und beschmutzte sich. Jetzt sah er, daß der Transporter ein Gerät geladen hatte. Der andere schwang sich nach ihm herauf und hantierte mit einem Schraubenschlüssel. Es klirrte metallisch, und Heinze lauschte ängstlich zu dem Rostocker Lastzug hin.

»Die tun uns nichts«, murmelte der Langhaarige, »Hauptsache, es kommt keine Streife!«

Volz fluchte, irgend etwas klappte nicht. Auf der Bahn näherte sich ein Pkw. Der Motor summte hell wie ein Insekt. Heinzes Gaumen wurde trocken. Der Alte lehnte am Wagen und murmelte: »Volz, mir ist schlecht!«

Lieber Himmel, dachte Heinze, der muß doch fahren.

Da löste sich klirrend die Bodenplatte der Gasflasche und polterte auf die Pritsche. Der Pkw brummte auf der Gegenbahn vorbei. Heinze starrte in ein rundes schwarzes Loch.

»Was denn, da – da 'rein?« stotterte er entsetzt.

»Wo denn sonst?« fragte Volz und drängte ungeduldig: »Eine Stunde halten Sie's aus, dann sind wir drüben! Die sicherste Masche, Mann, die zur Zeit läuft! Das Schweißgerät funktioniert sogar, wenn man's prüft. Also, was ist?«

Auf der Autobahn summte ein Pkw vorbei. Die Fernfahrer stiegen ein, knallten die Türen zu. Der Lastzug startete mit dröhnendem Motor.

Heinze legte sich auf den Boden und kroch in die »Bombe«, wie Volz den Behälter nannte.

»Arme an den Körper und steifmachen wie ein Brett!« kommandierte der Langhaarige.

Heinze befolgte die Anweisungen und fühlte sich geschoben. Er staunte, wieviel Kraft in dem jungen Kerl steckte. Sein Kopf stieß irgendwo gegen, er spürte den dumpfen Schmerz kaum.

»Beine anziehen!« rief Volz von draußen.

Heinze vermochte es nur mit qualvoller Anstrengung. Seine Ledertasche wurde hereingezwängt, und ehe Volz die Bodenklappe schloß, rief der Alte: »Der blinkt, der hält hier!«

Da rastete der Verschluß metallisch ein, und der Wagen zitterte, als Volz hinabsprang.

Wäre Heinze Zeuge dessen gewesen, was sich Sekunden später abspielte, dann hätte er seiner Lage gewiß einige Vorteile abgewonnen. So aber beherrschte ihn lediglich das Gefühl, lebendig begraben zu sein.

Der Wolga kam heran, sein rechtes Blinklicht zuckte rhythmisch, er bog auf den Rastplatz ein. Die Scheinwerfer erfaßten den VW-Pritschenwagen mit dem BRD-Kennzeichen, der ein Gerät geladen hatte.

Wachtmeister Schmolke trat die Bremse und hielt knapp hinter dem Transporter. Ein junger Mann mit schulterlangem Haar schloß geblendet die Augen und knöpfte seine Hose zu.

»Weshalb hält der?« fragte Polizeimeister Gruner. »Den sehen wir uns an.« Er stieg aus. Schmolke folgte ihm. Sie traten an den Wagen und sahen hinauf. Der Lieferwagen hatte ein Schweißgerät geladen. Der Fahrer trat zögernd näher, ein alter klappriger Mann, zu diesem Wagen passend, fand Schmolke. Aber die Papiere besaß der Beifahrer. Er zeigte sie bereitwillig. Fahrzeug und Gerät gehörten der »Metallwarenfabrik Dreibrück«.

Gruner hatte ein ungutes Gefühl, konnte aber nicht sagen, weshalb. Er fand, beide Bundesbürger wirkten ziemlich nervös. Er lief zusammen mit Schmolke zum Streifenwagen zurück. Wäre nicht bald darauf etwas passiert, das ihre Aufmerksamkeit beanspruchte, hätten sie diesen Transporter wohl im Blick behalten. Doch war das Mißtrauen berechtigt? Sie hatten keine Handhabe. So hatte Gruner grüßend die Hand gehoben und eine gute Weiterfahrt gewünscht.

Von alldem bemerkte Heinze nichts. Er war von der Außenwelt abgeschnitten. Warum fahren die denn nicht, dachte er, jede Sekunde wird zur Qual, das wissen sie doch. Davon hatte Paulisch nichts gesagt. Hätte er gewußt, daß er in so ein Ding kriechen müßte, er wäre davor zurückgeschreckt.

Angenehm empfand er nur, daß er nirgendwo mit Metall in Berührung kam. Überall spürte er weichen Schaumstoff. Bald wurde ihm jedoch klar, daß der weniger seiner Bequemlichkeit diente als vielmehr der Sicherheit des Fahrers. Der unsichtbare Fahrgast konnte sich nicht durch Klopfen bemerkbar machen und bei keiner Kontrolle auffallen.

Die Tasche drückte gegen seine Füße. Heinzes Angstgefuhl

nahm zu. Er begann zu schwitzen.

Plötzlich ging ein Zittern durch den Behälter. Er hörte das Rumpeln der Räder. Der Wagen fuhr, das Rumpeln hörte auf, sie rollten auf Beton.

Volz starrte in den Rückspiegel und sagte erleichtert: »Die bleiben stehen. Mann, das war haarscharf! Wenn die gemerkt hätten, daß du gesoffen hast!«

Eine Weile grummelte nur der Motor, dann fragte Passe: »Du, kann dem auch nichts passieren?«

»Quatsch!«

»Das hast du neulich auch gesagt, und nachher war er besinnungslos!«

»Der Zahnklempner? Die Arschgeige war selbst schuld! Was läßt der sich auf so was ein, wenn seine Kognakpumpe 'ne Macke hat?«

Passe beschleunigte die Geschwindigkeit.

»Mann, rase nicht so«, forderte Volz, »sonst fällt der Schlitten auseinander.«

»Ich dachte bloß, damit der dahinten...«

»Halt's Maul!« unterbrach ihn Volz grob.

Passe spann seine Gedanken hartnäckig weiter. »Und was wird, wenn wir eine Panne haben?«

Volz antwortete nicht gleich, seine Stirn legte sich in Falten, ein Zeichen dafür, daß er nachdachte. Schließlich zuckte er die Schultern und schwieg beharrlich.

»Was wird dann? Länger als eine Stunde hält das keiner aus, hast du gesagt.«

Volz grinste und zündete eine Zigarette an. »Vielleicht doch, weiß man's? Möchtest du 'ne Stunde da drin schmoren?«

Passe schüttelte entsetzt den Kopf. »Nachher halten wir, hörst du? Kurz den Deckel aufgemacht, damit er frische Luft kriegt.«

Volz starrte ihn verblüfft an. Seit wann machte Passe Vorschläge? Er antwortete ablehnend: »Du kennst Siggis Anweisung: Es wird erst geöffnet, wenn wir drüben und in Deckung sind! Vorher nicht, verstanden?«

Passes Augen bekamen einen fiebrigen Glanz. »Der Zahnarzt hat gesagt, die Luftzufuhr funktioniert nicht. Er wäre beinahe erstickt.«

»Wer unterwegs verreckt«, erklärte Volz sachlich, »kommt trotzdem 'rüber! Halt deine Schnauze!«

Passe schwieg.

Heinze atmete flach, so hoffte er länger mit dem Sauerstoffvorrat zu reichen. Bald bemerkte er, daß das Ventil nicht funktionierte. Ruhig bleiben, keine Panik, redete er sich ein. Im rechten Ohr spürte er einen unangenehmen Druck. Sein Körper war in Schweiß gebadet. Er war bewegungsunfähig, die Arme blieben an den Körper gepreßt, nur Finger und Zehen konnte er rühren. Es war idiotisch gewesen, soviel anzuziehen. Aber er wollte vorerst keine Anschaffungen machen. Er mußte ja zwanzig Monate lang vierhundertfünfzig Mark an Manfred Klatt zahlen, der hatte Siegfried Bortfelt das Geld vorgeschossen.

Heinze erinnerte sich, daß auf dem Kreditvertrag zehn Prozent Zinsen standen, zehn Prozent von neuntausend Mark! Er knirschte mit den Zähnen, er hatte sich einwickeln lassen. Nicht zwanzig Monate mußte er zahlen, sondern zweiundzwanzig, beinahe zwei Jahre. Für zwei Jahre hatte er sich verkauft. Das war die Lage!

Seine Gedanken schweiften von der bedrückenden Erkenntnis ab, die körperliche Pein war näher. Das flache Atmen nützte wenig, die Atemluft wurde knapp. U-Boot-Geschichten fielen ihm ein, von Atemnot entstellte Gesichter.

Das Rütteln wurde zur endlosen Qual. Er wußte nicht, wieviel Zeit bisher vergangen war. Nicht einmal die Leuchtziffern seiner Armbanduhr vermochte er abzulesen. Er zählte bis sechzig und war entsetzt, wie lang eine Minute sich ausdehnte. Er war höchstens zehn Minuten unterwegs. Heinze bekam einen Wadenkrampf, der Schmerz kroch in den Schenkel hinauf.

Schweiß rann ihm in die Augen. Sie brannten. Er drehte

mühsam den Kopf und zwang sich, an nichts zu denken. Auch das gelang ihm nicht. Die physische Qual sprengte alle Grenzen, erfaßte Körper und Geist gleichermaßen.

Er hörte ein pfeifendes Geräusch, glaubte, daß es der Fahrtwind sei, und merkte dann, daß es sein röchelnder Atem war. Er sah Funken, zuerst einzeln, wie aus einem Feuerstein geschlagen, dann immer mehr, rote, grüne, blaue Funken, ein ganzes Feuerwerk, und die roten Funken wurden zahlreicher, sie kreisten wie feurige Räder. Erinnerungen kamen ihm. Er dachte an seine Kindheit, an die Schulzeit, an die Ehe und Margot. Entsetzt überlegte er. Warum denke ich an all das? Es heißt, Sterbende erleben in Sekunden ihr Leben noch einmal. Sterbe ich? Seltsam, es regte ihn nicht auf. Und dann verging der Wadenkrampf so unverhofft, wie er gekommen war. Wieviel Zeit war vergangen? Eine unwiderstehliche Gewalt preßte ihn vorwärts, der Fahrer hatte gebremst. Die Phantasie spielte ihm einen Streich. Er stellte sich einen Unfall vor, die Männer im Fahrerhaus waren tot. Der Transporter war Schrott, ebenso das Schweißgerät. Man warf es auf den Schrottberg, und niemand ahnte, daß er lebendig darin begraben war. Heinze stöhnte entsetzt auf.

Er zwang sich dazu, wieder an Margot zu denken, an die Kinder.

»Ich komm' euch nicht mehr in die Quere«, murmelte er, und dabei rannen ihm Tränen über die Wangen. »Großer Gott, ich geh' kaputt«, keuchte er, und erst jetzt spürte er eine würgende Angst vor dem Sterben.

Die Angst schlug ihm auf die Blase. O Gott, das halte ich nicht aus, dachte er. Der Wadenkrampf setzte wieder ein, diesmal noch heftiger.

»Halten! Anhalten!« schrie er, brüllte er, nein, er krächzte es nur. Seine Brust hob und senkte sich keuchend, eine mächtige Faust preßte sie zusammen, sein Herz pochte schmerzhaft. So begann ein Herzinfarkt, hatte er irgendwo gelesen.

Endlich überkam ihn Apathie, alle Muskeln erschlafften, er stöhnte erleichtert, als der Blasendruck nachließ.

Passe starrte voraus auf die Fahrbahn. Volz rauchte zwei Zigaretten an und reichte ihm eine. Passe schüttelte verbissen den Kopf.

Volz warf die brennende Zigarette aus dem Fenster. Er beobachtete den Alten aus den Augenwinkeln. In dem ging was vor, mit dem passierte was! So wie der geradeaus starrte, das war nicht normal. Volz beschlich das unangenehme Gefühl, daß Passe gar nicht auf die Fahrbahn achtete. Das war die letzte Fahrt mit dem Penner, schwor er sich. War der alte Zausel echt übergeschnappt?

Seine Vermutung verdichtete sich fast zur Gewißheit, als Robert Passe plötzlich bremste und auf einen Rastplatz einbog. Das Ankündigungsschild hatte Volz übersehen.

»Was soll das?« fragte er ungehalten.

Der Parkplatz war leer, um diese Jahreszeit keine Seltenheit.

»Mach auf«, bat Passe tonlos.

»Spinnst du?« fragte Volz verblüfft.

»Der geht sonst kaputt«, beschwor ihn Passe.

Volz starrte den Alten an, als sähe er ihn zum ersten Mal. Passe wirkte entschlossen, und das verblüffte ihn. Dann gewann die Wut in Volz die Oberhand. »Na und«, schrie er, »ist das unser Bier?«

Eine Weile blieb es still, das Schweigen lastete unerträglich auf ihnen, bedrückend wie die Schwüle vor einem Gewitter.

Dann sagte Passe fast sachlich: »Mörder!«

»Sag das noch mal«, keuchte Volz.

»Mörder!«

Da schlug Volz ihm mitten ins Gesicht, Passes Kopf prallte an die Rückwand der Fahrerkabine, seine Lippen sprangen auf und bluteten.

»Los, weiterfahren«, forderte Volz drohend, seine Unterlippe entblößte die Zahnlücke.

»Nein, aufmachen!«

Volz schlug wieder zu. Passe hob nicht einmal die Hände. »Fährst du jetzt?«

»Nein.« Passe erwartete weitere Schläge, er spürte sie

kaum, es war ihm auch gleich, aber Volz starrte ihn ratlos an, fragte dann drohend: »Du fährst nicht?«

Robert Passe schüttelte den Kopf. »Nein, schlag mich doch tot!«

Volz war der Situation nicht gewachsen. Passe sah es ihm an. Der Langhaarige stieg aus. Passe folgte ihm mit zitternden Knien, hielt sich bei jedem Schritt an der Bordwand, um nicht umzusinken. Die Lampen warfen einen Lichtteppich in die Dunkelheit.

»Licht aus, du Idiot!« rief Volz.

Passe tastete sich zurück und knipste die Scheinwerfer aus. Auf der Autobahn rumpelten Lastzüge vorbei. Der Transporter ächzte in den Federn, als Volz sich hinaufschwang.

Passe schlich näher und starrte mit brennenden Augen ins Dunkel. Volz hantierte mit dem Schraubenschlüssel, machte noch einen letzten Versuch. »Das ist Mist, sage ich dir! Siggi tobt, wenn das schiefgeht!«

»Mach auf«, drängte Passe.

Metall klirrte, der Verschluß rastete aus, die Bodenplatte polterte herab. Passe hörte Stöhnen und eine dumpfe Stimme wie aus einer Gruft: »Sind wir da? Laßt mich 'raus!«

»Das Schwein hat in die Bombe gepißt!« fluchte Volz.

Passe lehnte an der Seitenklappe und starrte zu der Metallflasche hin, die ihm schon immer unheimlich war. »Tief atmen«, flüsterte Passe, »sag ihm das!«

Auf der Fahrbahn grummelte ein Lastzug und schaltete herunter. Nicht lange, dann bog der sicherlich auf den Platz ein und erfaßte mit seinen Scheinwerfern den Transporter. Die Fernfahrer saßen hoch, die sahen auf so ein kleines Fahrzeug herab.

Volz wollte die Bodenplatte wieder schließen, doch es ging nicht, der Mann streckte die Beine aus. Volz schlug mit dem Schraubenschlüssel zu, Passe sah, ehe er entsetzt die Augen schloß, daß Volz auf die Knöchel zielte. Passe hörte die Schläge und das Wimmern. Der Verschluß krachte zu, Volz sprang herab. Eine Sekunde später übergoß blendendes Licht den Lieferwagen.

Gruner zerdrückte den Zigarettenrest im Aschenbecher. Es regnete nicht mehr, einzelne Wolken jagten über den Nachthimmel, die Sterne blinkten hell. Auf dem Rastplatz hielten einige Pkws.

Gruner sah Schmolke prüfend an, dessen Gesicht verriet, daß er seinem verhinderten Rendezvous noch immer nachtrauerte. Er hätte ihn gern aufgeheitert, aber es fiel ihm kein geeigneter Witz ein. Schmolke hatte recht, die Nacht schien ruhig zu verlaufen, ohne besondere Vorkommnisse, nur zu den Routinemeldungen wurde das Funkgerät benötigt.

»Na dann mal weiter«, brach Gruner das Schweigen.

Schmolke hatte nur darauf gewartet, er startete augenblicklich, trat die Kupplung und legte den Gang ein. Die Scheinwerfer blendeten auf, der Wolga rollte lautlos an.

Sie wechselten sich sonst beim Fahren ab, aber heute ließ Gruner Schmolke fahren, es sollte ihn ein wenig für die Enttäuschung entschädigen. Auf der Autobahn legte Schmolke ein zügiges Tempo vor.

Es knisterte im Lautsprecher. Die Zentrale meldete einen Unfall auf der Autobahn in Richtung Leipzig. Für sie kam der Einsatz wegen der Entfernung nicht in Frage.

Schmolke überholte einen Fiat und blieb auf der Überholspur, da vor ihm mehrere Rücklichter blinkten. Ein blaues Schild kündigte in tausend Metern die nächste Ausfahrt an. Nach fünfhundert Metern folgte der zweite Hinweis. Ein Lkw blinkte rechts und bog langsam in die Ausfahrt ab, als Schmolke grade dabei war, ihn zu überholen.

Der Wachtmeister schluckte verblüfft. »Haben Sie den gesehen, Genosse Gruner?«

»Wen denn?« fragte der.

»Der fährt von der Transitstrecke 'runter!«

»Warum nicht?«

Wachtmeister Schmolke wandte dem älteren Genossen überrascht das Gesicht zu. Er verstand dessen Gleichmut nicht. »Ich meine den westdeutschen Laster, den alten Büssing.«

Nun war es Gruner, der staunte. »Der Büssing? Der alte Knabe hatte ein Rostocker Kennzeichen.«

»Das Kennzeichen habe ich nicht gesehen«, sagte Schmolke, der gerade jetzt keinen Blick von der Fahrbahn wenden durfte, da er einen Bus überholte.

»Na also.«

»Aber ich habe ihn wiedererkannt, Genosse Gruner, ganz bestimmt, an dem Pferdekopf!«

»Menschenskind, Schmolke!« brummte Gruner gutmütig.

»Es war derselbe Büssing, den wir schon mal überholt haben. Und da fuhr er mit einem BRD-Kennzeichen!« Schmolkes Stimme klang beschwörend.

Gruner wurde nachdenklich. »Sie könnten recht haben. Na klar, hinter ihm fuhr ein Opel-Kapitän aus Ülzen!«

»Derselbe Büssing, Genosse Gruner! An der Seite ist die Farbe abgeplatzt, wie ein Pferdekopf sieht das aus, ein Pferdekopf mit Hörnern. Daran habe ich ihn erkannt.«

Das Gesicht des Diensthabenden lag im Schatten, seine Brillengläser funkelten. Oberleutnant Schneider trug Zivil, die Jacke seines taubengrauen Anzuges hing über einer Stuhllehne. Schneider hatte den Hemdkragen geöffnet und den silberfarbigen Binder gelockert. Auf einem Tisch an der Wand stand ein Rundfunkgerät, leise Melodien schwebten in den Raum.

Die Hand mit dem Kugelschreiber suchte die nächste Zeilenmitte, schrieb gut lesbar das Wort »Abschlußbericht«. Die Linke nahm ein Lineal aus der Schale, dann wurde das Wort doppelt unterstrichen.

Oberleutnant Schneider überlegte. Er musterte kritisch den Doppelstrich. In Gedanken formulierte er die ersten Sätze, da summte das Wechselsprechgerät. Oberleutnant Schneider drückte die Taste. »Offizier vom Dienst!«

Eine sonore Männerstimme füllte den Raum. »Genosse Oberleutnant, Anton vierunddreißig meldet: Ein westdeutscher Büssing-Laster ohne Hänger hat sein BRD-Kennzei-

chen gegen eines vom Bezirk Rostock vertauscht und die Transitstrecke verlassen!«

»Verstanden«, antwortete Schneider. Er blickte sekundenlang auf den Lautsprecher.

Schneider räusperte sich: »An Anton vierunddreißig: Büssing unbehelligt lassen! An der Kontrollstelle überprüfen. Veranlassen Sie das! Ende!«

»Büssing unbehelligt lassen, Überprüfung an der Kontrollstelle veranlassen! Ende!« wiederholte die Lautsprecherstimme.

Oberleutnant Schneider drückte die Taste und beugte sich wieder über seinen Abschlußbericht.

Er hatte eine Entscheidung getroffen und einen Befehl erteilt, er wußte, daß er zuverlässig ausgeführt wurde.

Heino Siebling betrat gutgelaunt den geräumigen Redaktionssaal. Drei Dutzend Schreibtische wurden durch schallschluckende Glaswände voneinander abgeteilt. Selbst die Schreibmaschinen funktionierten geräuscharm.

Hinter den gläsernen Wänden bewegten sich die Gestalten lautlos, es wirkte grotesk und erweckte den Eindruck von einem Glasbehälter mit Fischen.

Pirschkes Schreibtisch war aufgeräumt, der Redakteur war also nicht da. Siebling wandte sich an Sonja, die am Nebentisch saß, aber so, daß sie Pirschke nicht ständig vor Augen hatte. Dessen wilde Gesten, auch bei belanglosen Äußerungen, brachten sie um ihre Ruhe. Noch mehr störte sie Pirschkes Tick, der unregelmäßig zuckende rechte Mundwinkel.

»Grüß dich, Sonja!« Siebling gab ihr einen Klaps auf die Schulter und kauerte sich auf die Schreibtischkante, obwohl er wußte, daß es sie nervös machte. Sonja betreute die Spalte: »Fragen Sie Frau Monika« und schrieb die interessantesten Beiträge selbst.

Siebling deklamierte mit Fistelstimme: »Liebe Frau Monika! Was tue ich, wenn plötzlich Gäste kommen und ich habe gar nichts im Haus?« Er wechselte die Stimme und lispelte ein

wenig wie Sonja: »Liebe Frau Strunkmeier! Sie nehmen einen kalten Kalbsbraten, schneiden dünne Scheiben ...«

»Du sollst warten, hat er gesagt«, unterbrach ihn Sonja ohne den Anflug eines Lächelns. Im Gegenteil, sie wich seinem Blick aus und strich mit der Hand über den Tisch, als wollte sie ihn wie einen Krümel hinabfegen.

Siebling ließ sich vom Schreibtisch gleiten und stützte die Arme vor ihr auf. »Was ist los? Dicke Luft?«

Sonja zuckte die Schultern. »Keine Ahnung.«

Er ergriff ihr Kinn und hob das Gesicht empor wie bei einem kleinen Mädchen. Sie wich seinem Blick aus und errötete wie immer, wenn er sie berührte. Sie sah ängstlich auf die nächststehenden Tische, sie fürchtete sicher, durch die Klatschmühle gedreht zu werden. Siebling ließ ihr Kinn los.

Sonja wußte sicher Bescheid. Er zuckte die Schultern, öffnete seine Tasche, nahm die Manuskriptseiten einschließlich der Durchschläge heraus und legte sie auf Sonjas Tisch.

»Ich habe keine Zeit, gib ihm das, ja?«

Sonja blickte flüchtig auf die gesperrt getippte Überschrift: »Neues vom Hai!« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, Heino, mach das lieber selbst! Warte, es scheint wirklich wichtig zu sein!«

Er zeigte auf die Blätter. »Geht's darum? Die sind doch brandneu, die kennt er gar nicht.«

»Du, ich habe einen Termin«, wich sie ihm aus.

»Also, was ist los?«

»Ich weiß es nicht«, beharrte sie spröde.

Heino Siebling bekam ein ungutes Gefühl. Sonja war immer hilfsbereit. In den drei Jahren ihrer Redaktionstätigkeit war sie etwas schrullig geworden, vielleicht auch, weil sie für Männergeschichten keine Zeit fand, sie mußte ihre kränkliche Mutter versorgen. Aber sie war wenigstens eine schlechte Lügnerin geblieben.

Er wollte sie nicht quälen. Seine düstere Ahnung vertiefte sich. Er wartete ungeduldig auf Pirschke.

Ging es doch um den Bericht? Sonja sah ihn so seltsam an.

Dann stürmte Pirschke herein, als verfolgten ihn bissige Hunde. Er zerrte seinen Trenchcoat herunter, hängte ihn in den Einbauschrank und begrüßte nebenher Siebling. Sein rechter Mundwinkel zuckte.

Sonja sah flüchtig auf, und Siebling hätte schwören können, daß ihr Blick mitleidig war.

»Ich sollte warten?« fragte er.

»Ja, richtig, ja!« Pirschke wühlte in einem Zettelhaufen. Doch Siebling schien es, als suche er gar nichts. Dann nahm Pirschke ein Wildlederläppchen und putzte seine Brille. Ohne die dicken Gläser blinzelte er hilflos.

»Ich muß noch weg«, erklärte Siebling und legte das Manuskript auf Pirschkes Tisch.

Der hörte auf, die Gläser zu putzen, las den Titel und schob die Story achtlos beiseite.

Sieblings Ahnung, daß hier etwas schiefging, wurde zur Gewißheit. Pirschke rückte seinen Drehstuhl zurecht und setzte sich, deutete flüchtig auf den Besucherstuhl.

Siebling ließ sich darauf nieder. Sonja beugte sich tief über die Leserzuschriften. Siebling fühlte sich verstohlen beobachtet. Die Unbeteiligten wußten wieder einmal mehr als die Betroffenen.

»Es kommt doch zum Umbruch zurecht?« fragte Siebling und deutete auf die beschriebenen Blätter. Sie hatten ihn etliche Nachtstunden gekostet.

»Die gleiche Sache?« fragte Pirschke gelangweilt.

»Neues vom Hai, ja«, zitierte Siebling.

»Kommt nicht mehr 'rein«, erklärte der Redakteur lakonisch.

»Zu spät?« Siebling tat ungläubig, obwohl er es besser wußte.

Pirschke blinzelte ihn über seine Brille hinweg an. »Verstehen Sie nicht? Der Bericht kommt überhaupt nicht! Anweisung vom Chef!«

Siebling schluckte. Das war er, der Schlag, mit dem er gerechnet hatte. »Das verstehe ich nicht«, erklärte er.

»Das paßt nicht in unser Genre, Siebling! Wir sind kein Boulevardblättchen, sondern eine seriöse Wochenzeitschrift«, quengelte Pirschke.

Siebling atmete geräuschvoll ein. Am liebsten hätte er Pirschke vorgehalten, daß ihm dies reichlich spät einfiel. Aber er verschluckte den Einwand. Er konnte es sich nicht leisten, den Redakteur zu verärgern. Es mochte Pirschke ohnehin unangenehm sein, daß er den Bericht DIE MIESEN GESCHÄFTE DER MENSCHENHÄNDLER vor einer Woche großartig fand.

»Ich gehe zu Scheffler«, kündigte Siebling an.

»In der Angelegenheit zwecklos«, erklärte Pirschke trocken.

»Ach, so ist das?« Nun begriff Siebling endgültig, was gespielt wurde. »Das ist also unsere berühmte freie Presse mit der uneingeschränkten Eigenverantwortlichkeit des Redakteurs.«

Pirschke blickte ängstlich auf das Blumenarrangement, das seinen Arbeitsplatz zum Mittelgang abgrenzte. Siebling wußte, was dieser Blick bedeutete. Es war ein offenes Geheimnis, daß die Direktion über eine Abhörvorrichtung verfügte. Zwar hatte noch niemand ein verstecktes Mikrofon entdeckt, daß Abhörgeräte dennoch existierten, hatten zwei Redakteure erfahren, die entlassen worden waren, nachdem man ihnen ihre diffamierenden Äußerungen, das Haus Springer betreffend, auf Band vorgespielt hatte.

»Siebling, seien Sie vernünftig, Konstellationen ändern sich. Was gestern gut und zweckmäßig war, muß es nicht unbedingt auch heute sein. Klartext: Der ›Wochenbote‹ bringt keinen Bericht mehr über ...«

»Die miesen Geschäfte der Menschenhändler«, fiel Siebling ihm ins Wort.

Pirschke nickte. »Ein Tip, Siebling! Im Senat nimmt man Anstoß an dem Unwesen der sogenannten ›Massage-Salons‹. In Wahrheit sind sie nur eine Abart der Prostitution. Aber wem sage ich das.« Pirschke grinste schmierig. »Wollen Sie? Ich halte für Sie bis morgen mittag drei Spalten frei.«

Siebling spielte mit seinem Zigarrenetui, öffnete und schloß es spielerisch, lehnte sich über den Tisch und fragte ironisch: »Und was sagt die Annoncen-Expedition, wenn wir auf Massage-Salons schießen?«

»Wieso?« Pirschke starrte ihn verblüfft an.

»Lesen Sie keine Anzeigen? Da werden wöchentlich anderthalb Spalten Massagen angeboten, in unserer seriösen Wochenzeitschrift! Massagen für jeden individuellen Geschmack!«

Pirschke tat gekränkt, er meinte es gut, aber bei Siebling wußte man nie, woran man war. Er gab sonst aus Prinzip keine Tips. Aber er wußte, daß Siebling bei Scheffler trotz der Panne zur Zeit noch hoch im Kurs stand. Wer konnte wissen, ob ein Zeichen guten Willens sich nicht eines Tages auszahlte. Außerdem war er an der Geschichte interessiert.

Siebling stand auf. »Ich mach' es«, erklärte er, »aber nur unter anderem Pseudonym! Einverstanden?« Sein ›nosi‹ war ein Markenzeichen, er wußte nicht, ob Pirschke darauf einging.

»Einverstanden«, erklärte Pirschke und schob Siebling das Manuskript zu. Dabei erklärte er scheinheilig: »Ich habe es gut gemeint, Siebling, wer weiß ...«

»...woher eines Tages der Wind weht?« ergänzte dieser, schloß sein Zigarrenetui, schob es in die Tasche und verstaute die beschriebenen Bogen in seiner Kollegtasche. »Daran dachte ich auch.«

Die Hausrohrpost rumorte zischend. Eine Metallkapsel plumpste in die Fangvorrichtung neben Pirschkes Schreibtisch. Der nahm sie heraus, drehte den Verschluß ab und entfaltete ein Fernschreiben. Er las und gab es Siebling mit den Worten: »Der Aufmacher!«

»Wie Transitreisende berichten«, las Siebling halblaut, »halten Grenzkontrollorgane der DDR in Drewitz einen bundesdeutschen Laster zurück. Der Fahrer wurde festgenommen.«

Heino Siebling ließ die Meldung sinken und sah Pirschke

fragend an. Der rieb die Hände, drückte die Taste des Diktiergerätes, räusperte sich und sprach die Schlagzeile auf Band:

»Neue DDR-Schikane auf Transitstrecke!«

Statt erleichtert zu sein, daß alles hinter ihm lag, Angst und Qual und der immer schlimmer werdende Luftmangel, war Heinze maßlos enttäuscht. Er empfand nicht einmal Genugtuung darüber, die Grenzkontrollorgane hinters Licht geführt zu haben. Er hatte keine Blumen zur Begrüßung erwartet, das nicht, aber ein paar freundliche Worte hätten ihm gutgetan.

Aus dem »Kindl-Pils«, das der Bärtige angekündigt hatte, war gestern abend nichts geworden. Heinze erinnerte sich. Nach einer Ewigkeit hatte man ihn aus der »Bombe« gezerrt. Die Nachtluft hatte ihn schwindlig gemacht, und als er wieder zu sich kam, hielt der Transporter vor einem Stundenhotel. Volz half ihm eine Treppe hinauf, und ein mürrischer Nachtportier öffnete ein Zimmer.

Irgendwann nachts trank er statt »Kindl-Pils« das schale Wasser aus der Karaffe, befeuchtete mit dem Rest das schmuddelige Handtuch und legte es auf den geschwollenen Fuß, aber es kühlte kaum.

Auf dem Flur war bis zum Morgen ein Kommen und Gehen, ein Lallen und Kreischen. Er lag wach, ohne zu denken. Das also war seine Ankunft hier »drüben«.

Das muffige Zimmer war bis acht Uhr bezahlt. Er sollte hier auf Paulisch warten. Doch Paulisch kam nicht. Heinze bot an, mit Mark der DDR zu zahlen, und der Tagportier nannte einen horrenden Wechselkurs. Schließlich ging Heinze und fragte auf der Straße nach einem Polizeirevier.

Ein Funkwagen brachte ihn dann vom Revier nach Marienfelde.

Nun saß er im »Flüchtlingslager« und hatte das Gefühl, noch weniger willkommen zu sein als in der Absteige.

Er kauerte auf einem Stuhl vor dem Schreibtisch des Senatsbeamten, der verdrießlich das Protokoll schrieb und in Heinzes DPA blätterte, der neben den übrigen Papieren auf dem zerschrammten Tisch lag.

Heinze blickte in das unpersönliche Beamtengesicht.

»So«, sagte sein Gegenüber, »wie Sie herübergekommen sind, darüber verweigern Sie die Angaben?«

Heinze sah den Beamten flehend an. Er durfte nichts sagen. Paulisch hatte ihm eingeschärft: Keine Angaben wo, wie und womit geschleust! Daran hielt er sich.

Der Beamte beugte sich herüber und starrte ihn an. Heinze hielt dem Blick stand.

»Ich sage es Ihnen! Sie sind mit der S-Bahn gekommen! Ganz einfach! Sie haben einen Auftrag auszuführen, so ist das! Geben Sie es doch zu! Sie sind ein Agent, das ist die Wahrheit!«

Heinze starrte ihn betroffen an. Die Behauptung verschlug ihm die Sprache.

Der Vernehmende war mit dem Eindruck zufrieden, den seine Behauptung auf Heinze machte. Er bog ein durchsichtiges Lineal in den Händen, als prüfe er es auf seine Haltbarkeit. Klang seine Stimme bisher gleichmütig, so gewann sie nun an Schärfe. »Was ist das für ein Auftrag? Sollen Sie die Kader der DKP verstärken? Sollen Sie als politischer Flüchtling eingeschleust werden? Geben Sie es doch zu, Sie sind ein kommunistischer Agent!«

»Bestimmt nicht«, murmelte Heinze und schüttelte den Kopf.

Er fand selbst, daß es nicht überzeugend klang. Meine Güte, dachte er, ausgerechnet ich ein roter Agitator! Politische Veranstaltungen hatten ihn nie interessiert. Von Losungen und kollektiven Verpflichtungen hielt er nichts. Daraus resultierten ja viele seiner Schwierigkeiten mit der Brigade.

»Weshalb also sind Sie ’rübergekommen?«

Der Beamte erhob sich und wanderte im Zimmer auf und ab.

Heinze sah sich verstohlen um. Das Zimmer wirkte verräuchert, an den Fenstern hingen schmuddelige Gardinen, an den Wänden Bilder des regierenden Bürgermeisters und des Bundespräsidenten.

Dann blieb der Beamte vor Heinze stehen, lehnte sich an den Schreibtisch und verschränkte die Arme vor der Brust. »Weshalb antworten Sie nicht? Warum sind Sie herübergekommen?«

»Haubold hat mir geschrieben.«

»Haubold? Wer ist Haubold?« Der Beamte nahm seine Wanderung wieder auf, verharrte am Fenster und starrte auf den Hof hinaus. Heinze sah ebenfalls nach draußen, und der Eindruck, den er heute morgen hatte, als er aus dem Funkwagen stieg, vertiefte sich. Das Lager glich einem Bahnhof auf einer stillgelegten Strecke.

Heinze nannte die Firma, in der Haubold arbeitete. Der Beamte kehrte an seinen Schreibtisch zurück und machte Notizen.

»Ich überprüfe das«, erklärte er etwas freundlicher. Dann hob er den Blick von den Papieren und starrte ihn an. »Mit Schweigsamkeit erreichen Sie nichts«, behauptete er, »im Gegenteil, Sie schaden sich nur.«

Er wartete darauf, daß Heinze reagierte, und fuhr fort: »Seien Sie sich darüber im klaren, daß es von meinem Bericht abhängt, wie Sie eingestuft werden!«

»Eingestuft?« fragte Heinze.

Der Beamte runzelte die Stirn. Er überlegte wohl, ob sein Gegenüber so naiv war oder nur so tat. Schließlich erläuterte er, daß man Flüchtlinge in Kategorien einordnete, die unterschiedlich privilegiert waren, wenn es um Entschädigungen, Kredite und ähnliches ging.

»Ich habe keine faschistischen Parolen an das Staatsratsgebäude gepinselt«, erklärte Heinze sarkastisch, »meinen Sie das?« Er lachte ärgerlich. »Wäre das günstiger für mich gewesen?«

Die Laune des Vernehmenden verschlechterte sich. Er forderte ungeduldig: »Sie müssen doch einen Grund gehabt haben, um das Fluchtrisiko auf sich zu nehmen.«

Heinze schwieg, wie sollte er dem knöchernen Menschen seine persönliche Misere erklären!

»Da kommt eins zum andern«, erwiderte er unbestimmt.
Sein Gegenüber nickte ermunternd. Er änderte seine Taktik und wich vom kleinlichen Abwägen der Argumente ab. »Ich verstehe, Herr Heinze. Eins kommt zum andern. Immer dasselbe: der triste Zonenalltag, die politische Gängelei, die mangelhafte Versorgung, Sie haben das kommunistische System ganz einfach satt gehabt! Ist es nicht so? Also, aus politischen Gründen!«
Heinze wollte einwenden, daß diese Formulierung nicht korrekt war und eigentlich nicht seiner Auffassung entsprach, da ergänzte der Beamte gönnerhaft: »Das ist für Sie die günstigste Variante! Ich will sehen, daß Sie als politischer Flüchtling anerkannt werden!«
Der Senatsvertreter sah auf seine Uhr, ein paar Minuten blieben ihm noch. Er beugte sich vor. »Allerdings weiß ich nicht, Herr Heinze, wie ich Ihre Zurückhaltung bezüglich des Fluchtweges motivieren soll? Ich sehe die Notwendigkeit auch nicht ein.«
Danach blieb es still, der Kugelschreiber glitt geräuschlos über das Papier. Der Beamte schrieb rasch. Von seinem Bericht hing viel ab, das begriff Heinze. Von seinem Gläubiger Klatt und von Bortfelt, der die neuntausend Mark kassierte, da das Lieferauto und das Schweißgerät ihm gehörten, hatte er nichts zu erwarten, höchstens einen Zahlungsbefehl, wenn er eine Monatsrate schuldig blieb. Von dem Beamten hingegen war er abhängig. Kaum im Westen angekommen, bediente er sich unbewußt einer dort geltenden Grundregel.
»Ich bin mit einem Auto geschleust worden!«
Der Beamte hörte auf zu schreiben, hob den Blick und sah ihn ermunternd an. »Ja? Und?«
»Und?«
»War das eine Eintagsfliege oder eine Organisation?«
»Organisation, ja!« Heinze nickte eifrig. Das wohlwollende Interesse tat ihm gut. Der Beamte hatte es nun gar nicht mehr eilig, er lehnte sich auf seinen Stuhl zurück, zog eine Schublade auf, holte eine Packung PALL MALL heraus und hielt sie Heinze hin.

Der bediente sich mit zittrigen Fingern. »Also, eine Containerschleusung?«

Heinze blickte ihn ratlos an. »Wie meinen Sie das?«

»Sie wurden in einem Behälter versteckt?«

»Ja, ein Schweißgerät, die Gasflasche, furchtbar!«

Der Beamte nickte teilnahmsvoll. Heinze sah ihm die Genugtuung an, mit eigenen Kenntnissen aufwarten zu können. »Da kommen zwei in Frage, entweder Weiß«, er sah Heinze forschend an. Als der nicht reagierte, fuhr er fort: »Oder Bortfelt!«

Heinze nickte stumm, rauchte zu hastig und hustete.

Der Beamte war ihm nun zugetan. Er suchte Formulare aus dem Schreibtisch heraus, füllte sie aus, und seine Stimme klang gönnerhaft: »Ihr Fuß wird behandelt. Auf der Flucht passiert, steht im Polizeiprotokoll. Ich bringe Sie erst mal bei den Betschwestern unter, ›Hospiz‹, sauber und billig. Aus deren Kleiderfundus suchen Sie sich was aus, es sind brauchbare Klamotten darunter. Was heutzutage alles weggeschmissen wird, sagenhaft. Handgeld brauchen Sie natürlich auch.«

Heinze wußte nicht, wie ihm geschah.

»So, also der Bortfelt«, der Senatsbeamte lächelte fein.

Heinze rechtfertigte das Entgegenkommen. »Den Kreditvertrag über die neuntausend Mark, den habe ich mit Herrn Klatt abgeschlossen.«

Der andere war nicht überrascht. Er nickte, reichte Heinze die Hand und versprach, ihn bald im Hospiz zu besuchen.

»Dann erzählen Sie mir von alten Bekannten in Ihrem früheren Betrieb, Herr Heinze! Ich kenne etliche. Es würde mich freuen, von denen was zu hören.«

Heinze nickte bereitwillig.

Der Dienstwagen steckte hoffnungslos fest. Die Räder mahlten im Sand. Der Motor heulte. Oberinspektor Lindemann stemmte sein Gewicht gegen das Wagenheck, neben ihm keuchte Hauptwachtmeister Ringel. Die Mühe blieb vergeblich, der Fahrer stellte die Zündung ab und stieg aus.

»Das fehlt noch, zehn vor sieben«, murrte Lindemann.

»Ich wollte nicht von der Straße 'runter, Herr Oberinspektor«, erinnerte der Fahrer, ein älterer Beamter, der wie Lindemann zur Kripo gehörte und Zivil trug. Der Hauptwachtmeister war Angehöriger der Landpolizei und uniformiert.

Lindemanns Gesicht war vor Anstrengung gerötet. Er verfluchte heimlich seinen Einfall, mit dem Fahrzeug hinter Wacholderbüschen »in Deckung« zu gehen.

Sie hielten auf einer Bodenerhebung und blickten über die Heide mit dem mannshohen Wacholder hinweg auf die zwei Dutzend Häuser von Dreibrück.

Hauptwachtmeister Ringel hatte sein Moped in der Dienststelle gelassen und war zu Oberinspektor Lindemann ins Auto gestiegen. Von dem Unternehmen, das sich gegen einen Mann richtete, der in Dreibrück angesehen war, obwohl er erst ein Jahr hier wohnte, hielt er nichts.

»Die Aktion ist auf sieben Uhr fünfzehn angesetzt«, erinnerte Lindemann und tastete nach der Brieftasche mit dem Durchsuchungsbefehl. Der Staatsanwalt hatte ihn auf Grund eines Berliner Amtshilfeersuchens ausgefertigt. Der in Dreibrück wohnhafte Siegfried Bortfelt war hinreichend verdächtig, Rauchwaren, Rohpelze und Mäntel aus strafbaren Handlungen zu besitzen.

Bevor Ringel vorschlagen konnte, die Aktion zu verschieben und einen Traktor aus dem Dorf zu holen, der sie flottmachte, brummte es auf der Landstraße. Wenig später stoppte der geländegängige Einsatzwagen der Bereitschaftspolizei. Ein junger Leutnant stieg aus und meldete militärisch die Einsatzgruppe von acht Wachtmeistern.

Lindemann schmeichelte das militärische Gehabe. Er gab dem Leutnant die Hand und nannte ihn »Herr Kamerad«.

Die Polizisten hängten das Dienstauto der Kripo an den Geländewagen und zogen es auf die Straße. Hauptwachtmeister Ringel wies als Ortskundiger seine Vorgesetzten ein.

Aus Dreibrück klangen die ersten Geräusche herüber, das Heidedorf war schon lange aus dem Schlaf erwacht. Das Dorf

lag niedrig hingeduckt, nicht einmal ein Kirchturm überragte die Fachwerkhäuser.

»Das ist Wippolds Stellmacherei«, erklärte Ringel und deutete mit ausgestrecktem Arm auf ein Anwesen abseits des Dorfes. Das Dach des Wohnhauses ragte knapp über die Bäume des Hausgartens hinweg, ebenso Stall und Scheune. Die Werkstatt war als einziges Gebäude aus Klinkersteinen erbaut. Noch immer trug das Anwesen in Dreibrück den Namen des alten Besitzers, obwohl der längst im Altersheim gestorben war.

Der Leutnant ließ seine Männer antreten, und der Oberinspektor wies sie in ihre Aufgabe ein. Daß mit den Rauchwaren keine Zigarren und Zigaretten gemeint waren, verblüffte die jungen Wachtmeister zunächst, sie sahen das Unternehmen jedoch als willkommene Abwechslung an.

Oberinspektor Lindemann setzte sich wieder neben den Fahrer, wandte sich zu Ringel und behielt so den Einsatzwagen im Blick.

Ringel starrte mißvergnügt an den Kriminalbeamten vorbei nach vorn. Der Aufwand war für die Katz, noch dazu, wo der Anstoß aus Berlin kam. Woher wollte man dort wissen, was in Dreibrück passierte? Anstatt sich an ihn zu wenden! Er kannte jeden in seinem Bereich.

»Was ist das für eine Fabrik?« fragte Lindemann.

»Hat was mit Umweltschutz zu tun«, antwortete Ringel, »Abgase bei Autos und so. Sie schaffen extra alte Schlitten 'ran zum Ausprobieren, Herr Oberinspektor!«

»Genaueres wissen Sie nicht?« fragte Lindemann.

»Nein.« Ringel verstand dessen Neugier nicht. Es war logisch, daß Bortfelt niemandem auf die Nase band, womit er experimentierte. Die Tatsache, daß er sich nach Dreibrück zurückzog, bewies, daß er es geheimhalten wollte.

»Na schön.«

Ringel sah Lindemann an, daß er sich damit nicht zufriedengab. Sie fuhren am »Gasthof Deutsche Eiche« vorbei, und der Landpolizist wies den Fahrer in den Schmiedeweg ein.

Die Entfernung zwischen Dorf und Stellmacherei war nicht erheblich, der Eindruck von Abgelegensein entstand durch ein Birkengehölz, durch das der Schmiedeweg führte. Die weißrindigen Bäume waren kaum armdick und hatten ihre Blätter schon abgeworfen.

Es war zwölf Minuten nach sieben, als die beiden Fahrzeuge, eine Staubfahne hinter sich herziehend, am »Gasthof Deutsche Eiche« vorbeifuhren.

Paul Ehrentreich öffnete gerade die Fenster. Er starrte verblüfft den Polizisten hinterher und hastete in die Küche, die so groß war, daß Ehrentreichs im Sommer jedem Urlauberansturm gewachsen waren, sofern sie die notwendigen Hilfskräfte besaßen. Inzwischen war die Saison vorbei, nur an den Wochenenden kamen noch Autotouristen.

»Marta! Zwei Autos mit Polizei, Ringel ist auch dabei!«

Marta Ehrentreich hörte auf, Kaffee zu filtern. Sie starrte ihren Mann an. »Und wohin?« Eigentlich bedurfte es keiner Frage.

»Zu Wippold«, antwortete Paul.

»Siehst du!« Die beiden Worte verrieten ihre Genugtuung, sie hatte aus ihrem Mißtrauen dem »Neuen« gegenüber nie ein Hehl gemacht.

»Siehst du!« äffte Ehrentreich seine Frau nach. »Das ist nicht 'raus, ob das gegen Herrn Bortfelt geht!«

»Gegen den habe ich nichts, Paul, das will ich dir mal sagen. Er macht ja auch immer schöne Zechen, nicht?«

»Für die Gemeinde tut er auch was. Für die Wanderwege läßt er Schilder malen, auf eigene Kosten, wegen dem Fremdenverkehr!«

»Aber seine Leute, Paul! Besonders der Langhaarige, der bei ihm wohnt!«

»Der Volz? Halb so wild! Es geht nicht immer nach dem Aussehen! Denk mal an den Franz, ein Gesicht wie'n Sonntagsschüler, und wie hat der uns beklaut!«

Paul Ehrentreich trug das Frühstückstablett in die Gaststube, Marta folgte ihm an den Tisch mit dem Schild »Privat«.

Sie setzte sich seufzend und meinte: »Du wolltest den Haken von der Kellerklappe schweißen lassen, Paul, ehe was passiert. Herr Bortfelt hat es dir angeboten.«

Ehrentreich strich Wabenhonig auf seine Weißbrotscheibe und lächelte. »Nach dem Frühstück, Marta.«

Die Fahrzeuge hielten in angemessener Entfernung vom Hoftor, das offenstand. Die Polizisten saßen ab, es geschah fast lautlos, Lindemann nickte zufrieden. Der Leutnant hatte seine Freude daran, dem Kameraden von der Kripo exakten militärischen Drill vorzuführen.

Lindemann äußerte sich lobend und fügte hinzu, er sei selbst Offizier gewesen.

»Na, dann los!« kommandierte er ausgesprochen zivil.

Bortfelt war sofort wach, als Susi ihn weckte. »Siggi! Polizei! Hörst du, Polizei!«

Er sprang auf, doch ehe er das Fenster erreichte, wurde an die Haustür geklopft.

»Verdammter Mist«, knurrte er und streifte die Hose über.

»Was wollen die denn?« fragte Susi besorgt.

»Weiß ich? Wieviel sind es denn?« fragte er hastig, nahm sich aber Zeit, seine Haare zu kämmen.

»Vier oder fünf in Uniform. Ringel ist dabei und ein Dicker im grünen Lodenmantel.«

»Vielleicht sind wieder welche aus dem Knast abgehauen?« mutmaßte er, doch es klang nicht überzeugend.

Susi dachte praktisch. »Soll der Ozelot verschwinden?«

Er starrte sie verblüfft an und grinste. »Du bist ein kluges Mädchen! Los, weg damit!« –

Volz lag wach und rauchte, er überlegte, ob er Licht anknipsen und die Witze im PLAYBOY lesen sollte, als er ein ungewohntes Geräusch hörte. Er hauste in der Kammer neben der Werkstatt, die Wippold früher als Büro gedient hatte.

Er kroch aus den Decken und schlich zum Fenster. Die Uniformierten erschreckten ihn nicht. Seit er aus dem Bau war, lief nichts Krummes. Trotzdem war er auf Überraschun-

gen gefaßt. Er brauchte sich nicht anzuziehen, er war es schon. Leise schlich er in die Werkstatt hinüber.

Die Morgendämmerung schuf ein ungewisses Zwielicht, seine Augen mußten sich erst daran gewöhnen. Das einzige Fahrzeug gehörte Klatt, ein sechsundsechziger »Studebaker«. Volz tastete sich zu ihm hin. Der Fußboden in der Stellmacherei war abschüssig. Damit der Wagen nicht wegrollte, blockierte ein hölzerner Hemmschuh das linke Hinterrad.

Die Klinke der Werkstattür bewegte sich. Jemand spähte durch die Scheibe.

Volz nahm ein Handbeil, bückte sich und schlug mit der stumpfen Seite gegen den Holzklotz. Der gab das blockierte Rad frei. Ein Zittern ging durch den amerikanischen Straßenkreuzer. Es knirschte. Dann rollte er langsam rückwärts an die Wand. Volz bot alle Kraft auf, damit die Heckstoßstange nicht zu heftig an die Mauer prallte, obwohl der Wagen robust war.

Es bumste leise, als er an der Wand zum Stehen kam. Volz wischte den Schweiß vom Gesicht und lief zum Werkstattor. Bevor er es öffnete, ließ ein Geräusch ihn herumfahren. In der Tür zum ehemaligen Hühnerstall stand Susi mit einem Bündel in der Hand und starrte ihn erschrocken an. Volz grinste.

»Was wollen die Bullen?« flüsterte er und musterte sie unverschämt. Ihre Figur markierte sich aufreizend deutlich unter dem seidenen Hauskleid.

Susi nahm den Blick nicht übel, sie flüsterte: »Lassen Sie ihn verschwinden, ja?« Damit drückte sie ihm das Bündel in die Hand.

Volz nickte verdattert. Susi huschte davon. Bortfelt wartete schon. An der Haustür wurde heftiger geklopft. Er öffnete.

»Kriminalpolizei! Haussuchung!« erklärte Oberinspektor Lindemann und drängte an Bortfelt vorbei in die Wohnung.

»Wer ist außer Ihnen noch im Hause?« fragte Lindemann, dann sah er Susi. »Wer sind Sie?«

Hinter seinem Rücken räusperte sich Hauptwachtmeister Ringel. »Die Verlobte von Herrn Bortfelt.«

Lindemann fuhr herum und warf ihm einen vernichtenden Blick zu. Ringel sah betreten vor sich hin. Dann blickte er Bortfelt bedauernd an. Die Aktion kam auch für ihn überraschend, aber er war überzeugt, daß alles auf einem Irrtum beruhte.

Bortfelt tat gelassen und spielte den Ahnungslosen. Typen wie den Oberinspektor kannte er, Widerspruch reizte sie und machte sie gefährlich.

Die jungen Polizisten schielten auf Susi.

Auf Lindemann machte es Eindruck, wie Bortfelt den Durchsuchungsbefehl zur Kenntnis nahm. »Sie tun doch nur Ihre Pflicht«, erklärte er bescheiden. »Worum geht es diesmal?«

»Sie sollen im Besitz von Pelzen sein, Roh- und Fertigwaren aus Einbrüchen in Berlin!«

Bortfelt schnaufte ärgerlich. »Dieses linke Gesindel!«

Der Oberinspektor schaute ihn aufmerksam an. »Wie meinen Sie das?«

Die Bereitschaftspolizisten standen verlegen herum. Bortfelt breitete die Arme aus und ermunterte sie. »Am besten, Sie fangen auf dem Boden an und gehen dann systematisch bis in den Keller oder umgekehrt! Und falls Sie meinen Feldstecher finden ...«

Die Polizisten folgten dem Leutnant, und Susi erklomm als erste die Stiege zum Boden.

Lindemann blieb mit Bortfelt zurück. Ringel trat vor die Tür, an der Aktion beteiligte er sich nicht. Herr Bortfelt würde ihm diese Zurückhaltung hoch anrechnen. Der Oberinspektor war ihm gegenüber nur bedingt weisungsberechtigt.

»Wir sind allein«, sagte Lindemann, »wie soll ich Ihre Äußerung verstehen, Herr Bortfelt? Vermuten Sie eine Denunziation?«

»Vermuten?« wiederholte Bortfelt ärgerlich.

»Sind Sie politisch aktiv?« Der Oberinspektor sah ihn prüfend an.

Bortfelt erwiderte den Blick fest und antwortete zurück-

haltend: »Darüber möchte ich nicht sprechen, Herr Kriminaloberinspektor!«

Lindemann wußte nicht recht, woran er mit diesem »Fabrikanten« war. Die Fabrik war ein Windei, das sah er auf den ersten Blick, an der Dorfstellmacherei hatte sich kein Jota verändert. Hier lief etwas anderes. Wollten Jusos oder anderes linkes Gesindel etwas transparent machen?

Bortfelt machte gar keinen schlechten Eindruck, einer von der selten gewordenen Garde, die noch für das Vaterland stritt.

»Gehen wir 'rauf«, forderte Lindemann weniger barsch.

Die Polizisten durchsuchten den Boden erfolglos. Der Leutnant klinkte an der Tür zum Giebelzimmer, sie war verschlossen, er sah den Kriminalbeamten fragend an.

»Was ist dort?« wollte der wissen.

»Mein Atelier«, sagte Susi, reckte sich auf die Zehenspitzen und zog bewundernde Blicke auf sich. Sie langte den Schlüssel vom Türbalken und schloß auf. Lindemann folgte einer plötzlichen Eingebung und schickte das Kommando zur Scheune. Obwohl er gegen eine eindeutige Vorschrift verstieß, blieb er allein bei dem Pärchen.

Susi öffnete einladend die Tür, Lindemann trat ein, nach ihm Bortfelt, der mit Susis Schau zufrieden war.

Das ehemalige winzige Giebelfenster hatte einem bis auf den Boden reichenden Fenster weichen müssen, die Bezeichnung Atelier war somit berechtigt. Susi schien künstlerisch vielseitig begabt zu sein, sie widmete sich unterschiedlichen grafischen Arbeiten. Lindemann sparte nicht mit Komplimenten.

Auf einer Schnur hingen Filmnegative.

»Sie fotografieren auch?« fragte der Kriminaloberinspektor und trat näher.

Susi sah Bortfelt besorgt an. Der grinste. Lindemann hielt einen Film gegen das Licht.

»Das, das sind Formulare?« fragte er verblüfft.

»Ja«, antwortete Susi leichthin, »die brauche ich für Kollagen, Fotomontagen, verstehen Sie? Eine Publikation über die Zone!«

»Interessant!« Lindemann rieb sein Kinn. Er zog ungeniert eine Schublade auf und nahm einen großformatigen Stempel heraus. Er hauchte ihn an, drückte ihn auf ein Blatt Papier und las den Abdruck: »Visum Nummer... – Gültig für eine Ausreise nach... – für... Tage – über die Grenzübergangsstelle...« Lindemann blickte forschend auf Susi, dann auf Bortfelt, er nahm ein Siegel und drückte es neben den Visastempel, las dann laut: »Deutsche Demokratische Republik – Ministerium des Innern – Hauptabteilung Paß- und Meldewesen...« Lindemann verstummte beeindruckt.

Susi und Bortfelt taten verlegen.

Der Kriminaloberinspektor öffnete und schloß ein paar Stempelkissen, sagte bewundernd: »Sieh mal an, alle Farben!«

Susi erklärte schüchtern: »Die wechseln drüben manchmal die Farbe.«

Lindemann schob behutsam den Tischkasten zu und ging zu dem großen Diwan, hob die Felldecke auf und sagte streng: »Da haben wir ja auch die Pelzwaren! Besitzen Sie davon noch mehr?«

Bortfelt nickte stumm und deutete auf das Heidschnuckenfell vor dem Fenster.

Der Kriminalbeamte lächelte wohlwollend, wurde aber sofort wieder ernst und trat dicht vor Bortfelt hin. »Nun wissen Sie, weshalb Sie denunziert worden sind!«

Beide Männer blickten sich wissend in die Augen, dann räusperte sich Lindemann. »Gucken wir rein formal noch in die Werkstatt.«

»Selbstverständlich«, stimmte Bortfelt zu.

Der Leutnant wartete mit dem Kommando vor dem Ziegelbau. Am Eingang lehnte Volz und rauchte. Lindemanns Schritt stockte, er fragte überrascht: »Wer ist das, Herr Bortfelt?«

»Einer meiner Leute, Jürgen Volz. Er wohnt hier.«

»Sie haben ihn nicht erwähnt, als ich fragte«, tadelte der Oberinspektor.

»Er wohnt doch nicht im Haus«, antwortete Bortfelt treuherzig.

Der Kriminaloberinspektor ging schweigend voraus. Bortfelt folgte ihm.

In der Tür stutzte Bortfelt und sah verblüfft auf den Studebaker. Der Leutnant erkundigte sich nach Nebenräumen, aber Lindemann hatte es plötzlich eilig. Die Durchsuchung verlief ergebnislos, und Hauptwachtmeister Ringel hörte verblüfft, daß der Oberinspektor behauptete, er habe nichts anderes erwartet.

Lindemann trat an die Kammertür und blickte kopfschüttelnd in Volz' Behausung. Der stand grienend neben ihm.

»Bundeswehr gewesen?« fragte der Kriminalbeamte.

Volz griente stärker. »Nee, mein Typ ist nicht gefragt.«

»Sieht man, sieht man!« Lindemann zog sich kopfschüttelnd zurück. Er sah sich noch einmal forschend um und meinte: »Nach Motorenwerkstatt sieht das nicht aus, Herr Bortfelt! Ich meine, Entgiftungsanlagen und so. Eher wie Karosseriebau!«

Bortfelt stand neben ihm und raunte leise: »Schicken Sie bitte Herrn Ringel weg!«

Lindemann warf ihm einen raschen Blick zu, wandte sich dann an den Landpolizisten, der an der Tür wartete. »Herr Hauptwachtmeister, lassen Sie den Wagen vorfahren, ich komme sofort!«

Ringel nickte gleichmütig und ging.

»Kommen Sie, Herr Kriminaloberinspektor!« Bortfelt nickte Lindemann ermunternd zu, trat zum Studebaker, öffnete die linke Hintertür und klappte die Rückenlehne nach vorn.

Der Oberinspektor pfiff erstaunt. Das luxuriös dicke Polster war entfernt worden, dafür hatte man zwei Container eingebaut, für jeweils eine Person. Der Kriminalbeamte zeigte sich beeindruckt, er nickte verständnisvoll und verließ die Stellmacherei. Das Firmenschild diente offensichtlich der Tarnung.

Auf dem Hofplatz reichte er Bortfelt betont reserviert die Hand, nur der feste Druck verriet, was er fühlte. »Tut mir leid,

Herr Bortfelt! Wir mußten unsere Pflicht tun!« Leise fügte er hinzu: »Falls Sie mal Schwierigkeiten haben, wenden Sie sich an mich!«

Bortfelt blickte den Polizeiautos grinsend hinterher.

Im Dorf zerbrach man sich vermutlich die Köpfe, doch ein Hinweis an Ehrentreich, daß es sich um eine Denunziation der Jusos gehandelt habe, würde genügen. Vielleicht tat er ihm den Gefallen und trat der CDU-Ortsgruppe bei? Warum eigentlich nicht?

Bortfelt lief zur Werkstatt zurück. Volz kam aus seiner Kammer und hielt ihm den Ozelot hin. Großer Gott, dachte Bortfelt, wenn er den in seiner Pennerfalle versteckt hat, muß er gereinigt werden. Das gute Stück für zwanzig Mille zwischen den muffigen Decken. Er murmelte eine Anerkennung und wandte sich um. In der Tür blieb er stehen und deutete auf den Studebaker. »Hast du ihn weggeschoben?«

Volz grinste. »Ja, Mann, war doch besser, das sieht man sonst, daß da mal 'ne Tür in der Wand war.«

Bortfelt starrte seinen Gehilfen überrascht an, dann nickte er anerkennend. »Das war 'ne gute Idee, Volz! Was ich sagen wollte, dein Führerschein geht nächste Woche okay!«

Volz war in seinem Leben selten gelobt worden. Die Anerkennung machte ihn verlegen. Bortfelt sah auf seine Armbanduhr. »Heute gibt's noch Arbeit!«

Volz schwieg.

Die Fabrik lieferte den Dreibrückern nachmittags neuen Gesprächsstoff. Zuerst bog ein weißer Mercedes in den Schmiedeweg ein, etwas später ein Lastwagen der gleichen Firmenmarke. In Wippolds Stellmacherei ging etwas vor, fest stand aber auch, daß die Polizei keinen Anlaß gefunden hatte einzuschreiten.

Bortfelt begrüßte den Mann, der aus dem Mercedes stieg, mit Schulterklopfen und geleitete ihn ins Haus.

Zwischen Bortfelt und Klatt gab es viele Gemeinsamkeiten. Anders war es mit Herbert Weiß. Er stammte aus einer

bürgerlichen Familie, sein Vater war Studienrat in einem Braunschweiger Lyzeum gewesen, und Herbert sollte ebenfalls Pädagoge werden. Bevor er neunzehnhundertdreiundvierzig zur faschistischen Wehrmacht eingezogen worden war, hatte er das Abitur abgelegt. Als er neunzehnhundertsiebenundvierzig aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft kam, war er zweiundzwanzig Jahre alt und verspürte keine Lust mehr zum Studieren. In Abendkursen hatte er sich kaufmännische Grundbegriffe angeeignet und sich in einer Braunschweiger Speditionsfirma zum Prokuristen hochgearbeitet.

In den fünfziger Jahren begann sein Aufstieg. Weiß heiratete die Tochter eines Fleischermeisters, der an Wehrmachtlieferungen eine Million verdient und diese in Sachwerten über das »tausendjährige Reich« und die Währungsreform hinweggerettet hatte. Der Schwiegervater lieh das Kapital zur Gründung eines Fuhrunternehmens, und bald verkehrten drei Lastzüge zwischen Hannover und Westberlin.

Weiß schmuggelte vor allem Porzellan und optische Geräte. Kein Wunder, daß er rasch die Möglichkeiten erkannte, die das Transitabkommen dem Menschenhandel bot.

Bortfelt bewunderte an Weiß all das, was ihm selbst fehlte, die gediegene Erscheinung, sein seriöses Auftreten, seine konservative elegante Kleidung. Er nippte an seinem Whisky und sagte: »Schade um deinen Büssing.«

Herbert Weiß seufzte und schlürfte Tee. »Ja, ein schwerer Rückschlag.«

Bortfelt winkte ab, er dachte nicht an die finanzielle Seite, sondern an den Arbeitsaufwand, der seiner Meinung nach nicht gelohnt hatte. »Wieviel hast du mit ihm geschleust?« fragte er beiläufig.

Weiß musterte ihn über seine Teetasse hinweg und antwortete zögernd: »Zwölf. Wieso?«

»So, zwölf!« Bortfelt rechnete im Kopf nicht so rasch wie Weiß oder Klatt, aber schwierig war die Aufgabe nicht. Zwölf Personen zu zwölftausend Mark, das ergab eine stolze Summe. Er pfiff leise. Einhundertvierundvierzig Riesen. Fur

den Büssing hatte Weiß beim Schrotthändler dreitausend Mark gezahlt, ebensoviel hatte er für die technischen Finessen berechnet. Bortfelt ärgerte sich, daß er so billig gewesen war.

»Weshalb fragst du?« Weiß musterte ihn.

»Trotzdem ein Geschäft«, Bortfelt grinste.

Weiß lächelte zurückhaltend, wie es seine Art war, räumte jedoch ein: »Gewiß, vergiß aber nicht, der Fahrer, der Lachmann, ist schwer zu ersetzen.«

Bortfelt winkte ab. »Fahrer gibt es doch«, er dachte an Passe und schränkte ein, »allerdings nicht solche wie Lachmann.«

Weiß verschwieg, daß er weniger den Verlust von Lachmanns fachlicher Qualität bedauerte, als vielmehr den Umstand, daß der sein Strohmann war, denn der Büssing lief für dessen Firma. Außerdem stand Lachmann bei ihm noch mit achttausend Mark in der Kreide.

Weiß hatte eine Idee. »Ich möchte was für Lachmanns Frau tun, Siggi, ein Akt der Menschlichkeit, verstehst du? Brauchst du eine Wirtschafterin? Sie ginge gern aus ihrem Kaff weg.«

Bortfelt blickte Susi an.

»Wie alt ist sie?« fragte die.

»Dreißig, aber hübsch wie'n Boskop im März. Lachmann ist zwanzig Jahre älter.« Weiß lächelte. Er schwang sich selten zu einem Scherz auf.

Susi dachte an ihre Bequemlichkeit. »Das wäre nicht schlecht.«

»Frag sie, ob sie will«, sagte Bortfelt.

Weiß wechselte das Thema. »Wie ist es in Berlin gelaufen?«

Bortfelt markierte den gewandten Geschäftsmann. »Die habe ich fertiggemacht, mit den Artikeln, das läuft nicht mehr.«

»Weißt du, wer sie geschrieben hat?«

»Ja.«

»Und? Gekauft den Mann?«

»Das war nicht nötig«, Bortfelt grinste. »Das bringt Manne in Ordnung, undicht war's bei ihm. Ich fahre morgen in dieser

Angelegenheit nach Hannover.«

Weiß nickte und hob lauschend den Kopf. Der alte Mercedes-Laster rollte draußen auf den Hofplatz.

Der schlaksige junge Fahrer sprang heraus, er trug sein Haar schulterlang und steckte in hautengen Jeans. Mit wiegenden Schritten lief er um den Autoveteran, als wollte er sich überzeugen, daß er unterwegs nichts verloren hatte.

Volz näherte sich dem Ankömmling und wußte nach wenigen Fragen, woran er mit ihm war. Der hatte noch nie im Knast gesessen, das stand fest. Was wollte der in dem harten Geschäft?

»Was sagst du, hast du gefahren?« fragte Volz ungläubig.

»Ford-Kombi«, gestand der Jüngling und lächelte entwaffnend. »Wäsche-Verleih, kein großer Job, aber Trinkgeld!«

»Aha«, Volz nickte ernsthaft, »hier 'n Groschen und da einen! Und bei Weiß nun die große Marie, was?«

Heinz Fechner sah Volz ablehnend an. Dessen vulgäre Art behagte ihm nicht. Er war froh, als sein Boß mit einem Mann aus dem Haus trat.

Weiß stellte vor. »Mein Fahrer Heinz Fechner – Herr Bortfelt.«

Bortfelt nickte flüchtig, musterte aber den Mercedes genauer.

»Der Fechner möbelt den alten Hirsch auf«, behauptete Weiß und sah diesen ermunternd an. »Was, Heinz?«

Der Schlaks nickte und schob ein Blättchen Kaugummi in den Mund.

Weiß bemühte sich, den ungünstigen Eindruck von seinem Fahrzeug zu verwischen. Allerdings log er, als er behauptete, den Mercedes teurer gekauft zu haben als den Büssing. »Ein bißchen Farbe macht alles, das Anpinseln besorgt Heini selbst«, erklärte Weiß, und an dessen Adresse gerichtet, fuhr er fort: »Wann kann einer mit neunzehn schon auf so einen großen Bock steigen?«

Fechner lächelte stolz.

»Ein Jahr unfallfrei, dann sitzt er auf einem Volvo!«

Fechners Lächeln vertiefte sich. Volz flüsterte: »Mann, das laß dir schriftlich geben!«

Volz war überzeugt, daß der Mercedes kein halbes dutzendmal auf Schleuserfahrt ging, denn Weiß verlangte ernsthaft eine blinde Kabine für zehn Personen, in die des Büssings hatten vier Personen gepaßt. Volz rechnete ähnlich wie vor ihm sein Boß, bloß schneller.

Für Weiß lohnte eine einzige Fahrt. Sogar wenn der Mercedes beim ersten Mal kassiert wurde, war Weiß durch die Vorauszahlungen saniert. Und uns, dachte Volz wütend, geben sie ein Trinkgeld.

Bortfelt und Weiß krochen mit einem Zollstock auf der Ladefläche herum. Volz zog Fechner beiseite. »Was bringt dein Job, Mann?«

Der Schlaks antwortete zögernd: »Zwei Riesen im Monat! Nach einem scheuen Blick auf den Mercedes ergänzte er flüsternd: »Und Kopfgeld!«

»Wieviel?« fragte Volz neidisch.

»Hundert pro Kopf«, antwortete Fechner leise.

»Nicht schlecht«, erklärte Volz, und Fechner nickte stolz. Dabei war Volz ganz anderer Meinung. Hundert, dachte er, und Weiß kassiert pro Kopf zwölftausend.

»Die Menge macht's«, erklärte der Schlaks beiläufig. Der rechnete wohl mit ganzen Wagenladungen? Volz grinste. Der hatte vielleicht eine Ahnung, wie schwierig es war, Kunden zu finden; vor allem solche, die sich nach Strich und Faden ausnehmen ließen.

Den Schlaks reizte das Abenteuer, er fragte begeistert: »Wo erlebt man heute noch was Aufregendes, he? Supermarkt oder Sparkasse knacken, das kommt für mich nicht in Frage. Aber so was echt Menschliches, weißt du, wie ein Soldat, der für eine gute Sache kämpft...«

»Dann kämpf mal schön«, unterbrach Volz ihn.

»Sogar im Kirchenblatt stand was darüber: Helden des Alltags!«

»Du bist ja bescheuert, Mann!« erklärte Volz schroff. »Ich

hab' auch Zeitungsartikel, kann ich dir borgen, damit du Augen kriegst, du Baby!«

»He, Jürgen!« rief Bortfelt.

Volz kletterte auf die Pritsche. Der Boden war morsch, wie sollten da die Bolzen halten? Da mußten erst mal Bohlen ausgewechselt werden. Doch das lehnte Weiß ab. Ihm lag nur daran, die blinde Kabine aus altem Holz zu bauen, damit sie bei einer Kontrolle nicht auffiel.

»Und der Einstieg?« fragte Bortfelt.

»Wie beim Büssing, durch die Schlafkabine«, verlangte Weiß.

»Riskant«, gab Volz zu bedenken, »die Masche kennen die jetzt.«

Weiß holte einen Mentholbonbon aus der Tasche, wickelte ihn aus dem giftgrünen Papier und schob ihn in den Mund. Es war kein Rauchersatz, wie Bortfelt vermutete, er war auch nicht süchtig auf Menthol, das sollte es geben, ihm ging nur Volz' Körpergeruch auf die Nerven.

»Ich meine«, erklärte Weiß, »wenn die drüben einen Grund haben, ein Fahrzeug trotz Transitabkommen genau anzusehen, dann ist was faul, dann schreibt man's ab!«

Fechner war ebenfalls auf die Pritsche geklettert und dachte das, was Volz aussprach: »Und den Fahrer auch!«

Weiß schwieg und wechselte einen raschen Blick mit Bortfelt. Dann sah er Fechners betretenes Gesicht, klopfte auf dessen Schulter und meinte jovial: »Mein Gott, mit solchen Skrupeln hätte es nie Freibeuter gegeben! Schleuserfahrer sind nicht nur Kapitäne der Landstraße, sie sind die Freibeuter von heute! In einem Jahr machen die soviel Heu wie andere in zehn!«

Fechner fand sein Gleichgewicht wieder. Er blickte dankbar auf seinen Boß. Das war gut, was der von Kapitänen der Landstraße sagte und von Freibeutern.

»Und die Automatik zum Kennzeichenwechsel?« fragte Bortfelt. »Der Trick ist gelaufen.«

Weiß überlegte, meinte dann: »Ach was, verlegt den Kippschalter woandershin!

Bortfelt nickte. Ihm sollte es recht sein. Sie sprangen vom Lkw herab. Weiß rieb seine beschmutzten Hände mit einem Lappen sauber, den Fechner ihm dienstbeflissen reichte.

»Die Reifen sind Schrott«, erklärte Bortfelt sachlich, als er Weiß zu seinem Pkw begleitete.

Der winkte ab und sagte leise, damit Fechner es nicht hörte: »Vielleicht ziehe ich für zwei, drei Touren neue Reifen auf, was?« Noch leiser fragte er: »Was ist, Siggi, vier Riesen?«

»Nein, Herbert«, Bortfelt schüttelte den Kopf, »ist nicht mehr drin. Fünf, unter dem spielt sich nichts mehr ab. Du weißt, es ist alles teurer geworden.«

»Na gut, aber wie ich dabei zurechtkomme?« Weiß zog ein bekümmertes Gesicht, doch beide grinsten, als sie sich mit einem Händedruck verabschiedeten.

Bortfelt blickte dem Mercedes nach, und als er sich umwandte, stand Volz hinter ihm. »Ich nehme mir mal das Ventil von der Bombe vor.«

Bortfelt nickte. »Ist gut, Jürgen. Was ich sagen wollte, für nächste Woche habe ich Passe bestellt.«

Volz schien etwas einwenden zu wollen.

»Ist was?« fragte Bortfelt. Als Volz abwinkte, fügte er hinzu: »Sobald du deinen Führerschein hast, brauchen wir Passe nicht mehr, seinen Hunderter leg' ich bei dir drauf!«

Volz grinste. »Okay, Boß!«

Alfons zog seinen Frack straff und riß die Tür für den neuen Gast auf, der mit einem Taxi vorgefahren kam. Der war fremd in dieser Gegend, er sah sich forschend um und kam zielstrebig zum KAKADU. Also kein Zufallsgast.

Der Fremde trat ein und sah sich kritisch im Vestibül um, danach fühlte auch Alfons sich gemustert. »Guten Abend, mein Herr!« grüßte er gemessen.

Der Dicke dankte knapp, ging zur Garderobe und reichte Anni seinen Hut, dabei enthüllte er eine spiegelnde Glatze. Der graue Mantel war erstklassige Qualität und der Stein am linken Mittelfinger bestimmt echt.

Alfons widmete seine Aufmerksamkeit wieder der Tür. Plötzlich hörte er hinter sich ein Räuspern.

Er drehte sich um. Der neue Gast lächelte ihm zu und fragte betont beiläufig: »Kennen Sie Herrn Siebling?«

Alfons schien nachzudenken. »Siebling?« wiederholte er gedehnt. Er betrachtete aufmerksam die rechte Hand des Gastes. Der verstand den diskreten Wink, zückte seine Brieftasche, blätterte in den Scheinen und zog einen Zwanziger heraus.

»Siebling, natürlich«, erklärte Alfons und fügte vertraulich hinzu: »Zeigen Sie die hübschen bunten Scheine nicht so, mein Herr! Ist gut gemeint, verstehn Sie?«

Der neue Gast musterte Alfons und knurrte gemütlich: »Werden bei euch die Eintrittskarten mit der Pistole gelocht?«

Alfons grinste stumm.

Der Dicke wedelte mit dem Schein. »Ist er hier?«

»Siebling? Nein, noch nicht.«

»Heißt das, er kommt noch?«

Alfons blickte abwartend auf den Zwanzigmarkschein. Der Gast faltete ihn zusammen und schob ihn Alfons in die Hand. »Ja, Herr Siebling müßte bald hier aufkreuzen.«

»Noch ein Pfund«, flüsterte der Dicke, »wenn Sie mir den Knaben unauffällig zeigen!«

»Okay!«

Der Gast schob die Samtportiere beiseite und musterte den langgestreckten Barraum. Er schürzte die Lippen, die Talmi-Eleganz imponierte ihm nicht. Er schlenderte am Büfett vorbei, fand einen leeren Tisch in einer Nische und setzte sich so, daß er den Eingang im Blick behielt. Wenigstens gab es die führenden Whiskysorten, stellte er zufrieden fest. Bei einem üppigen blonden Serviermädchen bestellte er einen Bourbon.

Als Siebling kam, gab Alfons ihm verstohlen ein Zeichen. »Da ist so ein Halbseidener scharf auf dich, Heino, sei vorsichtig! Er schmeißt zwei Pfund dafür, daß ich ihm 'n Tip gebe!«

»Ja? Wer ist es denn?«

»Rechts vierte Nische, Dicker mit Glatze.«

Siebling lüftete den Samtstoff fingerbreit und musterte den Gast. Er kannte ihn nicht. Er betrat den Barraum und setzte sich auf seinen Stammplatz.

Püppi brachte ihm einen Bourbon, ein Präsent des Hauses, denn Bracke war noch nicht da. »Zum Wohl, Heino«, sagte sie.

»Kommt Konzach?« fragte er mehr aus Gewohnheit.

Püppi wedelte mit der Serviette über den Tisch und verzog spöttisch die bemalten Lippen. »Nein, mit dem Lackl is' eh' aus!« Sie nickte und lief zum Büfett.

In der Samtportiere erschien Alfons' massiger Schädel, er blickte bedeutsam in die vierte Nische und zog sich wieder zurück. Der Dicke erhob sich und ging hinaus. Siebling sah ihm nachdenklich hinterher. Was wollte der von ihm? Hätte er sich verleugnen lassen sollen? Doch dann war die Begegnung sicher nur aufgeschoben –.

Der Dicke trat im Vestibül zu Alfons.

»Er ist da«, murmelte der.

»Aha, und wo?«

Alfons blickte stumm auf den Frager hinab. Der trug den Geldschein passend in der Tasche. Der Portier überzeugte sich mit geübtem Blick vom Wert, räusperte sich und gab flüsternd Bescheid.

Heino Siebling sah, daß der Dicke auf seinen Tisch zukam. Er zerdrückte seine Zigarette in der Aschenschale, holte sein Zigarrenetui heraus, nahm einen Zigarillo mit weißem Mundstück und rauchte ihn an.

Der Dicke stand neben seinem Tisch und sah herab. »Herr Siebling?«

Heino tat erstaunt. »Ja? Sie kennen mich?«

Ohne seine Zustimmung einzuholen, schob der Dicke einen Stuhl zurecht und setzte sich. Das Sitzmöbel ächzte unter seinem Gewicht.

Plötzlich ahnte Siebling, wen er vor sich hatte. Die Höflichkeit seines Gegenübers wirkte aufgesetzt. Wie durch dünne

Tünche schimmerte eine andere Farbe hindurch. In den kleinen Augen lauerte versteckte Tücke. Bortfelt oder Klatt? Sofern sein Gegenüber den Anschein von Höflichkeit wahrte, würde er es bald erfahren. Alfons sah durch einen Spalt der Samtportiere besorgt herüber.

»Klatt«, sagte der Dicke abrupt und starrte Siebling abwartend an. Als der nicht reagierte, fügte er bedeutsam hinzu: »Der Hai!«

Siebling spielte mit seinem Etui und erklärte beiläufig: »Ich weiß!«

Klatt schnaufte enttäuscht, er hatte einen nachhaltigeren Eindruck beim Nennen seines Namens erwartet.

»Geht es um meinen Artikel?« fragte Siebling, um die Unterredung abzukürzen. Klatts Nähe war ihm unbehaglich.

Der Dicke machte eine wegwerfende Handbewegung und erklärte verächtlich: »Alter Schnee!«

Siebling war überrascht. Weshalb kam Klatt dann? Jetzt war er beinahe froh, daß sein Artikel »Neues vom Hai« nicht erschien. Der Gedanke, was Klatt zu ihm sagen würde, erheiterte ihn, er lächelte.

»Finden Sie was komisch?« fragte Klatt drohend.

Siebling winkte beschwichtigend ab. Vielleicht bot der Dicke Geld, überlegte er, damit keine Artikel mehr erschienen?

Heino Siebling erinnerte sich an einen Kollegen, der unter mysteriösen Umständen verstorben war. Der hatte vom Klatsch gelebt und die saftigsten Honorare für Geschichten erhalten, die nie gedruckt wurden.

Klatt beendete Sieblings Spekulationen. »Wer hat gesungen?«

Das war es. Siebling atmete erleichtert auf. Klatt wollte nichts von ihm persönlich.

»Einer von meiner Truppe, ich muß wissen, wer!« Klatt forderte es in einem Ton, der keinen Zweifel daran ließ, daß er vor nichts zurückschrecken würde, um den Verräter zu finden.

»Informanten gibt man nicht preis, Herr Klatt! Wer sägt den Ast ab, auf dem er sitzt?«

»Unsinn, den brauchen Sie nicht mehr«, erklärte Klatt sachlich.

Siebling starrte ihn verblüfft an. »Wieso?«

»Weil Ihr Mist nicht mehr gedruckt wird! Jedenfalls nicht bei Springer«, schränkte er ein.

Siebling trank den Whiskyrest, um Zeit zu gewinnen. Aus der Ecke wehte also der Wind. Klatt war gut informiert. Er schien nicht einmal ernstlich böse zu sein, aber er war dennoch gefährlich. Wer Klatt den Namen »Hai« angehängt hatte, tat es vermutlich wegen der kleinen kalt glitzernden Augen.

»Also, ‚nosi'«, Klatt ließ Sieblings Pseudonym auf der Zunge zergehen, »was ist? Sie brauchen den Mann nicht mehr.«

Heino Siebling lächelte unsicher.

Klatt winkte Püppi heran und bestellte zwei Whisky. Siebling erklärte rasch: »Ich zahle meinen selbst!« Er wandte sich an Klatt: »Da keine Artikel mehr erscheinen, kann es Ihnen gleich sein. sofern es überhaupt einen Informanten gab!«

»Mich täuschen Sie nicht«, knurrte Klatt. »Es gibt einen!«

Püppi brachte die Getränke, Klatt musterte sie interessiert. Als sie gegangen war, erklärte er schärfer als bisher: »Mein Vorschlag: Fünfhundert..., oder...« Er brach ab.

Siebling musterte Klatt, dessen feistes Gesicht ausdruckslos blieb. Klatt war unberechenbar, sein »Oder« war keine leere Drohung. Es gab etliche Alternativen zu den fünfhundert Mark.

Eine Tracht Prügel und tausend Mark Zahnarzthonorar waren das mindeste. Vielleicht ein Verkehrsunfall? Oder hielt man sich an Nahestehende? Das wurde immer häufiger praktiziert. Am Ende schickte Klatt zwei Schläger in Ginas Wohnung. Allein der Gedanke daran war entsetzlich.

Klatt kippte seinen Whisky hinunter und blickte ungeduldig auf seine Armbanduhr. »Also, Sportsfreund, was ist?« fragte er grob.

Siebling dachte an Konzach, an dessen fieses bärtiges

Gesicht. Der hatte für niemand zu sorgen und fand rasch einen neuen Job, wenn Klatt ihn feuerte. Und fünfhundert Mark fand man wahrhaftig nicht auf der Straße.

Siebling langte seinen Notizblock aus der Tasche und riß ein Blatt heraus. Hinter vorgehaltener Hand schrieb er den Namen Rudi Konzach auf. Klatt wollte hastig nach dem Zettel greifen, da legte Siebling rasch die Hand darauf.

Klatt grinste. Er trug das Geld abgezählt bei sich und schob es über den Tisch. Siebling zählte zehn Fünfziger und überließ ihm den Zettel.

Klatt starrte darauf und knüllte das Papier so heftig zusammen, als zermalme er Konzach selbst. Siebling sah, daß er sich mühsam bezähmte.

Klatt stemmte sich empor und stürmte grußlos davon, vergaß sogar zu zahlen, Püppi erreichte ihn gerade noch an der Garderobe.

Als Klatt fort war, kam Gina an Sieblings Tisch. »Wer war das?«

»Klatt«, antwortete er, »der Hai!«

Ginas Brauen zuckten. »Der gefällt mir gar nicht!«

»Muß er ja nicht«, versuchte Siebling zu scherzen, fügte dann finster hinzu: »Meinst du mir?«

»Du hast Geld von ihm genommen?«

»Ja«, erwiderte er heftig, »wir haben ein Geschäft gemacht, was ist dabei?« Etwas sanfter fügte er hinzu: »Schick mir bitte was zu trinken!«

Gina nickte und ging schweigend an das Büfett zurück.

Der Posten führte Lachmann in dasselbe Dienstzimmer wie am Abend zuvor. Lachmann blieb zögernd an der Tür stehen und sah erleichtert, daß es wieder Oberleutnant Schneider war, der ihn vernehmen würde.

Auf dem Schreibtisch stand das Tonbandgerät.

Der Oberleutnant nickte dem Posten zu, der grüßte militärisch und ging. Oberleutnant Schneider deutete auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch. Lachmann setzte sich schwerfällig.

Auf einem Tisch an der Wand stand ein Rundfunkgerät. Es war nicht eingeschaltet. Lachmann überlegte flüchtig, ob Rias wohl schon gemeldet hatte, daß er festgenommen worden war?

»Haben Sie geschlafen?« fragte Oberleutnant Schneider.

Lachmann schluckte verblüfft. Die Frage klang sachlich, sie war keine Floskel. Er antwortete stockend: »Etwas, ja.«

Wie lange er wachgelegen hatte, wußte er nicht. Die Pritsche in der Zelle war hart. Das hätte ihm nichts ausgemacht. Fünfundzwanzig Jahre Fernfahrer, da schlief man auf jedem Lager. Die Gedanken hatten ihm den Schlaf geraubt. Erst gegen Morgen war er in einen unruhigen Schlaf gefallen.

»Fühlen Sie sich imstande auszusagen?« fragte der Oberleutnant.

»Ja«, antwortete Lachmann.

Oberleutnant Schneider nickte und blätterte in einem Schnellhefter. Daneben lagen die Schriftstücke, die Lachmann bei sich geführt hatte, als er festgenommen wurde. Personalpapiere, Fahrzeugpapiere und die Lieferscheine für die Baumaschinenteile, die zur Reparatur an eine Westberliner Firma geliefert werden sollten.

In einer Kunstledertasche befanden sich die »Ostpapiere«. Der Oberleutnant prüfte jedes Stück, Zulassung und Versicherungskarte hielt er in der Hand und musterte sie. Er rückte an seiner Brille. »Dilettantisch gefälscht, Herr Lachmann. Um das zu bemerken, braucht man nicht viel Erfahrung.«

Lachmann schwieg. Weiß hatte stets versichert, daß alle »Ostfleppen« jeder Prüfung standhielten.

»Woher beziehen Sie die Fälschungen?«

Lachmann preßte die Lippen aufeinander. Der Offizier glaubte ihm nicht, daß er alles im Aufrag getan hatte. Er sah ihn ablehnend an. Das Tonbandgerät summte leise.

Lachmanns Erbitterung gegenüber Weiß wuchs. Es gab keinen Grund, ihn herauszuhalten, wie er es für den Fall gefordert hatte, daß mal etwas schief ging. Davon machte

Weiß sogar seine Hilfe für Gerda abhängig.

Der Gedanke an Gerda trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Sie war jung, zweimal war da schon etwas mit einem anderen gewesen: die zwanzig Jahre Altersunterschied, und oft war er eine ganze Woche unterwegs. Fernfahrer sollten nicht heiraten, dachte er.

Sie war schon jetzt verloren, es vergingen Jahre, ehe er sie wiedersah. Lachmann schluckte gequält. Er spürte eine dumpfe Beklommenheit. Sie erschwerte das Atmen und machte die Gedanken träge. Er raffte sich zu einer Erwiderung auf. »Ich sage doch, das Fahrzeug gehört mir nicht und die Papiere auch nicht.«

Oberleutnant Schneider zog skeptisch die Brauen hoch. »Von welchen Papieren sprechen Sie? Von dem verfälschten DPA? Der hält keiner Prüfung stand, die Fahrerlaubnis ebensowenig. Es ist unsinnig, den berühmten Unbekannten aufzubauen. Damit vergeuden Sie nur Zeit, Herr Lachmann, Ihre Zeit! Es macht mir nichts aus, Sie in Untersuchungshaft zu überstellen.«

Lachmann atmete schwer. »Also gut, weshalb soll ich seinen Namen verschweigen? Er heißt Herbert Weiß!«

Obwohl das Tonbandgerät eingeschaltet war, notierte der Oberleutnant die Adresse. »Ist es richtig, daß Sie für diesen Herbert Weiß als Strohmann fungieren? Sie wissen, was man darunter versteht?«

Lachmann nickte. Ruhig und so, als beträfe es ihn nicht, schilderte er, wie er in die Abhängigkeit von Weiß geraten war.

Der Oberleutnant unterbrach ihn nicht, Lachmann war ihm dankbar dafür, es erleichterte ihn, einmal offen darzulegen, welche Schicksalsschläge zu seinem Bankrott geführt hatten.

Es begann vor zwei Jahren. Er hing mit einem Monatswechsel für seinen Lastzug. Um ihn bezahlen zu können, entließ er seinen zweiten Fahrer. Aber er hatte sich übernommen. Bei Gifhorn passierte es. Für zwei Sekunden fielen ihm nachts die Augen zu. Als er zu sich kam, lag er im Krankenhaus. Gerda saß an seinem Bett und weinte.

Die Haftpflichtversicherung bezahlte ihren Teil, wegen der Kaskoversicherung mußte er klagen, obwohl er die Prämie pünktlich bezahlt hatte. Sie wiesen ihm nach, daß er siebzehn Stunden ununterbrochen am Lenkrad gesessen hatte. Er selbst hatte den Schaden zu tragen.

Weiß sprang ein. Als er seinen Transporter endlich aus der Werkstatt holte, war er mit zwölftausend Mark bei ihm verschuldet. Viertausend zahlte er nach und nach zurück, und er hätte es geschafft, in absehbarer Zeit alles zu bezahlen.

Da passierte das mit dem Motor. Unerklärlich, wie er die Ölablaßschraube verlieren konnte. Die Schuld gab er sich selbst. Nachts blendete ihn die Armaturenbeleuchtung, die schaltete er aus, knipste sie nur alle paar Minuten an und las den Öldruck, Kühlwassertemperatur und Druckluftmanometer ab.

Als er vom kreischenden Motor aufgeschreckt wurde, war es schon zu spät. Die Kolben saßen fest, und zwei Lager waren ausgelaufen. Er hatte während der Fahrt das Motoröl verloren. Einen Austauschmotor konnte er nicht kaufen, das schaffte er nicht. Dazu kam eine Steuernachforderung. Diesmal konnte ihm Weiß nicht helfen, sagte er.

Nachdem er seinen Transporter verkauft hatte, war er bei Weiß Fahrer geworden. Aber nur deshalb, weil Weiß ihm vorschlug, er solle das Gewerbe behalten. Heute durchschaute er das raffinierte Spiel. Weiß hatte den Schrott-Büssing auf den Namen Lachmann gekauft, war selbst im Hintergrund geblieben und hatte kassiert.

»Wie lange sind Sie Fernfahrer?« fragte Oberleutnant Schneider.

»Ziemlich fünfundzwanzig Jahre«, antwortete Lachmann bitter.

»Wie oft haben Sie eine Ölablaßschraube verloren?«

»Nie!« Lachmann starrte den Offizier an.

»Kommt es bei Kollegen vor?«

Lachmann schüttelte langsam den Kopf. »Davon habe ich nie gehört«, antwortete er. »Eher passiert es, daß man nach

dem Ölwechsel ein Gewinde überdreht.«

Der Oberleutnant nickte. »Das ist mir auch bekannt.« Ohne Übergang fragte er: »Wieviel Personen haben Sie bisher ausgeschleust?«

Die Frage kam für Lachmann überraschend. »Zwölf«, antwortete er, ohne lange zu überlegen.

Er hatte alles riskiert und alles verloren. Weshalb sollte er mit Einzelheiten zurückhalten?

Der Offizier breitete auf dem Schreibtisch eine Landkarte aus, und Lachmann zeigte, wo er von der Transitstrecke abgefahren war. Zwanzig Kilometer von der Autobahn entfernt lag der Treffpunkt, wo vier Personen zusteigen sollten. Lachmann erfuhr nie Näheres, er wußte nur, daß es drei Männer waren und eine Frau.

»Schildern Sie den Hergang«, forderte Oberleutnant Schneider.

Lachmann klopfte enttäuscht seine Taschen ab.

»Wollen Sie rauchen?«

Lachmann nickte, aber er hatte seine Zigarren im Büssing gelassen. Zigarren besaß Oberleutnant Schneider nicht, aber er hielt ihm eine Zigarettenpackung hin. Lachmann dankte, als der Oberleutnant ihm ein brennendes Feuerzeug anbot. Der Offizier rauchte nicht.

»Zehn Kilometer vor der Ausfahrt stieß das Sicherungsfahrzeug zu mir, ein Opel-Kapitän. Er gab mit der Lichthupe das vereinbarte Signal: Lang-kurz-kurz-lang-kurz-kurz! Dann blieb er dicht hinter mir.« Lachmann schwieg.

»Und weiter?«

»Es regnete stark, er blieb trotzdem dicht dran. Ich hatte unter dem Armaturenbrett einen Kippschalter, mit dem habe ich den Kontakt ausgelöst, und hinten ist das DDR-Kennzeichen 'runtergeklappt vom Bezirk Rostock. Es funktionierte auch wieder. Der Sicherungsfahrer hatte das abzudecken, damit es keiner beobachtete. Danach gab er das Signal.«

»Welches Signal?«

»Kurz-lang-lang-kurz-lang-lang! Das hieß, alles in Ordnung, Kennzeichen gewechselt!«

Als Lachmann schwieg, fragte der Oberleutnant: »Von nun an galten die verfälschten DDR-Papiere?«

»Ja. Ich bin von der Autobahn 'runter zum Treffpunkt gefahren. Ein Wäldchen. Ich habe gehalten, die Motorhaube hochgeklappt und eine Panne markiert.«

»Was dann?«

»Nichts.« Lachmann rauchte, seine Hände zitterten, die Erregung wirkte bei ihm nach. »Die Leute sollten im Wald warten, ein Mann würde kommen und sagen: Haben Sie die Hirsche gesehen? Zehn Stück! Darauf sollte ich antworten: Es waren Rehe und nur vier!«

Lachmann schwieg. Oberleutnant Schneider wartete. Endlich zuckte der Fernfahrer die Schultern. »Es kam keiner, das passiert öfter, wissen Sie, die lassen sich überreden, und später überlegen sie sich's anders ...« Lachmann brach ab und schloß dann: »Warten konnte ich nicht, ich bin losgefahren.«

»Wo trafen Sie dann das Sicherungsfahrzeug?« fragte Schneider.

»Auf der Autobahn, nach fünf Kilometern. Ich habe das Kennzeichen wieder gewechselt, und der Opel-Kapitän fuhr dann voraus.« Lachmann schloß zögernd: »Ich verstehe nicht, weshalb bin ich denn kontrolliert worden? Das Transitabkommen ...«

Oberleutnant Schneider unterbrach ihn schärfer als bisher: »Das Transitabkommen verbietet ausdrücklich, die Transitstrecke zu verlassen, Herr Lachmann! Genau das haben Sie getan!«

Lachmann rauchte die Zigarette bis auf einen winzigen Rest, drückte sie im Ascher aus und fragte heiser: »Wieviel werde ich kriegen?«

Oberleutnant Schneider zuckte die Achseln. »Sie bekommen ein ordentliches Verfahren, Herr Lachmann. Das Gericht wird bei der Strafzumessung berücksichtigen, daß Sie geständig waren!«

»Trinken Sie doch, Heinze! Zum Wohl!« Haubold hob den

Kognakschwenker, sah seinen Gast über das Glas hinweg an und trank. Heinze tat es ihm nach, aber er war Alkohol nicht gewöhnt. Seine Gedanken wurden schon nach dem ersten Glas träge.

»Weshalb ich komme, Herr Haubold! Ich habe Sie im Betrieb nie getroffen. Ich bedanke mich, daß Sie an mich gedacht haben!«

Haubolds Brillengläser blitzten, das Licht der Tischlampe brach sich darin, sonst blieb sein Gesicht im Schatten.

Die Stimme seines ehemaligen Laborleiters klang gutmütig spöttisch: »Nichts zu danken, Heinze! Irgendeinen mußte ich Paulisch zum Fraß hinwerfen. Der gab ja keine Ruhe! Sagen Sie doch selbst, wer wäre denn sonst in Frage gekommen?«

Heinze starrte ihn verblüfft an. Irgendeinen zum Fraß hinwerfen, sagte Haubold?

Haubold hatte Spaß daran, alle elf Kollegen des Labors durchzugehen. Bei jedem einzelnen waren sie einig, daß er für eine Republikflucht nicht in Frage kam, nur bei Schröder nicht. Das ulkige Huhn begeisterte sich für alles Neue, je verrückter ein Einfall war, um so besser. Kein Zweifel, einer wie Paulisch würde den überreden.

Heinze schüttelte den Kopf. »Nein, Herr Haubold, da kennen Sie Inge nicht, seine Frau!«

»Na, sehen Sie?« Haubold kicherte. »Da blieben wirklich bloß Sie! Na und? Es hat geklappt!«

Heinze grinste schief. Wenn Haubold wüßte wie. Der Fuß schmerzte noch immer, obwohl die Geschwulst zurückgegangen war.

»Haben Sie sich schon eingewöhnt?« fragte Haubold.

Die Frage überraschte Heinze. Haubold traf den Grund seiner Unzufriedenheit. Bisher hatte er vergeblich nach der Ursache gegrübelt. Das war es: Er hatte sich noch nicht eingewöhnt. Er glaubte, es läge daran, daß er noch keinen angemessenen Arbeitsplatz bekommen hatte. Er mußte warten, bis in einem Labor etwas frei war. Vor einem Jahr, sagte man ihm, wäre es günstiger gewesen. Vorerst arbeitete er an einer

Abfüllanlage, das konnte auch eine ungelernte Kraft, und dementsprechend war der Lohn.

Haubold war als Schichtleiter besser dran. Er hatte sich damit zwar deutlich gegenüber seiner früheren Position verschlechtert, aber er konnte dreihundert Mark Miete für die Einraum-Komfort-Wohnung hinblättern und die Abzahlungsrate für die Möbel und die Wechsel des Kreditvertrages tilgen.

Unverhofft beugte sich sein früherer Chef herüber und fragte gespannt: »Das hat wohl Aufruhr gegeben, was? Haubold – abgehauen?«

Heinze starrte auf die glitzernde Brille, die Augen dahinter ahnte er nur. Wenn du wüßtest, dachte er, wie schmal die Lücke ist, die du hinterlassen hast.

Doch er ließ Haubold die Freude und erklärte schwerfällig: »Stimmt, Herr Haubold! Da war was los! Haubold, unmöglich! Wer hätte das gedacht? Und alle zerbrechen sich die Köpfe, wie Sie das gemacht haben!«

»Ich hatte mich für's Flugzeug entschieden«, erklärte Haubold großspurig. »Das ist teurer, aber bequemer, verstehen Sie? Auf dem Prager Flugplatz hat mich jemand von der Wiener Gruppe erwartet, gab mir Ticket und Paß nach Wien.«

»Wiener Gruppe?« fragte Heinze.

»Mit denen arbeitet Klatt, clevere Jungs!«

Haubolds Gesicht verdüsterte sich. »Clever sind hier alle, die was zu sagen haben! Mir hatten sie eine Abfindung versprochen, Heinze! Darauf bin ich eingestiegen! Die Gauner! Als sie hörten, daß unser Labor nichts mit Diabetikerdragées zu tun hat, wurden sie taub auf beiden Ohren!« Haubold seufzte. »Ich wäre aus dem Schneider gewesen. Mist!«

»Mir hat Paulisch keine Abfindung versprochen«, erklärte Heinze schwerfällig.

»Na, sehen Sie«, tröstete Haubold, »Sie wurden nicht enttäuscht!« Er lehnte sich in den wuchtigen Sessel zurück. »Was hat eigentlich Wolter gesagt?«

Heinze dachte an die Auseinandersetzungen, die es ständig

zwischen Brigadier und Laborleiter gegeben hatte, weil Haubold Betriebsanweisungen nach Gutdünken auslegte.

»Wolter?« wiederholte Heinze. »Wolter hat gesagt, Haubolds Stuhl hat sowieso gewackelt!«

Es verschlug seinem Gegenüber zunächst die Sprache. Endlich räusperte er sich und meinte empört: »Der Klugscheißer, der Brigadier! Der hat an meinem Stuhl gesägt!« Er goß einen weiteren Kognak hinunter.

Heinze lächelte still. Die Erkenntnis, Haubold keinen Dank schuldig zu sein, hatte den Weg gelohnt. Schade, daß er niemand fragen konnte, wie seine Flucht aufgenommen worden war. Weshalb war ihm das nicht gleichgültig? Aus dieser Überlegung heraus sagte er unbestimmt: »Komisch, Herr Haubold, nie ist man zufrieden. Geht es Ihnen auch so? In unserem Betrieb fiel mir auf den Wecker, wie sich jeder in die privaten Angelegenheiten des anderen mischte. Schröder hat ein Problem, Leute, beraten wir, wie man ihm helfen kann. Kleinschmidts Frau muß ins Krankenhaus, Wolter nimmt zwei Gören, den Großen nehmen Lindstädts. Sind wir ein Kollektiv? Na also! Widerlich fand ich das, Herr Haubold! Aber hier...«

Haubold lachte laut und ahmte dann seinen Tonfall nach: »Heinze geht fremd, Leute! Mit dem reden wir mal Klartext!« Er lachte wieder. »Nun sagen Sie bloß, die Art von Füreinander und Miteinander vermissen Sie hier?« Als Heinze schwieg, ergänzte er zynisch: »Sie können unbesorgt sein, wenn Sie mal den Löffel abgeben, einen Kranz kriegen Sie hier auch, dafür wird gesammelt!«

Heinze überlegte. Eigentlich könnte er gehen, es gab keinen Gesprächsstoff mehr. Trinken wollte er auch nicht. Doch Haubold ignorierte seinen Protest und goß den Schwenker wieder voll. Dabei fragte er beiläufig, doch Heinze hörte die Neugier heraus: »Gab es Kollegen, die..., die..., ich meine, haben es welche bedauert, daß ich weg bin?«

Heinze dachte nach. Weshalb sollte er nicht die Wahrheit sagen? Er schüttelte den Kopf. »Nein, keiner!«

Haubold schwieg enttäuscht.

»Ja, dann geh' ich wohl«, sagte Heinze und erhob sich schwerfällig.

Haubold brachte ihn mit dem Fahrstuhl hinunter. Der Abschied fiel frostig aus.

Der Reisebus aus Hannover war nur halb besetzt, er rollte in den Busbahnhof ein und hielt. Die Fahrgäste stiegen aus, zuletzt ein Mann mit einem schwarzen Aktenkoffer. Er blieb sekundenlang stehen und blickte sich suchend um, als käme er in eine fremde Stadt.

Der Mann war mittelgroß und hager, zwischen fünfzig und sechzig, und außer seinem Aktenkoffer besaß er kein Gepäck. Er war unauffällig, fast bescheiden gekleidet wie ein wenig erfolgreicher Handelsvertreter.

Der Hagere stellte das Köfferchen ab. Er schüttelte ein paarmal den Kopf, als befreie er sich von einem lästigen Druckgefühl. Dann nahm er den flachen Koffer wieder auf und lief zielstrebig zum Parkplatz.

Der Mann bewegte sich ohne jene Gelassenheit, die für Touristen, die einen Stadtbummel vorhaben, typisch ist. Er ging zum Parkplatz und musterte die abgestellten Fahrzeuge.

Neben einem blauen Volvo parkte ein Taxi, ein weißer Mercedes. Das Leuchtschild auf dem Wagendach war verdeckt, das Taxi war außer Betrieb, dabei saß der Fahrer am Lenkrad und las eine Zeitung.

Der Hagere blieb stehen und stellte den flachen Koffer ab. Der Fahrer kurbelte die Türscheibe herab.

»In der Heide ist die Erika verblüht!« sagte der Hagere.

»Wirklich? Ich komme selten aus der Stadt 'raus!«

»Ich möchte zum Europacenter!«

»Das trifft sich gut, ich fahre zum Kudamm!«

Der Taxifahrer öffnete die Tür. Der Hagere stieg ein, das Taxi fuhr ab und bog in die Flughafenstraße ein, jedoch in Richtung Neukölln.

Konzach saß in Klatts Büro und blätterte gelangweilt in einer Zeitschrift. Die Stiluhr auf dem Schreibtisch zeigte fünf Minuten vor zweiundzwanzig Uhr. Konzach zupfte an seiner Bartkrause und hob lauschend den Kopf. Aus Klatts Wohnung kam Beatmusik, der »Hai« gab eine Party.

Rudi Konzach gähnte. Er fuhr die erste Nachtschicht, und die Umstellung fiel ihm schwer. Es war das Problem aller Schichtarbeiter. Kaum hatte man sich dem neuen Rhythmus angepaßt, war man wieder mit der Tagschicht dran.

Daß bei Klatt gefeiert wurde, hatte er gleich bemerkt, als er kam. Da standen einige Pkw auf dem Hof, die sicherlich erst am nächsten Tag abgeholt wurden. Klatt achtete darauf, daß sich keiner seiner Gäste betrunken ans Steuer setzte.

Um zweiundzwanzig Uhr kam Klatt ins Büro, gut gelaunt und mit einer Kognakfahne. Seine Glatze schimmerte violett. Er stand an der Tür und knipste die Deckenlampe an, sah auf die Uhr und äußerte besorgt: »Hoffentlich kommt Mörsch pünktlich!«

Konzach griente.

»Übermorgen kommt Ihr Studebaker, Konzach! Dann geht's anders lang!« Klatt rieb die Hände und fuhr versonnen fort: »Von dem Ami, dem Gardner, kriegen wir ein CD-Schild und die passenden Fleppen! Was sagen Sie dazu?«

Konzach pfiff überrascht. Er freute sich darüber, daß Klatt Wort hielt. Der Studebaker machte etwas her.

»Am besten«, meinte Klatt, »machen wir Sie ein bißchen zurecht. Auf Geschäftskosten, versteht sich. Dunkler Anzug, ein bißchen auf Livree getrimmt, weißes Hemd und Binder, eine ordentliche Mütze!«

Konzach strahlte. »Klar Boß! Wenn Sie wollen, ich meine, wenn das seriöser ist, lasse ich mir den Bart abnehmen.«

Klatt winkte gönnerhaft ab. »Nee, Konzach, den lassen Sie dran, um den wär's schade!«

Ehe der Fahrer etwas erwidern konnte, kam Paulisch, blickte forschend von Klatt auf Konzach und wieder auf Klatt.

Paulisch war wieder einmal Mädchen für alles, unbezahlbar

für den Boß, ein Universalgenie. Er hatte eine neckische Partyschürze umgebunden und versorgte die Gäste.

Konzach grübelte. Weshalb sah Paulisch ihn so merkwürdig an? Eigentlich blickte er an ihm vorbei, aber er machte ein Gesicht, als sei er bei etwas Verbotenem ertappt worden.

»Der Whisky ist alle, Manne«, sagte Paulisch mit belegter Stimme. Der hat sich schon bei den Getränken 'rangehalten, dachte Konzach.

»Dann hol welchen 'rauf«, erwiderte Klatt, »weshalb fragst du?« Er musterte Paulisch. »Hast du was?«

»Ich?« Paulisch riß erschrocken die Augen auf. Konzach empfing abermals einen undeutbaren Blick. Klatt lachte, es klang nicht echt. Hier machte jeder jedem etwas vor. Klatt berichtete eifrig: »Du, ich hab' Konzach gesagt, daß er übermorgen seinen Studebaker kriegt! Sieh zu, Otto, daß du Kunden bringst!«

Paulisch murmelte etwas von wartenden Gästen und entfernte sich.

Manfred Klatt verglich die Stiluhr mit seiner Armbanduhr und meinte: »Der Kunde verlangt, daß Sie pünktlich sind! Auf die Minute zweiundzwanzig Uhr dreißig Schenkallee! Er ist nicht kleinlich, hat er gesagt.«

»Und wo will er hin?« fragte Konzach interessiert. Kunden, die nicht kleinlich waren, behandelte er zuvorkommend.

»Keine Ahnung«, brummte Klatt, »hat er am Telefon nicht gesagt.«

Ein Mädchen kam ins Zimmer, Konzach schätzte es höchstens siebzehn. Die Kleine war beschwipst, hängte sich bei Klatt ein und schmollte: »Wo bleibst du denn, Manne?«

Klatt lächelte geschmeichelt und ließ sich von dem jungen Ding entführen.

Konzach ging auf den Hof. Das Tor war geschlossen. Die Hofglocke schlug an.

Er lief zum Tor. Im selben Moment trat auch Paulisch aus dem Haus, kam rasch näher und rief verhalten: »Du, Konzach!«

Der blieb stehen und sah ungeduldig auf das Leuchtzifferblatt seiner Uhr. Es war zweiundzwanzig Uhr fünfzehn, er schaffte es kaum noch bis zur Schenkallee, und Mörsch mußte vorher in der Steinmetzstraße vor seiner Haustür abgesetzt werden.

Klatt hatte ebenfalls die Glocke gehört und kam heraus. Er musterte Paulisch und fragte erstaunt: »Was ist denn, Otto?«

»Es . . ., es hat ge-geläutet«, stotterte Paulisch und starrte auf Konzach, dann auf Klatt. Er zuckte die Schultern und lief ins Haus zurück. Jemand öffnete ein Fenster, Musik und Gelächter drangen heraus.

»Beeilung!« rief Klatt. »Sie schaffen es noch!«

Konzach nickte, schob den Riegel zurück und trat auf die Straße. Die Hunde im Zwinger bellten. Klatt verriegelte hinter ihm. An der Bordschwelle hielt das Taxi. Mörsch war auf den Beifahrerplatz gerückt und trank eine Flasche Bier.

Der giert bestimmt stundenlang nach seiner Feierabendpulle, dachte Konzach grinsend. Sie wechselten außer dem Gruß nur ein paar Worte. Konzach schob sich hinter das Lenkrad. Dann fiel ihm ein, daß er kein Wechselgeld besaß. »Kannst du meinen Fünfziger klein machen?«

Mörsch nickte, langte einen altmodischen Geldbeutel heraus, gab Konzach zwei Zwanziger und zehn Mark Hartgeld.

Konzach fuhr los. »Um halb soll ich Schenkallee sein.«

»Schaffst du nicht.« Mörsch gähnte.

Konzach hörte gar nicht hin. Was war mit Paulisch los? Er tat so, als wolle er ihm etwas Wichtiges mitteilen, unterließ es aber jedesmal, weil Klatt dazwischentrat. Morgen würde er ihn fragen. Konzach fuhr fast an der Steinmetzstraße vorbei, trat scharf die Bremse, bog ein und hielt mit laufendem Motor vor Mörschs Haustür.

Der gab ihm die Hand. »Mach's gut, Rudi, tanken brauchst du nicht.«

»Nacht!« Konzach fuhr rasant wieder an. Seine Uhr zeigte zweiundzwanzig Uhr zweiunddreißig, als er vor dem zweiten Wohnhochhaus in der Schenkallee hielt.

Aus dem Schatten einer Hecke, die einen Kinderspielplatz umgab, trat eine Gestalt und kam eilig näher. Konzach musterte den Fahrgast. Das tat er nachts immer. Doch wem sah man eine unlautere Absicht an? Männer mahnten ihn zu besonderer Vorsicht. Dieser war mittelgroß und hager, zwischen fünfzig und sechzig, er trug einen kleinen schwarzen Aktenkoffer. Er stieg betont elastisch ein und ließ sich in das Sitzpolster fallen.

»Sie kommen spät«, sagte der Mann vorwurfsvoll und nannte eine Spandauer Adresse. Konzach murmelte eine Entschuldigung und fuhr los. Die Fahrt lohnte, hoffentlich hatte er zurück auch Fahrgäste, Spandau war beinahe Kleinstadt.

Konzach blickte in den Spiegel. Der Aktenkoffer hatte es wohl in sich, der Hagere hielt ihn fest auf den Knien.

Rudi Konzach vertrieb sich die Zeit mit Gedankenspielen, das tat er öfter, wenn ein Fahrgast nicht gesprächig war. Meist ging es um verlorene Brieftaschen und wertvollen Brillantschmuck. Vor einer Woche hatte ein Taxifahrer eine Aktentasche mit fünftausend Dollar zur Polizei gebracht. Idiot, dachte Konzach, ich hätte was Besseres gewußt. Er grübelte, was er mit soviel Geld anfangen würde.

Ob in dem schwarzen Koffer Geld war? Oder Hasch?

Robust sah der Mann nicht aus. Eine Panne markieren, wo es einsam war, ein Hieb mit dem Montierhebel! Aber der mußte gleich alle sein, das war das Problem. Er hatte das Taxi bei Klatt telefonisch bestellt. Die Leiche ins Gebüsch... Konzach lächelte. Was für verrückte Einfälle der Mensch manchmal hat. Da müßte er schon genau wissen, was im Koffer war.

Er fuhr die Germaniastraße, Schöneberger Straße und den Sachsendamm entlang und nahm hinter dem Innsbrucker Platz die Stadtautobahn über Westkreuz. In Westend fuhr er vom Stadtring herunter auf den Spandauer Damm und die Charlottenburger Chaussee.

Sein Fahrgast schwieg und hielt seinen Aktenkoffer fest.

Konzach war nun sicher, daß er Hasch enthielt oder eine andere heiße Ware, die nachts den Besitzer wechselte und eine so teure Fahrt rechtfertigte.

Am Juliusturm räusperte sich sein Fahrgast. »Bitte, in die Falkenseer Chaussee!« Es klang höflich, aber so bestimmt, als sei der Mann es gewöhnt, Befehle zu erteilen. Er schien die Gegend zu kennen. Konzach war es recht. Der Fahrgast beugte sich vor und wies ihn in den Askaniaring ein, danach in die Radelandstraße.

Links lag das Forsthaus, dahinter begann der Friedhof, rechts standen vereinzelt Häuser. Irgendwo dahinter lag der Stadtpark Hakenfelde.

»Hier ist es«, sagte der Hagere.

Links ein Friedhof, rechts ein Holzzaun. Wo wollte sein Fahrgast hin? Konzach trat Kupplung und Bremse und nahm den Gang heraus.

Er wandte sein Gesicht nach hinten. Seinen Fahrgast sah er nicht, er starrte in ein rundes schwarzes Loch. Ob er Angst empfand oder nur Erschrecken, blieb ungewiß. Vielleicht sah er einen grellen Blitz, mehr nicht. Den Schuß hörte er wohl kaum noch, auch den kräftigen Schlag an die Stirn verspürte er nicht mehr.

Konzachs Armbanduhr zeigte zweiundzwanzig Uhr siebenundfünfzig.

Klatts Danziger-Barock-Standuhr ging zwei Minuten nach. Das Werk kündigte fünf Minuten vor jeder vollen Stunde metallisch klackend den Stundenschlag an. Klatt sah als einziger ab und an auf das Zifferblatt. Er kümmerte sich nun selbst um seine Gäste, Paulisch lag betrunken in einem Sessel im Büro.

Um Mitternacht erreichte die Stimmung ihren Höhepunkt. Klatts Gäste wurden nie enttäuscht. Später einmal würden sie bezeugen, daß Klatt nie länger als drei Minuten abwesend war.

Um zwei Uhr lag die Straße am Friedhof im grellen Licht eines

Standscheinwerfers, der auf ein weißes Mercedestaxi gerichtet war. Die Nummernmarkierungen blieben im Kasten, es gab keine Spuren zu sichern. Die Fotoblitze zuckten, die Kriminaltechniker fotografierten den Toten von allen Seiten. Der Fahrer war über das Lenkrad gesunken.

Vom Friedhof kroch Nebel herüber und hüllte die Manner der Mordkommission ein wie in graue Watte. Der schwarze Wagen von der Gerichtsmedizin hielt hinter den Fahrzeugen der Kripo und den beiden Funkwagen.

»Wie lange muddeln die denn«, murrte der Fahrer und zerdrückte eine Zigarettenkippe im Ascher. Sein Kollege pflichtete ihm bei. »Lebendig machen sie den auch nicht wieder!« Sie hatten gehofft, die Nacht im Bereitschaftsraum verschlafen zu können.

Der Kommissar gab halblaute Weisungen. Endlich bekamen die Männer von der Gerichtsmedizin das erwartete Zeichen. Sie stiegen aus und trugen den Zinksarg zum Taxi.

Der Arzt bestätigte, was alle wußten. Der Taxifahrer war tot, Kopfschuß aus geringer Entfernung. Die Kriminalbeamten sichteten die Papiere.

»Rudolf Konzach«, las der Kommissar im Ausweis und verglich das Paßfoto mit dem Toten.

Außer einem Fünfzigpfennigstück fand man bei dem Ermordeten kein Geld. Das Schild am Armaturenbrett wies den Taxibesitzer aus: Manfred Klatt – Berlin-Neukölln – Mainzer Straße.

Die Männer von der Gerichtsmedizin legten den Toten in den Zinksarg und schlossen den Deckel, trugen ihn zum Wagen, schoben ihn hinein und fuhren ab.

Das Polizeischleppfahrzeug hing das Taxi an, und als die ersten Zeitungsreporter den Tatort ausfindig machten, lag dieser längst wieder verlassen da.

Der Reisebus nach Hannover war nur mäßig besetzt. Auf einem Fensterplatz saß ein hagerer Mann und balancierte einen schwarzen Aktenkoffer auf den Knien. Als der Bus

anfuhr, nahm er eine Morgenzeitung aus seinem Jackett, entfaltete sie und las den Fettdruck: TAXIMORD IN SPANDAU! BEUTE FÜNFZIG MARK!

Die Meldung war lakonisch kurz und begann mit den lapidaren Worten: »Wie wir bei Redaktionsschluß erfuhren ...«

# II. Teil

## SCHROTT AUF RÄDERN

Der feine Nieselregen versiegte. Er hatte Fahrbahnen und Gehsteige mit glitschiger Nässe überzogen. Nun frischte der Wind auf und zerfetzte die Regenwolken. Ein Stück stahlblauer Himmel würde sichtbar, und die Passanten fröstelten unter dem kalten Hauch.

Im Schrittempo fuhr eine endlos scheinende Schlange schwarz dekorierter Taxis die Müllerstraße in nördlicher Richtung entlang und bog rechts in die Seestraße ein. Auf den Bürgersteigen drängten sich Schaulustige. Der übrige Fahrzeugverkehr stockte. Gespenstisch lautlos krochen die mehr als hundert Personenwagen im ersten Gang vorwärts, nur ein feines Summen stieg zu den Bewohnern empor, die neugierig aus den Fenstern lehnten.

Die Männer am Lenkrad zeigten verbissene Gesichter. Konzach war das dritte Taximordopfer innerhalb eines Jahres, schrieben die Zeitungen. Dicke Balkenüberschriften forderten mehr Sicherheit auf den Straßen und die Todesstrafe für Taximord.

Auf den Podesten surrten die Fernsehkameras, die Fotoapparate der Reporter klickten. Das Interesse galt vor allem dem weißen Mercedestaxi an der Spitze der Fahrzeuge, auf dessen Wagendach ein pompöser Kranz lag. Die Motorhaube war mit Tannengrün geschmückt und die Karosserie mit schwarzem Tuch verkleidet.

Albert Mörsch saß am Lenkrad und blickte voraus auf den Streifenwagen der Verkehrspolizei, der für eine ungehinderte Fahrt sorgte. Auf dem Beifahrerplatz saß Manfred Klatt, die füllige Figur in einen schwarzen Anzug gezwängt, auf dem

Kopf eine blaue Schirmmütze. Ich bin einer von euch, sollte es heißen, auch ich saß mal am Lenkrad, mich hätte es damals ebenso erwischen können wie Konzach, das arme Schwein!

Im Wagenfond kauerte Konzachs Wirtin, klein und mager, in einem blankgewetzten schwarzen Fähnchen. Sie balancierte einen Tannenstrauß mit künstlichen weißen Blüten auf ihrem Schoß, sie scheute sich, ihn auf den Sitz neben sich zu legen. Den Tod ihres Untermieters betrauerte sie nicht allzusehr, sie hätte für jeden Menschen, der so sinnlos starb, das gleiche Mitleid empfunden. Nun fiel ihr stellvertretend die Rolle einer Hinterbliebenen zu, und das öffentliche Interesse sowie die Anteilnahme von Konzachs Kollegen taten ihr offensichtlich wohl.

Mörsch sah Konzachs Gesicht in jener Nacht wieder vor sich. Pünktlich um zweiundzwanzig Uhr sollte er auf dem Hof sein, hatte Klatt ihm mittags beim Schichtwechsel eingeschärft, ohne zu sagen, weshalb.

Wegen einer Fuhre nach Britz kam er fünfzehn Minuten später.

Konzach hatte schon auf ihn gewartet. Er sollte um halb elf in der Schenkallee sein. Mörsch verspürte wieder einen bitteren Geschmack im Mund, als er daran dachte, daß er Konzachs Fünfzigmarkschein gewechselt hatte. Für die paar Mark mußte der Kumpel sterben. Ihn fröstelte bei dem Gedanken, daß ebensogut er das Opfer hätte sein können.

Konzachs Taxi stand noch in der Garage. Ein neuer Kollege sollte es übernehmen, der nicht an Konzach erinnert wurde, sobald er sich an das Lenkrad setzte. Soviel Zartgefühl hatte Mörsch seinem Boß gar nicht zugetraut.

Der Streifenwagen stoppte, und Mörsch trat ebenfalls die Bremse. Aus der Nebenstraße nahte ein Rettungswagen mit Sondersignalen. Die schwarze Autoschlange erstarrte.

Es gab einen Widerspruch, der ging und ging Mörsch nicht aus dem Sinn, und als er Klatt darauf hinwies, hatte der ihn betroffen angestarrt.

Am Mittag des Mordtages hatte Klatt verlangt, daß Mörsch

abends pünktlich ablösen solle. Von Konzach wußte er aber, daß der Kunde von der Schenkallee erst nachmittags angerufen hatte. Sobald Mörsch an diese Unstimmigkeit dachte, beschlich ihn ein unangenehmes Gefühl.

Mörsch zwang sich, an etwas anderes zu denken. Er erwog Klatts Vorschlag, an Konzachs Stelle mit dem Studebaker jede Woche ein- bis zweimal nach Hannover zu fahren. Es sei völlig risikolos, hatte Klatt versichert, der amerikanische Straßenkreuzer besitze ein Diplomatenkennzeichen und entsprechende Papiere. Doch Mörsch fand das riskanter, als nachts Taxi zu fahren.

Der Streifenwagen ruckte an. Mörsch legte den Gang ein und ließ die Kupplung kommen.

Der Presseausweis verschaffte Heino Siebling Zutritt zum abgesperrten Friedhof. Die Kapelle war noch geschlossen, an diesem Vormittag fanden keine Beerdigungen mehr statt. Siebling wechselte einige Worte mit den Kollegen, die früher gekommen waren und drängelte sich dann näher zum Eingang des roten Ziegelbauwerkes.

Der Journalist fühlte sich zerschlagen. Er schlief nachts schlecht, dachte an Ginas scheue, fragende Blicke, die keinen Vorwurf enthielten, aber ihre Überzeugung ausdrückten, daß Konzach nicht des Geldes wegen überfallen worden war. Gina glaubte an einen Racheakt und diese Vermutung beunruhigte Siebling, aber sie sprachen geflissentlich nicht darüber.

Heino Siebling war zur Redaktion gefahren und hatte Pirschke gefragt, ob er von ihm einen Bericht über die Beerdigung haben wolle, überzeugt davon, daß der Redakteur ablehnte. Doch Pirschke überraschte ihn mit einer Zusage: Doch, ja, das könne man machen, keinen Reißer, das nicht, aber die Taxifahrer kündigten eine Demonstration an, die sollte man nicht ignorieren. Einige Impressionen, eingestreute Interviews, Siebling wisse schon.

Nun wartete der Journalist darauf, daß die Türen der Kapelle geöffnet wurden. Lieber würde er jetzt einen Whisky

trinken, um den galligen Geschmack aus seinem Mund hinunterzuspülen.

Vor der Kapelle wurde es unruhig, die schmiedeeisernen Torflugel des Friedhofseinganges schwangen quietschend nach innen. Das Trauergefolge formierte sich. Kies knirschte unter Hunderten von Füßen.

Siebling erkannte Klatt sofort. Der »Hai« trug gemeinsam mit einem älteren Fahrer einen schweren Kranz aus Blautanne, in dem Dutzende rote Rosen leuchteten. Siebling schätzte, daß er zwei- bis dreihundert Mark gekostet hatte.

Auf der Schleife stand: »Wir vergessen dich nie!«

Der Trauerzug näherte sich der Kapelle. Sieblings selbstquälerische Spannung wuchs. Er wartete ungeduldig auf den Augenblick, da er Konzachs Boß gegenüberstehen würde, und wünschte insgeheim, daß ihn Klatt offen anblicken könnte. Nur Klatts Unschuld würde ihn von seinem eigenen Schuldgefühl befreien.

Siebling drängte die Kollegen zur Seite, ihre Proteste ignorierend. Klatt würde eine Armlänge entfernt vorübergehen, zwanzig Schritte trennten sie noch. Klatt bemühte sich umsonst, seinen kurzbeinigen Trippelschritt dem ruhig gemessenen seines Begleiters anzupassen.

Klatt wirkte heute korpulenter als gewöhnlich. Er blickte starr geradeaus auf die Türen, die sich lautlos öffneten. Die Klänge eines Trauermarsches drangen heraus.

Siebling blickte in das Halbdunkel des winzigen Andachtsraumes. Auf dem Altar brannten flackernd zwei Kerzen. Der Sarg stand etwas erhöht. Siebling wandte den Blick zurück. Klatt befand sich auf gleicher Höhe wie er, und die Chance ihm ins Auge zu sehen, war vertan. Siebling drängte mit dem Trauerzug in die Kapelle hinein.

Der Pfarrer zitierte die biblische Geschichte von Kain, der seinen Bruder Abel erschlug.

In der ersten Reihe saß Klatt. Sein feister rötlicher Nacken quoll über den Kragenrand, und Siebling starrte darauf, als wolle er dem »Hai« suggerieren, sich umzusehen. Doch Klatt

besaß offensichtlich keine Antenne für Telepathie. Er wandte während der Predigt nicht einmal den Kopf.

Der Pfarrer sprach ein Gebet, Harmoniumklänge ertönten, die Türen wurden geöffnet.

Die Leichenträger nahmen den Sarg auf, trugen ihn hinaus und hoben ihn auf den schwarz drapierten vierrädrigen Wagen. Die Demonstranten entblößten ihre Köpfe und verharrten stumm.

Kleine Gruppen lösten sich aus dem Trauerzug und hasteten durch schmale Grabreihen voraus zur Begräbnisstätte.

Der Abstand zum »Hai« wurde größer. In der Menge eingezwängt folgte Siebling dem Sarg. Er wurde an den Rand der Grube gedrängt. Klatt stand ihm jenseits gegenüber. Der »Hai« drehte seine bescheidene blaue Schirmmütze in den Händen, während der Sarg hinabsank. Ihre Blicke trafen sich. Über Klatts Nasenwurzel entstand eine senkrechte Falte. Siebling erinnerte sich, daß ihn Klatt im KAKADU ebenso angestarrt hatte, als er auf seinen Namen nicht reagierte.

Klatts Augen hatten sich verengt, doch sein Gesicht blieb ausdruckslos. Der Blick, den er Siebling zuwarf, schien zu drohen: Lege dich nicht mit mir an, denk an den da unten!

Heino Siebling sah auf den in der Grube stehenden Sarg hinab. Er hatte keinen Zweifel mehr: Klatt war an Konzachs Tod schuld.

Siebling hörte das Vaterunser des Pfarrers nicht. Er suchte nochmals Klatts Blick, las darin Hohn und Entschlossenheit. Ihn schauderte es. Der »Hai« erkannte ihn als Gegner an, von nun an hieß es, vor ihm auf der Hut zu sein.

Siebling drängte rückwärts aus der Menge. Er glaubte, daß jeder ihm ansehen müßte, daß er es war, der Konzach seinem Mörder ausgeliefert hatte.

Eilig verließ er den Friedhof. Auf der Promenade warteten Neugierige, die schwarz dekorierten Taxis blockierten die Fahrbahn.

Siebling beschleunigte den Schritt, wich einem anfahrenden Sportwagen aus und hörte dessen Bremsen kreischen.

»Hallo, Heino! Wie geht's, old boy?«

Ohne sich umzuwenden, erkannte er an der schmalzig klingenden Stimme Uwe Frank. Siebling zögerte. Doch die Neugierde überwog. Er blieb stehen, drehte sich um und lief die paar Schritte zurück. Uwe streckte ihm aus dem Wagen seine Rechte entgegen. »Grüß dich, Uwe!« Siebling tippte lässig einen Finger an die rechte Schläfe.

Uwe Frank war ausgestiegen. »Ich bin mit dem Fernsehteam hier gewesen«, sagte er prahlerisch. »Gut, daß ich damals die Medien gewechselt habe. Von der Presse zum Funk, und jetzt moderiere ich beim Fernsehen. Fünfhundert Filmmeter habe ich im Kasten, das reicht dem Bürger, wenn er abends vor der Bildröhre sein Brathähnchen kaut und mit Kindl-Pils 'runterspült. Was ist eine Beerdigung anderes als ein Epilog? Die eigentliche Story ist schon vorbei – und fürs Gewesene gibt der Jude nichts!« Er schlug an seine Stirn, auch eine Angewohnheit, an die Siebling sich erinnerte. »Wem sage ich das!«

Frank musterte ihn abschätzend und bewies sein Gespür für Außergewöhnliches, als er mit verändertem und weniger forschem Tonfall fragte: »Hast du Sorgen, alter Junge?«

»Sorgen?« wiederholte Siebling. Bis auf die »Kleinigkeit«, an Konzachs Tod mitschuldig zu sein, ging es ihm gut. Wie würde Uwe Frank wohl an seiner Stelle reagieren? Vermutlich mit einem Achselzucken und der Feststellung, dies sei nicht sein Bier.

Uwe Frank verstand es immer, sich das Image eines Erfolgreichen zuzulegen, sogar zu einer Zeit, als es ihm schlecht ging.

Doch heute war Siebling davon überzeugt, daß Uwe Frank die Geschäftigkeit nicht mehr vortäuschte.

Frank spürte wohl, daß Siebling nicht über seine Probleme sprechen wollte, und zuckte die Schultern. Er wechselte den Tonfall wieder, schlug Siebling auf die Schulter und sagte forsch: »Du, deine Story im ›Wochenboten‹ war Spitze. Wir machen mal wieder was zusammen! Was hältst du davon?«

Siebling schluckte ein »Nicht viel« hinunter. »Warum nicht?«

An die gemeinsame Reportage »Betriebsratswahlen bei der AEG« erinnerte er sich ungern. Frank hatte ihm die Arbeit uberlassen und den Löwenanteil des Honorars eingestrichen. Danach war er ohne Skrupel gewesen, die übel angemerkte »linke Tendenz« Siebling anzulasten.

Ehe sich Frank äußern konnte, scherte aus der Reihe der parkenden Fahrzeuge ein Ü-Wagen des Fernsehens aus und fuhr in Richtung Müllerstraße. Frank drückte Siebling eine zerknitterte Visitenkarte in die Hand. »Ruf mich mal an!«

Er sprang in sein Auto und raste hinter dem Ü-Wagen her.

Siebling starrte ihm nach und wandte sich gedankenvoll ab. Sicherlich wäre es gar nicht schlecht, gelegentlich wieder etwas im Funk und Fernsehen unterzubringen. Die Ablehnung seiner Story »Neues vom Hai« hatte ihn mehr verunsichert, als er wahrhaben wollte.

Zu Hause angekommen, setzte sich Siebling lustlos an die Maschine. Nach wenigen Zeilen wußte er, daß ihm der Artikel nicht gelingen würde. Er schob die Schreibmaschine beiseite und lief ins Wohnzimmer zurück.

Gina fand ihn schlafend im Sessel. Sie trug die Einkäufe in die Küche und sah, daß die Whiskyflasche fehlte. Sie lief wieder ins Wohnzimmer und blickte ratlos auf ihn herab. Die Flasche lag leer am Boden. Sieblings Gesicht war aufgedunsen, er schien in einer Woche um Jahre gealtert. Er öffnete die Augen und starrte glasig zu ihr empor.

»Warst du dort?« fragte sie.

Er nickte und wurde hellwach, Gina sollte ihn nicht in solcher Verfassung sehen.

»War er da?« fragte sie weiter.

Siebling nickte stumm. Er wußte, daß sie Klatt meinte. »Hat er etwas damit zu tun?«

»Ja«, antwortete Siebling bedeutungsvoll, und sie begriff, daß dies die Antwort auf ihre unausgesprochene Frage war.

Gina sank in einen Sessel: Heino fühlte sich mitschuldig an Konzachs Tod, und von diesem Schuldgefühl würde er nicht loskommen. Ihr Inneres zog sich schmerzhaft zusammen.

Siebling starrte sie bedrückt an. »Es ist besser, ich ziehe aus«, sagte er.

Das war nicht nur dahingeredet. »Nein!« stieß sie heftig aus.

Siebling sah sich im Zimmer um. »Doch«, bekräftigte er entschlossen, »ich habe bei ›Charlott‹ in der Lietzenburger angerufen. Ich kriege ein Zimmer. Du weißt, ›Charlott‹ nimmt nicht jeden.«

Gina kannte die Pension, Heino hatte früher dort gewohnt. Charlott war eine ehemalige Chansonette, deren Stern verblaßt war, noch bevor es die modernen Massenmedien gab. Ihr Traum von einer Künstlerpension erfüllte sich nie. Außer einigen drittrangigen Kabarettisten wohnten vorwiegend Journalisten bei ihr. Charlott mochte Siebling, er war ein ruhiger und pünktlich zahlender Pensionsgast.

»Das tust du nicht, Heino«, erklärte Gina fest. Sie wußte, welches Risiko sie einging. »Glaubst du, daß sie herkommen? Hat er dir gedroht?« Sie sah in ängstlich forschend an.

»Gedroht?« wiederholte er gedehnt, er schüttelte stumm den Kopf. Nein, mit Worten nicht, aber die Blicke waren aufschlußreich genug gewesen.

»War es Klatt?« fragte sie naiv.

»Nein«, antwortete er, »das glaube ich nicht, dazu ist er viel zu gerissen. Ein Profi-Killer kostet fünftausend, das ist die Anzahlung für eine Schleusung.« Siebling merkte zufrieden, daß seine Zunge ihm wieder gehorchte.

Gina saß ihm steif gegenüber, musterte ihn nachdenklich, schüttelte dann den Kopf und erklärte bestimmt: »Das wäre sinnlos für Klatt!« Als Siebling sie verblüfft ansah, ergänzte sie: »Als Pragmatiker tut er nichts Unrealistisches. Konzach umzubringen lohnte nur wegen der abschreckenden Wirkung auf seine Komplizen, meinst du nicht?« Ehe Siebling sich äußerte, schloß sie: »Oder gab es für ihn noch ein anderes Motiv?«

Der Journalist beugte sich zu ihr hinüber und legte seine rechte Hand auf ihr Knie. »Das, wovon du gesprochen hast, Rache!«

In dieser Nacht schlief er besser und schreckte erst gegen Morgen aus einem wüsten Traum auf. Der rote gestickte Drache aus dem Seidenstore in der Diele kauerte auf seiner Brust und riß geifernd den Rachen auf. Die dämonische Fratze verwandelte sich in ein feistes Grinsen unter einer spiegelnden Glatze, und die tückischen Augen verengten sich zu Schlitzen.

»Klatt!« rief Siebling und erwachte vom Rütteln an seiner Schulter. Gina beugte sich besorgt über ihn, er atmete erleichtert auf und zog sie zu sich herab. Er spürte ihren Atem und die feuchtwarmen Lippen. Gina schmiegte sich an ihn und flüsterte: »Du kannst nichts ändern. Was hast du davon, wenn du dich mit ihm anlegst?«

Er furchte im Dunkeln die Stirn. So einfach wie Gina sah er es nicht, sein Schuldanteil an Konzachs Tod bedrückte ihn mehr, als sie ahnte. Er haßte Klatt und würde erst wieder Ruhe finden, wenn der »Hai« auf der Anklagebank saß.

»Versprich mir, daß du nichts unternimmst«, bat sie.

»Schon gut, mach dir keine Sorgen«, antwortete er, froh darüber, daß sie sein Gesicht nicht sah.

Zum erstenmal hielt Siebling einen Termin bei Pirschke nicht ein. Er rief in der Redaktion an. Der Redakteur war nicht im Hause, Siebling wurde mit dem Sekretariat verbunden und entschuldigte sich wegen einer fiebrigen Erkältung.

Eine Stunde später parkte er seinen Wagen in der Martin-Luther-Straße und lief zum S-Bahnhof Innsbrucker Platz. Er steuerte auf Kriminalsekretär Keßler zu, der auf dem Bahnhofsvorplatz auf und ab ging. »Gehen wir ein Bier trinken?« fragte Siebling nach der Begrüßung.

Keßler nickte. »Warum nicht?« Er deutete auf den Menschenstrom, der in den S-Bahneingang drängte, und meinte lächelnd: »Da sehen Sie, wie der Appell, die kommunistische S-Bahn zu boykottieren, befolgt wird!«

Siebling wußte, Keßler benutzte selbst die S-Bahn, ohne einen Hehl daraus zu machen.

Sie fanden eine kleine Bierkneipe mit freiem Stehtisch nahe der Theke. Diese Art Gaststätten wurden rar, jedes zweite Lokal verwandelte sich in ein italienisches Pizza-Restaurant. Der Kriminalsekretär hängte seine karierte Mütze und den Trenchcoat an einen Wandhaken, der Wirt reichte ihnen zwei Biere herüber. Sie tranken, und Siebling spürte, daß Keßler ihn über den Rand seines Glases hinweg beobachtete.

»Haben Sie eigentlich den jungen Spund erwischt, der seine Wirtin ermordet hat?« fragte Siebling.

Keßler stellte das Glas ab und runzelte die Stirn.

»Seit dem Abend im KAKADU haben wir uns nicht mehr getroffen«, erinnerte Siebling.

Kriminalsekretär Keßler nickte. »Ach der, ja, der sitzt ein! Inzwischen gab es etliche neue Fälle«, erklärte er. Seine Finger drehten das Bierglas, er erinnerte sich wieder an Einzelheiten. »Sagten Sie nicht, der Bursche säße längst in Hamburg auf der Reeperbahn?«

»Stimmt«, bestätigte Siebling.

»In Neukölln, in der Richardstraße, haben wir ihn aus dem Bett seiner Freundin geholt. Wie geht es Gina?« fragte er übergangslos.

Gina hatte noch immer einen Stein bei Keßler im Brett. Er kannte sie aus der Schulzeit, sie hatten die gleiche Schule im Wedding besucht, und sie war seine erste große Liebe gewesen.

»Gina hat Angst, Herr Keßler! Deswegen auch mein Anruf. Sie weiß übrigens nicht, daß wir uns treffen wollten, sonst hätte sie mir bestimmt einen Gruß aufgetragen.«

Die Erklärung zauberte ein Lächeln auf Keßlers Gesicht. »Weshalb kommen Sie nicht ins Präsidium?« fragte er freundlicher.

Jemand warf eine Münze in die Musikbox, heißer Beat erfüllte den Raum. Sie tranken die Gläser aus, und Siebling bestellte noch zwei Bier.

»Was ich Ihnen mitteile, Herr Keßler, ist lediglich eine Vermutung. Außerdem brauchen wir«, er bezog Gina mit ein, »Ihren Rat! An einem neutralen Ort, dachte ich…«

»Verstehe«, unterbrach ihn Keßler, »worum geht es?«

»Der Taximord!«

»Konzach?« Keßler war verblüfft, darauf war er nicht gefaßt. »Das bearbeitet die M-drei, damit habe ich nichts zu tun!«

Siebling lächelte schief. »Zweckdienliche Hinweise nimmt jede…«

»Geschenkt«, unterbrach ihn Keßler zum zweitenmal, »außerdem heißt es ›nimmt jede Dienststelle‹ entgegen!«

»Da wir schon mal zitieren«, erklärte Siebling, »alle Angaben werden auf Wunsch streng vertraulich behandelt!«

Der Wirt reichte die Biere herüber, Siebling und Keßler tranken. »Kennen Sie den Mörder?« fragte der Kriminalsekretär.

Siebling schüttelte den Kopf. »Den Mörder? Nein…«

»Erzählen Sie«, forderte Keßler.

Siebling berichtete von seiner Reportage »Die miesen Geschäfte der Menschenhändler«. Keßler pfiff leise.

»Nosi – das sind Sie?« In Keßlers Stimme schwang Anerkennung mit. »Endlich reißt mal einer den Ganoven mit ihrem ›Dienst an der Menschlichkeit‹ die Maske herunter, dachte ich damals. Was ist daraus geworden?«

Siebling lächelte düster. »Ein Taximord! Die Fortsetzung wurde übrigens nicht gedruckt!«

»Das glaube ich, wenn sie ebenso schonungslos offen war.«

»Sie wurde nicht mal gelesen.«

Keßler trank sein Bier. »Die nächste Lage bestelle ich, keine Widerrede. Hat der Taximord etwas mit Ihrer Story zu tun?«

»Konzach war mein Informant.«

»Und der ›Hai‹, das ist doch…«

»Manfred Klatt, Konzachs Chef!«

»Und wer hat ihn verzinkt?«

Siebling schoß das Blut in die Stirn. Noch konnte er zurück,

dann war die Klippe umschifft. Klatt wußte es schon, könnte er sagen. Als er in den KAKADU kam, wollte er es nur bestätigt wissen. Aber das war keine Lösung. Wenn er Klatt vor Gericht bringen wollte, käme spätestens in der Verhandlung heraus, welche Rolle der Journalist Heino Siebling dabei gespielt hatte.

Die Pause dehnte sich zu lange aus. Der erfahrene Kriminalist ahnte Zusammenhänge. »Waren Sie es?« fragte er.

»Ja.« Sieblings Hand zitterte, als er das Glas an den Mund führte. Der Kriminalsekretär schob sein Bier von sich, als sei es ihm plötzlich zu bitter.

Siebling wechselte die Farbe. Er kam sich abgrundschlecht vor. Gina verstand ihn, aber sie war voreingenommen, Keßler dagegen stand über den Dingen, er war, mit gewissen Einschränkungen, neutral, auch die Kripo besaß Zuträger und honorierte sie. Es gab keine Flucht aus der Wahrheit.

Siebling hatte ohne besondere Absicht das Zigarrenetui eingesteckt, er langte es aus der Jackettasche, öffnete und schloß es spielerisch. Die Musikbox verstummte, und bevor wieder jemand ein Markstück in den Schlitz werfen konnte, klang am Stehtisch eine gequetschte Stimme: »Die arbeiten alle zusammen, klar? Klatt, Bortfelt und Weiß. Aber mit der ›Wiener Gruppe‹ steckt hauptsächlich Klatt unter einer Decke ...«

Das Band summte nur noch fein, Siebling stellte es ab.

»Konzach?« fragte Keßler zurückhaltend.

»Ja. Klatt kam in den KAKADU, er kannte mein Pseudonym und wollte wissen, wer bei ihm nicht dichthielt. Ich hatte die Wahl, fünfhundert Mark oder ...« Siebling brach ab.

»Oder Bambule?« fragte Keßler.

Siebling nickte düster, seiner Misere bewußt. Wie schäbig erschien er jetzt in Keßlers Augen. »Ich wohne bei Gina! Das kann ich ihr nicht antun«, rechtfertigte er sich. »Der Gedanke, daß zwei Gorilla eine halbe Stunde lang in der Wohnung hausen ...«

Keßler nickte. »Gibt es außer dem Motiv auch Fakten gegen Klatt?«

Siebling tat, als denke er nach. »Nein.«

»Das ist verdammt wenig. Damit ist nichts anzufangen. Bestimmt hat er ein Traum-Alibi!«

Siebling registrierte erleichtert, daß die Ablehnung aus Keßlers Stimme verschwunden war. »Ich wollte in eine Pension ziehen, bis alles vorbei ist, aber Gina will es nicht.«

»Bis was vorbei ist?«

Siebling ignorierte die Frage und erklärte ungeduldig: »Es muß doch Hinweise geben, Fakten, die Klatt entlarven! Ich bleibe ihm auf der Pelle, Herr Keßler!«

»Bis was vorbei ist?« Der Kriminalsekretär wiederholte hartnäckig seine Frage.

»Das ganze Theater«, antwortete Siebling unbestimmt, »bis Klatt gesiebte Luft atmet!«

Keßler lehnte ein weiteres Bier ab, auch Siebling verzichtete darauf.

Der Kriminalsekretär schüttelte unzufrieden den Kopf. »Verrennen Sie sich da nicht in eine Zwangsvorstellung? Konzach kann auch wegen der paar Kröten in seinem Portemonnaie ermordet worden sein. Es gibt tolle Zufälle!«

Siebling schüttelte den Kopf. »Nein! – Das würden Sie auch nicht sagen, hätten Sie Klatt bei der Beerdigung erlebt!«

Keßler schwieg dazu.

»Klatt, das Schwein, hat ihn umlegen lassen! Mit einem Denkzettel für Konzach hatte ich gerechnet, aber doch nicht...« Er brach ab.

»Sie wollen also einen Rat?« Keßler blickte demonstrativ auf seine Armbanduhr.

»Ja. Wie schützen wir uns vor Klatts Leuten?«

Keßler grinste. »Dachten Sie an Maschinenpistolen? Die kommen in Mode. Oder vielleicht ein leichtes Maschinengewehr?« Er wurde sofort wieder ernst. »Sie spielen also Detektiv? Klar, ich sehe es Ihnen doch an! Lassen Sie die Finger davon, Herr Siebling! Aber Sie hören ja doch nicht! Gina hat recht, wegziehen ist zwecklos. Wer weiß, ob die Schläger das überhaupt mitkriegen? Oder Klatt durchschaut die Absicht,

dann findet die Bambule erst recht bei Gina statt. Bringen Sie die wertvollsten Stücke in Sicherheit, fragen Sie mich aber nicht, wo das ist! Sind Sie mit dem Wagen hier?« fragte er im gleichen Atem. »Fahren Sie zufällig in Richtung Tempelhof?«

»Ja«, log Siebling, um Keßler gefällig zu sein.

Sie zahlten und verließen das Lokal. Als sie bereits im Auto saßen, fragte Siebling gespannt: »Unternehmen Sie etwas in der Sache?«

Keßler starrte ihn verblüfft an. »Ich? Nee! Lieber Herr Siebling, ich bin doch nicht verrückt!«

Im Bahnhof Friedrichstraße verließ Paulisch die U-Bahn und besorgte Kaffee und Schokolade für Klatts Schwester.

Die häufigen Fahrten in den anderen Teil der Stadt hatten Paulischs Unrechtbewußtsein eingeschläfert. Es sollte ihm erst einmal einer beweisen, daß er anderes als einen harmlosen Besuch vorhatte. Die Regelung zwischen dem Westberliner Senat und der Regierung der DDR ermöglichte ihm dreißig Tagesbesuche im Jahr, bei seiner Emsigkeit zu wenig, so reiste er zwischendurch als BRD-Bürger »Artur Krugmann«, wohnhaft in Ülzen, ein.

Auch heute war Paulisch in diese Rolle geschlüpft, aber er fühlte sich nicht sehr wohl darin, obwohl er seine Legende beherrschte und die Daten in seinem Ausweis ohne zu stocken heruntersagen konnte. Eine Entdeckung durch die Grenzkontrollorgane der DDR befürchtete er nicht, sein Ausweis stammte aus dem Landratsamt Ülzen, Bortfelt besaß dort einen Gewährsmann, sogar der Trockenstempel war echt. Trotzdem fühlte sich »Artur Krugmann« weniger sicher als Otto Paulisch.

Der Tunnel zum Bahnhof Friedrichstraße stieg steil an. Der Atem wurde Paulisch knapp, und der Puls ging rascher, nicht nur der physischen Anstrengung wegen.

Paulisch alias Krugmann sah seine Papiere hinter der Klappe des Kontrollhäuschens verschwinden, und er verspürte wieder das unangenehme Ziehen im Magen. Der Aus-

weis wurde jetzt mit raffinierten technischen Hilfsmitteln auf seine Echtheit geprüft.

Dauerte es heute nicht länger als sonst?

Was geschah, wenn er eines Tages im Fahndungsbuch stand? Dann hielt man ihn zur Überprüfung seiner Identität fest. An die weiteren Konsequenzen wagte Paulisch gar nicht zu denken. Eine plötzliche Eingebung ließ ihn frösteln. Was denn, wenn der »Hai« selbst ihn über die Klinge springen ließ?

Seit Konzachs Tod war ihr Verhältnis zueinander kühler geworden. Nur noch selten holte Klatt die Kognakflasche aus dem Schreibtisch. Der Alkohol hatte damals Paulischs Zunge gelöst, und er war so benebelt gewesen, daß er sich nicht mehr erinnerte, was er alles zu Klatt gesagt hatte.

Artur Krugmann alias Otto Paulisch wartete ungeduldig auf seinen Grenzpassierschein, aber die Gedanken wanderten zurück zu Klatts Party.

Einige Tage vorher hatte Klatt ihm zähneknirschend gesagt, daß Konzach gesungen habe. Trotzdem blieb er ihm gegenüber freundlich wie immer. Das war kein gutes Zeichen.

Paulisch hatte mit sich gerungen, ob er Konzach den Tip geben sollte, aus Berlin zu verschwinden? Er hatte es nicht getan und fühlte sich mitschuldig am Tode des Kumpels.

Endlich gab der Grenzoffizier ihm seine Papiere zurück und wünschte einen angenehmen Aufenthalt in der Hauptstadt der DDR.

Paulisch dankte freundlich, verließ aufatmend den Kontrollbereich und lief zur S-Bahn. Als er in der Menschenmenge untergetaucht war, die zu den Bahnsteigen emporstrebte, fühlte Paulisch alias Krugmann sich endgültig sicher. Er nahm den Zug in Richtung Schönefeld und fand einen Fensterplatz.

In Baumschulenweg stieg er aus, verließ den Bahnhof und fragte nach der Straße, deren Namen er sich eingeprägt hatte. Eine ältere Frau gab ihm freundlich Bescheid.

Paulisch fand das Haus in einer ruhigen Gegend. Neben der Toreinfahrt prangte das Firmenschild: »Auto-Elektrik Karl Ritter«. Darunter stand: »Hof rechts«.

Im Vorgarten standen herbstlich kahle Sträucher.

Krugmann alias Paulisch lief durch den Hausflur. Der weitflächige Hof war mit Kopfsteinen gepflastert, zwischen denen verdorrte Grasbüschel emporragten. Die rechte Hofseite wurde durch ein ehemaliges Stallgebäude begrenzt. Verwaschene Buchstaben an der Wand verrieten, daß hier früher eine Pferdehandlung war.

Vor der Werkstatt standen Pkws verschiedener Typen. Ein junger Mann im blauen Schlosseranzug arbeitete an einem weißen Trabant.

Paulisch lüftete den Hut. »Ist Herr Ritter da?«

Der Automechaniker wies auf eine Tür. »Im Batterieraum.«

Vor jeder neuen Kontaktaufnahme war Paulisch beklommen zumute. Daran änderte selbst seine Routine nichts. Nach den ersten Worten seines Gesprächspartners wußte er meist, welche Platte er auflegen mußte, um Vertrauen zu erwerben.

Ritter, um die Vierzig, mittelgroß und stämmig, prüfte eine Autobatterie und ließ sich nicht stören. Er besaß eine gesunde Gesichtsfarbe, als hielte er sich viel im Freien auf. Er legte die Säurepipette aus der Hand und musterte den vermeintlichen Kunden. »Ja, Sie wünschen?«

»Herr Ritter?« fragte Paulisch.

»In Lebensgröße!« Lachfältchen knitterten die Augenwinkel, Ritter sah den Besucher abwartend an.

Paulisch atmete erleichtert auf, der andere war ein humoriger Mensch, mit denen gab es keine Schwierigkeiten. »Ich heiße Paulisch«, erklärte er im Widerspruch zu seinem Ausweis und fügte bedeutungsvoll hinzu: »Ich komme von drüben!«

»Von wo?« Ritter starrte ihn verblüfft an.

»Gerda läßt grüßen!« Paulisch zückte die Brieftasche und langte ein Foto heraus. Es war eine Amateuraufnahme. Eine Familie, Vater, Mutter und zwei beinahe erwachsene Töchter posierten neben einem Opel-Rekord. Das Auto war das eigentliche Objekt, dahinter dehnte sich ein Getreidefeld aus, die Aufnahme war irgendwo am Straßenrand gemacht worden.

Paulisch gab Ritter das Foto, lächelte vertraulich und nannte die Namen. »Ihre Schwester Gerda, Schwager Alfred und Ihre Nichten Ursel und Annemarie!« Er sah Ritter an, als erwartete er eine Anerkennung.

»Das ist 'n Ding, ist das!« Ritter schluckte verblüfft.

Der Elektriker trat ans Fenster, Paulisch sah über seine Schulter hinweg auf den Hof. Der junge Mann im blauen Schlosseranzug arbeitete noch immer am Trabant, er montierte das rechte Vorderrad ab und bastelte an der Zündung. Ritter wandte sich vom Fenster ab.

»Gehen wir ins Büro«, sagte er und gab Paulisch die Hand.

Der drückte sie vertrauenheischend und folgte dem Vorangehenden in den winzigen Büroraum. Ritter rückte einen Stuhl zurecht, setzte sich an den altväterlichen Schreibsekretär und musterte gespannt den Besucher. »Gerda schickt Sie?«

Paulisch grinste vielsagend, Ritters Schwester hatte er nie gesehen, das Foto und die Informationen hatte Herbert Weiß an Klatt gesandt, beide arbeiteten Hand in Hand, die Auftraggeber wohnten in Gifhorn.

»Wie geht's ihr?« fragte Ritter, doch es klang nicht so, als interessierte es ihn wirklich.

»Reden wir nicht drumrum«, erklärte Paulisch vertraulich, »Sie wollen 'rüber, nicht wahr?«

Ritter starrte ihn verblüfft an, fragte dann langsam: »Ich 'rüber? Wie kommen Sie denn darauf?«

Paulisch lächelte. Ritter war Geschäftsmann und von Haus aus vorsichtig. »Ihre Schwester hat alles eingeleitet, Herr Ritter, ich bespreche mit Ihnen nur noch die Details!«

»Was denn für Details?« fragte der Elektriker ungeduldig. »Glauben Sie im Ernst, Mann, ich türme? Ich lasse alles stehen und liegen? Meine Werkstatt? Mein Wassergrundstück? Das Boot und alles? Und weshalb? Gerda spinnt doch...« Ritter brach ab.

Paulisch empfand aufsteigendes Unbehagen, Ritters Ärger war nicht gespielt, das war kein Scheingefecht, um einen Rückzug offenzulassen. Jetzt galt es auf der Hut zu sein. Er

war zu rasch vorgeprellt, erkannte Paulisch enttäuscht. Sein Geld ging flöten, Klatt bezahlte nur den Erfolg. Seine Mißstimmung richtete sich abermals gegen den »Hai«.

»Sagen Sie mal, was haben Sie denn mit so was zu tun?« fragte Ritter mißtrauisch.

Paulisch zog sich zurück, er lächelte freundlich und behauptete harmlos: »Ich? Nichts! Eine Gefälligkeit! Ich besuche meine Schwägerin und bei der Gelegenheit...« Er verstummte und ließ den Rest offen.

Karl Ritter erklärte widerwillig: »Vor'n paar Wochen waren sie hier, Stippvisite, das neue Auto zeigen. Wir sollen 'rüberkommen, das war Gerdas Idee. 'n Spaß, dachte ich, und stieg drauf ein. Wie soll'n das funktionieren? frage ich. Wir hatten ganz schön einen getütert! Und nun...« Ritter lachte ärgerlich. »Ich bin doch nicht verrückt, jemandem Tausende von Mark an den Hals zu schmeißen? Wofür? Um drüben für irgendeinen Großkotz zu schuften? Mann, halten Sie mich für einen Idioten?«

Paulisch erhob sich und tat eilig, doch Ritter ignorierte es. »Das stimmt doch vorn und hinten nicht. Sie wollen mit mir nur noch die Details besprechen, haben Sie gesagt. Und jetzt tun Sie so, als wüßten Sie von nichts?« Von Humor war Ritter nichts mehr anzumerken, die Lachfältchen waren aus seinen Augenwinkeln verschwunden, er schien gewillt, der Sache auf den Grund zu gehen, und blickte nachdenklich zum Telefon.

Paulischs Mund wurde trocken. »Ein Mißverständnis«, behauptete er heiser. Der Ärger darüber stieg in ihm auf, daß er als selbstverständlich vorausgesetzt hatte, ein Handwerksmeister »im Osten« wünsche nichts sehnlicher, als in den Westen zu gehen. Wäre er sonst so zielstrebig vorgegangen?

Ritter klatschte die Hand auf den Tisch, Paulisch zuckte zusammen. »Was liegt hier an? Wann und wo haben Sie mit Gerda gesprochen? Was hat sie gesagt?«

'raus hier, dachte Paulisch, ehe der die Polizei ruft, das hatte der doch vor. Da wollte man ihm behilflich sein und nun...

Auf dem Hof pötterte ein Zweitakter und verstummte, eine

Autotür schlug, dann knarrten Schritte im Flur, es klopfte an die Tür. Ein Kunde trat ein.

»Wir reden nachher weiter«, versprach Ritter drohend.

Paulisch nutzte die Gelegenheit, er stand auf, beugte sich zu ihm hinab und drohte seinerseits: »Wozu? Sie sind daran nicht interessiert, also erledigt!«

Die Überrumpelung gelang, Ritter rieb verlegen sein Kinn. Er wollte nicht, daß der Besucher vor dem Kunden das Vorhaben beim Namen nannte. Paulisch gewann seine Sicherheit zurück. Es war nicht die erste heikle Situation, die er meistern mußte. Er nickte Ritter freundlich zu und ging. Es kostete ihn Überwindung, gelassen zu erscheinen.

Auf dem Hof bastelte der Mechaniker noch immer an der Zündung des Trabants und beachtete Paulisch kaum. Der ging gemessen über den Hof. Dabei war es ihm, als verfolgten ihn Dutzende Augenpaare. Kaum im Hausflur, rannte er auf die Straße hinaus und trocknete sich im Laufen mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Ritter hätte ihn glatt hochgehen lassen, der wollte bloß noch klären, wie er zu seiner Schwester stand. Bei dem Gedanken schauderte es Paulisch.

Er eilte zur Baumschulenstraße, winkte einem Taxi und nannte den S-Bahnhof Treptow als Ziel. Unterwegs fiel ihm ein, daß er nur die paar Mark besaß, die er eingetauscht hatte. Da ließ er am Bahnhof Plänterwald halten und fuhr mit der S-Bahn bis zur Greifswalder Straße, von dort mit der Straßenbahn nach Weißensee.

Zwischen den Fahrgästen eingezwängt, stand er im hinteren Teil des Wagens. Ritter war ein schlechter Auftakt gewesen, hoffentlich klappte es bei Hänsels. Klatt hatte seine Schwester angerufen, es hatte sich aber niemand gemeldet.

Am Antonplatz stieg Paulisch aus und lief zur Bizetstraße. Als er aus der Herbert-Baum-Straße einbog, hielt der blaue Wartburg mit den weißen Zierstreifen gerade an der Gehwegkante. Klatts Schwester stieg aus. Paulisch beschleunigte den Schritt. Doch sie trat ins Haus, bevor er sie erreicht hatte. Er murmelte eine Verwünschung. Vielleicht war der Dreher zu Hause? Was dann?

Paulisch stieg leise die Treppe empor und verhielt im ersten Stock den Schritt vor der Wohnungstür mit dem Namensschild »Hänsel«. Drinnen klappte eine Tür, ein Radio spielte. Stimmen hörte er nicht. Zwei Etagen höher schlug eine Tür zu. Er hörte fröhlich plappernde Kinderstimmen. Danach trappelte es die Treppe herunter. Paulisch drückte die Klingel.

Erna Hänsel öffnete und starrte ihn verdutzt an. Ein Schatten huschte über ihr Gesicht. Sie zwang sich zu einem Lächeln. Doch ihre Stimme verriet keine Freude. »Sie?«

Paulisch lächelte unsicher. »Tag, Frau Hänsel! Schönen Gruß von Manfred!«

Ihr Gesicht überzog sich mit feiner Röte. Die Kinder trappelten näher, da trat sie beiseite, und Paulisch schob sich an ihr vorbei.

Wie bei früheren Besuchen blitzte die Wohnung vor Sauberkeit. Paulisch blickte fragend zur Zimmertür.

»Mein Mann ist nicht da«, sagte Erna Hänsel und ergänzte rasch: »Er kommt aber gleich.«

Der Besuch verstand den Hinweis und beeilte sich, seinen Auftrag zu erledigen. Er zerrte am Reißverschluß seiner Kollegtasche, legte die Schokolade und den Kaffee auf den Couchtisch. »Von Manfred«, sagte er.

Erna Hänsel legte die Geschenke in ein Fach der Schrankwand. Die bekam ihre Tochter. Karl durfte davon nichts wissen.

»Danke«, sagte sie, »und schönen Gruß an Manfred! Was will er denn?« schloß sie, denn es war klar, daß er für sein Geschenk etwas forderte.

Paulisch setzte sich auf einen Polsterstuhl und blickte demonstrativ auf seine Armbanduhr, es war vier Minuten nach vierzehn Uhr. Erna Hänsel erriet seine Gedanken. »Mein Mann hat um zwei Uhr Schichtende!«

»Haben Sie das von Konzach gehört?« fragte Paulisch.

Erna sah ihn fragend an, sie war also ahnungslos. »Was ist mit Konzach?« fragte sie.

Dabei war die Beerdigung in der Tagesschau gezeigt wor-

den, dazu Konzachs Foto, sein rundes Gesicht mit dem Bart.

»Er ist tot«, sagte Paulisch.

Erna Hänsel starrte ihn betroffen an. »Tot? Herr Konzach? Ja, aber wieso denn? Ein Unfall?« Klatts Schwester schluckte. Sicherlich kamen ihr gleich die Tränen, sie war ein mitfühlender Mensch.

Paulisch zückte seine Brieftasche, entnahm dem Geheimfach einen Zeitungsausschnitt und legte das zerknitterte Papier auf den Tisch. Er strich es glatt und schob es Erna Hänsel hin. Die starrte auf die Balkenüberschrift: »Taximord in Spandau! Täter erbeutet fünfzig Mark!«

»Furchtbar«, murmelte sie, als sie den sensationell aufgemachten Bericht gelesen hatte, »der arme Herr Konzach!« Sie hob erschrocken ihre Hand an den Mund. »Und seine arme Braut!«

Nun rollten Tränen die Wangen hinab. »Was sind das bloß für Menschen, die so etwas tun?« fragte sie ratlos.

Der Besucher zuckte die Schultern. Würde Erna Hänsel in Westberlin wohnen, dann fände sie Gewaltverbrechen alltäglich, die Zeitungen waren ja voll davon.

»Sie möchten mir Konzachs Ausweis geben, sagt Manfred!«

Über ihr Gesicht huschte ein Schatten. Sie blickte ärgerlich zur Schrankwand hinüber, wo sie den Kaffee und die Schokolade hingetan hatte. Es wäre das erste Mal gewesen, daß Manfred ein Geschenk machte, ohne etwas dafür zu fordern.

»Ich kann es noch gar nicht fassen«, sagte sie und ergänzte im selben Atemzug: »Was will denn Manfred damit?« Paulisch hörte ihr Mißtrauen heraus.

»Der ist noch zu gebrauchen«, meinte er grinsend. Klatts Schwester konnte doch nicht so naiv sein und glauben, daß Konzach nur seine Braut spazierengefahren hatte? »Da kommt ein anderes Bild 'rein, fertig. Manfred hat schon einen Ersatzmann!«

Sie richtete sich steif empor und fragte spröde: »Einen Ersatzmann? Als Taxifahrer?«

»Das auch«, sagte Paulisch.

»Das auch?« wiederholte sie ahnungsvoll und starrte ihren Besucher an. In der Morgenzeitung hatte sie den Bericht gelesen von einem Gerichtsverfahren vor dem Berliner Stadtgericht. Zwei Westberliner Menschenhändler waren mit empfindlichem Freiheitsentzug bestraft worden. Sie beugte sich über den Tisch. »Herr Paulisch, was heißt: das auch?«

Er biß sich ärgerlich auf die Lippen. Zum zweiten Mal an diesem Tag war er zu weit gegangen. Wie konnte er ahnen, daß Klatt seiner Schwester noch immer keinen reinen Wein eingeschenkt hatte? Er sah auf seine Armbanduhr. Es war Viertel nach zwei.

»Geben Sie mir den Ausweis«, drängte er.

Erna Hänsel erhob sich und lief zur Schrankwand. Sie zog einen Schub heraus und kramte unter Fotoalben einen Briefumschlag hervor. Paulisch atmete erleichtert auf, trat hastig zu ihr und streckte die Hand danach aus.

Klatts Schwester zog den Ausweis aus dem Umschlag und blätterte darin. Ihre Bewegungen wirkten hölzern.

Auf der Straße knatterte ein Moped. Das Geräusch erstarb vor dem Hause. Paulisch lief zum Fenster und spähte durch die Gardine. Er sah, wie Hänsel gerade den Benzinhahn zudrehte und seinen »Star« zur Haustür schob. Paulisch wußte, daß er ihn in den Schuppen auf dem Hof brachte. Es war höchste Zeit, daß er verschwand, wenn er dem Dreher nicht begegnen wollte. »Ihr Mann kommt!«

»Ich hab's gehört.«

Paulisch stockte der Atem, denn Erna Hänsel hatte den DPA durchgerissen und auf den Tisch geworfen. Er starrte sie an, als zweifele er an ihrem Verstand. Noch ehe er ein Wort herausbrachte, forderte sie: »Sagen Sie Manfred, ich will keinen von euch mehr sehen!«

Aus, dachte Paulisch, ganz aus. Sie spinnt! Wie sollte er Klatt erklären, weshalb heute alles schiefgegangen war? Wollte er aus dem Schlamassel herauskommen, blieben ihm nur noch Sekunden. Er riß seine Kollegtasche an sich, stürmte fluchend an Erna Hänsel vorbei in den Korridor. Die Woh-

nungstür schnappte hinter ihm zu. Als er die schweren Schritte die Treppe heraufkommen hörte, schlüpfte Paulisch lautlos ein Stockwerk höher.

Erna saß im Wohnzimmer im Sessel, das Gesicht in den Händen vergraben, und rührte sich nicht. Hänsel stand auf der Türschwelle und fragte ratlos: »Ist dir nicht gut?«

Erna erfreute sich robuster Gesundheit, sie war noch nie krank gewesen, aber jetzt war irgend etwas passiert. Hänsel schluckte beklommen, vielleicht mit Helga? Sie erwartete ihr erstes Baby. Sein Blick glitt suchend über den Tisch, als erwarte er, eine Hiobsbotschaft zu finden, ein Telegramm vielleicht? Statt dessen entdeckte er den ausgeschnittenen Zeitungsartikel. Er las die Überschrift und sah das Foto. War es das, was Erna erschütterte?

Da lag ein zerrissener Personalausweis. Hänsel blätterte die obere Hälfte auf und blickte abermals in Konzachs Gesicht. Er stutzte. Seine Gedanken arbeiteten fieberhaft. War der Taxifahrer nicht Westberliner gewesen? Wie kam der zu einem Ausweis der DDR?

Mit wenigen Schritten stand Hänsel vor seiner Frau. »Du, was ist'n das für'n Ausweis?«

»Paulisch war hier«, sagte sie tonlos und nahm die Hände vom Gesicht. Hänsel erschrak vor ihrem verzweifelten Ausdruck.

»Paulisch?« Er ahnte Zusammenhänge.

»Manfred wollte Konzachs Ausweis zurückhaben!«

»Zurückhaben? Von dir? Hattest du ihn denn?« Plötzlich begriff er. Zum ersten Mal, seit sie verheiratet waren, packte er seine Frau grob an und schüttelte sie. »Worauf hast du dich da eingelassen? In was hat dein Bruder dich da 'reingezogen? Das Scheißauto haben die für krumme Touren benutzt, stimmt's? Ich habe dem Lump nie getraut.«

Er ließ sie los und sank auf einen Hocker nieder. »Diese Verbrecher«, murmelte er. »Wann war Paulisch hier?«

Erna sah ihn erstaunt an, ihre Stimme klang nun ruhiger.

»Du hättest ihn doch auf der Treppe treffen müssen!«

Hänsel sprang wie elektrisiert auf. »Was? Jetzt eben? Dann kriegen wir den Strolch noch!« Er lief in den Korridor, auf der Kommode stand das Telefon. Er wählte seine Betriebsnummer. Als die Vermittlung sich meldete, verlangte er den Sicherheitsinspektor zu sprechen. Das Rufzeichen ertönte, Hänsel trommelte ungeduldig mit den Fingern, endlich meldete sich der Verlangte.

Hänsel berichtete hastig und äußerte die Vermutung, daß Paulisch den Grenzübergang Friedrichstraße benutzen würde. Der Sicherheitsinspektor versprach, sofort alles Erforderliche zu veranlassen, um des Verbrechers habhaft zu werden. Bevor er den Hörer auflegte, fragte er besorgt: »Mensch, Karl, in was bist du denn da 'reingeschlittert?«

Karl Hänsel legte stumm den Hörer auf und ging ins Zimmer zurück. Erna stand am Fenster und starrte auf die Straße hinab. Es fing an zu regnen, die Fahrbahnen glänzten naß. Er legte seiner Frau die Hände auf die Schultern. »Es muß sein!«

Sie schwieg.

»Vielleicht kriegen sie ihn, 'rüber ist er noch nicht.« Als sie weiterhin stumm blieb, grollte er: »Von wegen mit seiner Braut spazierenfahren! Wo dein Bruder seine Hände im Spiel hat, da stinkt es! Du mit deiner verdammten Gutmütigkeit!«

Erna weinte leise und schneuzte sich ins Taschentuch. »Du mußt was essen«, sagte sie tonlos.

»Danke, mir ist der Appetit vergangen«, antwortete er und sagte leise: »Da müssen wir durch, Erna, das hilft nichts! Ich bin mit schuld, ich wußte, daß der Kerl in der Gegend 'rumkutscht!«

»Von dem Ausweis wußtest du doch nichts!«

Paulisch erreichte am Antonplatz schweißgebadet ein Taxi und beobachtete unterwegs besorgt die Taxameteruhr, der Fahrpreis kletterte klackend in die Höhe. Paulisch zählte verstohlen sein Geld.

Ob Hänsels wohl die Grenzkontrollorgane alarmieren wür-

den? Ihn fröstelte bei dem Gedanken. Eins stand fest: So oder so, das war seine letzte Kurierfahrt gewesen.

Am Bahnhof Friedrichstraße bezahlte er das Taxi.

Zusammen mit einer Touristengruppe drängte er zur Abfertigung. Vielleicht war es gut, daß er diesmal unter falschem Namen eingereist war? Das Pseudonym »Krugmann« kannten Hänsels nicht.

Große Glasfenster schützten den Balkon vor dem rauhen Wind. Das Zimmer lag an der Südseite des Sanatoriums und bot einen Ausblick auf den weitflächigen Park. Die Laubfärbe war vorüber, nur die Eichen trugen noch tabakbraune Blätter, alle übrigen Laubbäume streckten melancholisch kahle Zweige in den grauen Spätherbsthimmel. Der Rasen schimmerte braun. Die Koniferen standen darin wie grüne Tupfer.

Oberleutnant Schneider trat auf Zehenspitzen ins Zimmer.

Major Schlüter streckte ihm lächelnd die schmal gewordene Hand entgegen. Oberleutnant Schneider ergriff sie behutsam.

»Tag, Genosse Major«, grüßte er.

»Tag, Wolfgang! Fein, dich zu sehen, aber weshalb denn so dienstlich?« schloß er vorwurfsvoll.

Wolfgang lächelte und nahm eine Tüte Äpfel aus der Kollegtasche. Es waren Cox-Orange, die Horst besonders gern mochte.

»Ich hatte in der Nähe zu tun«, sagte Wolfgang, vermied es aber, Horst anzusehen, »klar, daß ich mal 'reinschaue. Wie geht es dir?«

Das war keine Floskel, Horst spürte es und antwortete optimistisch. Es gab Fortschritte, kleine Spaziergänge, aber bis zur völligen Genesung war es noch ein weiter Weg.

»Du hast die Pause verdient«, sagte Wolfgang und dachte, wer von den älteren Genossen eigentlich nicht?

Major Schlüter hatte die ersten schweren Jahre mitgemacht. Der gelernte Kupferschmied trat, kaum aus dem KZ Buchenwald befreit, in die Reihen der Sicherheitsorgane ein und half, sie aufzubauen. Vierzehn Stunden Dienst waren damals üb-

lich, es war ein aufreibender Kampf mit einem über offene Grenzen hinweg heimtückisch angreifenden Gegner. Nebenher saß er über Büchern und eignete sich das erforderliche theoretische Rüstzeug an. Die Prüfungen zum Staatsexamen machte Schluter zwischen zwei nervenaufreibenden Einsätzen. Nie schonte er sich.

»Hoffentlich ist es nur eine Pause«, sagte Horst.

»Bestimmt«, behauptete Wolfgang zuversichtlich, »einfach aus dem Dienst wegschleichen gibt es nicht!« Er schlug einen burschikosen Ton an, um sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr ihn Horsts augenblicklicher Zustand traf. Wolfgang saß auf der Bettkante und sah auf das hager gewordene Gesicht hinab. Wieviel verdankten sie, die jüngeren Genossen, den älteren! Sie konnten eine solide Schulbildung erwerben, ihren Hochschulabschluß ohne die doppelte Belastung durch den Dienst machen und wurden von erfahrenen Kämpfern angeleitet.

»Zum ersten Mal«, erklärte Horst lächelnd, »lese ich einen Scholochow hintereinander. Früher brauchte ich Wochen!«

Endlich stellte Horst die von Wolfgang geduldig erwartete Frage.

»Was gibt es Neues in der Dienststelle? Schwerpunkt?«

»Menschenhandel, nach wie vor! Es ist so gekommen, wie du es beim Abschluß des Transit-Abkommens vorausgesagt hast: Die BRD-Regierung denkt nicht daran, den Verbrechern das Handwerk zu legen. Die unterlaufen die Vereinbarungen und nutzen die Vergünstigungen auf den Transitwegen für kriminelle Machenschaften!«

»Ihr habt zu tun, und ich liege hier flach«, sagte Horst bedrückt.

»Die Banden entwickeln eine zunehmende Perfektion! Wir haben einen Büssing-Laster sichergestellt mit automatischer Vorrichtung, während der Fahrt das Kennzeichen zu wechseln. Das ist minutiös organisiert. Eine Autobahnstreife hat den Büssing an einem Farbschaden identifiziert. Der Fahrer, ein gewisser Lachmann, hat zwar ausgesagt, aber was nutzt

es, an die Drahtzieher kommen wir nicht heran!«

Wolfgang schwieg. Er war nicht sicher, ob der andere noch zuhörte. Horst hielt die Augen geschlossen. Doch dann blickte der Kranke ihn forschend an. »Hast du ein Problem?«

Wolfgang schluckte überrascht, er nahm die Brille ab, hauchte an die Gläser und rieb sie mit dem Lederläppchen, das er aus der Tasche seines taubengrauen Jacketts holte.

»Ich sehe es dir doch an, du machst mir nichts vor!« Das schmale Gesicht lächelte.

»Denkst du, ich komme, um mich an deiner Brust auszuweinen?« fragte Wolfgang.

»Nein? Das paßt auch nicht zu dir!«

Wolfgang seufzte. »Es ist eine Tatsache, daß durch die gelockerten Einreisebestimmungen allerlei kriminelle Elemente zu uns herüberkommen können. Ich rede auch nicht davon, daß labile Elemente bei uns für diese grenzüberschreitende Kriminalität empfänglich sind...«

»Sondern?« unterbrach ihn Horst.

»Bedrückend sind solche Fälle, in die bis dahin integre Bürger, ja sogar Genossen hineingezogen werden, ohne es zu ahnen!« Wolfgang schwieg.

Einige verirrte Sonnenstrahlen malten Kringel auf den Terrazzofußboden. In der Ferne pfiff eine Lokomotive, ein Eisenbahnzug grummelte. Horst blickte auf seine Armbanduhr. »Pünktlich vierzehn Uhr zwölf!«

»Gestern bekam ich eine Meldung vom Sicherheitsinspektor im ›Siebenten Oktober‹. Ein gewisser Karl Hänsel, ein Dreher, zeigte an, daß ihn ein Kurier einer Westberliner Menschenhändlerorganisation besucht habe. Hänsel ist Genosse und Angehöriger der Betriebskampfgruppe.«

Horst schob die linke Hand unter den Kopf und hörte aufmerksam zu, als Wolfgang berichtete, was gestern nachmittag das Ehepaar Hänsel zu Protokoll gegeben hatte.

Als er schloß, erklärte Horst: »Hänsel hat als verantwortungsbewußter Genosse gehandelt! Es muß ihm schwer geworden sein, sofern die Ehe intakt ist...«

»Das ist sie.«

»... die eigene Ehefrau zu belasten. Sein Schwager, dieser Taxibesitzer ...«

»Manfred Klatt, in Neukölln.«

»... hat also seine Schwester ohne ihr Wissen ausgenutzt?«

»Ja. An der Wahrheit ihrer Aussage zweifle ich nicht. Leider ist uns der Kurier entwischt, vermutlich war er unter falschem Namen eingereist. Klatt ist Boß einer von drei Organisationen, die intensiv zusammenarbeiten.«

»Klatt schenkte also seiner Schwester über Genex einen Wartburg, und sein Fahrer benutzte ihn zu Kurierfahrten in die Republik?«

»Ja, in etwa zwölf Fällen hat er Zubringerdienste geleistet. Frau Hänsel glaubte, daß er seine Braut bei Erkner besucht. Daß sie ein Verbrechen gedeckt hat, wurde ihr erst klar, als ein Kurier sie besuchte und den Ausweis von dem ermordeten Konzach verlangte. Sie hat ihn zerrissen, eine spontane Reaktion.«

»Ein verfälschter DPA?« fragte Horst.

Wolfgang nickte. »Ein Genossenschaftsbauer aus dem Bezirk Rostock hat ihn voriges Jahr im D-Zug nach Berlin verloren. Auf dunklen Wegen ist er nach drüben gelangt.«

»Eine verworrene Geschichte«, erklärte Horst, »wie paßt da der ermordete Taxifahrer hinein?«

»Ich weiß es nicht, vielleicht ist es ein Zufall?« Wolfgang schwieg.

»Und dein Problem?«

Es verging einige Zeit, bevor Wolfgang antwortete. »Frau Hänsel wußte, daß Konzach einen verfälschten DPA benutzt, um beliebig oft in die Republik einreisen zu können.«

»Welcher Kontrollposten nimmt schon den Ausweis eines Wartburgfahrers in die Hand? Damit wird doch meist nur gewedelt!« erklärte Horst.

»Stimmt«, bekräftigte Wolfgang. Er schwieg, und Horst blickte an ihm vorbei auf eine Tannengruppe im Park. Ein Flugzeug dröhnte über sie hinweg. Die Fensterscheiben klirrten leise.

»Und jetzt geht es dir wie mit dem Fernfahrer Lachmann«, sagte Horst, »du hast einen Mittäter, der selbst ein Opfer ist, und das nervt dich!«

»Ja«, sagte Wolfgang offen.

»Frau Hänsel hat einen schwerwiegenden Fehler begangen, soll sie versuchen, ihn wieder gutzumachen. Die abgebrochene Verbindung zu ihrem Bruder läßt sich reparieren.«

»Der Meinung bin ich auch«, erwiderte Wolfgang, »wollen sehen, wie sich Frau Hänsel dazu stellt.«

Ria Brinkmann wartete vor dem Bahnhof in Thale auf einen himmelblauen Volkswagen mit einem polizeilichen Kennzeichen von Hannover. Am Wagenheck klebe eine lustige gelbe Ente, hatte die Mutter geschrieben, als wenn es eines Hinweises bedurfte, um sie zu erkennen.

Der Wind blies rauh vom Hexentanzplatz herab. Ria fröstelte und suchte den Windschatten auf. Eine Lokomotive pfiff, dann setzte sich ein Güterzug klackend in Bewegung. Dumpfes Brummen erfüllte die Luft, unterbrochen von dem lauten metallischen Gepolter der Walzstraße im Stahlwerk, das keine Atempause kannte. Es wurde in vier Schichten rund um die Uhr gearbeitet, selbst an Sonn- und Feiertagen rumpelten weißglühende Stahlblöcke über die Rollen und wurden zu Blechen gewalzt. Die Werkhallen lagen am Fuße des Berges.

Die beiden Stahltrossen der Seilbahn blinkten silbrig in der Luft, sie verbanden den Hexentanzplatz mit der Talstation. Doch keine der lustig bunten Gondeln war unterwegs. Der Betrieb mußte wegen des starken Windes eingestellt werden.

Ria spiegelte sich in einem Fensterglas und sah darin ein zierliches Mädchen mit jungenhaft geschnittenem blondem Haar. Das Knabenhafte ihrer Erscheinung hoben die prallen Brüste wieder auf, die fast die Knöpfe des hellen Trenchcoats sprengten. Darunter trug Ria einen weinroten Anzug, ihrer mageren Beine wegen bevorzugte sie Hosen. Die hochhackigen Sommerschuhe machten sie größer. Um den Hals trug Ria einen gelben Schal.

Sie beugte sich näher zum Glas und musterte ihr Gesicht. Das Haar gab die kleinen enganliegenden Ohren frei, über den großen blauen Augen schwangen sich leicht gekrümmte Brauen. Der schmallippige Mund wirkte herb, die Nase war etwas groß.

Die verabredete Zeit war überschritten. Ria spähte die Straße hinunter. Es war Sonnabend, und dennoch herrschte lebhafter Verkehr. An der Haltestelle hielt ein Bus, er brachte Arbeiter aus Quedlinburg und den Dörfern an der Strecke ins Werk.

Günter war enttäuscht gewesen, daß sie sich heute nicht sahen, aber mehr noch darüber, daß ihn Ria nicht der Mutter und dem Stiefvater vorstellen wollte. Unter einem Vorwand war Günter von der technischen Direktion in die Lohnbuchhaltung herübergekommen und hatte versucht, sie umzustimmen. Doch wie immer, wenn sie stritten, war es Ria gelungen, ihren Willen durchzusetzen.

Alle sechs Jahre hatte sich Rias Leben entscheidend verändert, so war es bisher. Als die Mutter mit einem Mann heimlich in den Westen ging, war Ria sechs und kam in die Schule. Die Großmutter starb, als Ria zwölf war und ins Kinderheim mußte. Das Eingewöhnen fiel ihr schwer, die Großmutter hatte sie verhätschelt.

Damals schrieb Mutter, sie könne angeblich wegen ihrer Republikflucht nicht zur Beerdigung kommen. Mit dem Mann war sie schon auseinander. Sie arbeitete als Serviererin in einem Lokal, der Besitzer war Witwer, und ein Jahr später schrieb Mutter, sie hätte ihn geheiratet.

Jeden Monat kam ein Brief aus Hannover und zu Festtagen ein Päckchen. Oft lag Mutters Foto dabei, auch das Hochzeitsbild mit dem Stiefvater. Mutter lernte Autofahren, schrieb sie, denn Richard besaß ein steifes Bein. Er sah lustig aus und etwas dicklich und hatte stark gelichtetes Haar. Die Briefe an die Mutter adressierte Ria nun an »Frau Gerda Stolle«.

Oft hatte Ria die Schachtel mit den Fotos aus dem Schrank

geholt und Mutters Bilder in der richtigen Reihenfolge geordnet, ohne die Daten auf den Rückseiten zu gebrauchen. Das hübsche Gesicht mit dem leichtsinnigen Lächeln verwandelte sich mit den Jahren in ein reifes Frauengesicht. Zu den letzten Bildern fühlte Ria sich mehr hingezogen, sie wirkten mütterlicher. Und nun erwartete sie jene Frau, an die sie sich nur schemenhaft erinnerte.

Da fuhr ein himmelblaues Auto die Straße herauf, am Lenkrad saß eine Frau, neben ihr ein stattlicher Mann. Als habe man sie in den Rücken gestoßen, tat Ria ein paar Schritte vorwärts und hob die Hand. Das Auto bog auf den wenig besetzten Parkplatz ein. Der Stiefvater entdeckte sie zuerst und winkte. Der Volkswagen hielt, die Frau stieg aus und stand wie erstarrt da. Ria hastete über die Fahrbahn, Gerda Stolle breitete die Arme aus und lief ihrer Tochter entgegen.

Die Vorbehalte, die Ria der Mutter gegenüber hatte, schwanden dahin, ebenso die über all die Jahre wachgebliebene Enttäuschung, daß Mutter sie im Stich gelassen hatte. Gerhard Brinkmann, der leibliche Vater, kümmerte sich ja auch nicht um sie. Das alles war jetzt in der Umarmung der Mutter vergessen.

»Kind, bist du groß«, waren Gerda Stolles erste Worte.

»Mama«, sagte Ria heiser. Nun kamen ihr doch die Tränen, dabei hatte sie nicht weinen wollen.

Die vorübergehenden Passanten musterten das himmelblaue Auto mit dem BRD-Kennzeichen, das sonntäglich gekleidete Ehepaar und das Mädchen.

»Mama«, wiederholte Ria und genoß das Erlebnis, das Wort auszusprechen.

»Kind«, sagte Gerda Stolle gerührt, »o Gott, mein make up, bestimmt sehe ich jetzt aus wie ein Tuschkasten!« Im selben Atemzug fügte sie hinzu: »Das ist Richard, dein Stiefvater!«

Ria musterte den gutgekleideten Mann, der sich auf seinen Stock stutzte. Die Lachfältchen in seinen Augenwinkeln machten ihn ihr sympathisch.

Er gab Ria die Hand. »Wir bleiben bei den Vornamen, was, Mädel?«

Ria nickte und spürte den festen Druck seiner Hand. Sie überlegte, ob sie ihn auf die Wange küssen sollte, da zog er sie schon an sich und küßte ihren Mund. Sein Bärtchen kitzelte ihr Gesicht. Richards Atem roch nach Alkohol, und sein Kuß schmeckte danach, das stieß Ria aber nicht ab, denn Richard roch aufregend männlich. Sie löste sich verwirrt aus seinem Arm.

»Du machst das Kind ganz verlegen«, tadelte Mutter ihren Mann.

Richard lachte. »Ich bin doch nicht der erste Mann, den sie küßt, Gerdachen!«

Alle drei lachten, und das half ihnen über die Verlegenheit hinweg.

»Kommt erst mal nach Hause«, sagte Ria. Sie war stolz auf das eigene Heim, ein Zimmer mit Kochnische und einer Toilette auf dem Hof.

Die Gruppe im Kinderheim hatte ihr zwar das Gefühl von Geborgensein gegeben, dennoch war mit den Jahren die Sehnsucht nach Selbständigkeit gewachsen. Sie hatte den Beruf eines Industriekaufmannes erlernt und im Stahlwerk Thale eine gut bezahlte Stellung bekommen. Und alle dafür Zuständigen beim Rat der Stadt bemühten sich, ihr den Schritt ins Leben leicht zu machen.

Ria bekam das Giebelzimmer im Einfamilienhaus der Frau Wächter, einer netten alten, immer hilfsbereiten Dame.

»Die drei Tage bekommt ihr Frau Wächters Wohnzimmer«, sagte Ria und stieg ins Auto, »es steht eine Doppelcouch drin.«

Richard Stolle setzte sich nach hinten, damit Ria neben ihrer Mutter sitzen konnte.

»Herrlich hier«, schwärmte Gerda Stolle, »früher sind wir mit Brinkmann von Magdeburg aus öfter mit seinem Beiwagenkrad in den Harz gefahren! Erinnerst du dich noch?«

Ria zuckte stumm die Schultern. Ihre Erinnerungen an die Zeit mit Mutter waren verblaßt.

Thales eigenartige Mischung aus Alltagsgeschäftigkeit und Geruhsamkeit, die Stille seiner Parks und das unverwechsel-

bare Fluidum des Kurortes hatten es ihr schon damals angetan, sagte die Mutter. Daran änderte auch das Stahlwerk nichts, das gehörte dazu.

Gerda Stolle bedauerte wortreich, daß die Laubfärbe vorüber war, die Zeit, in der die Hänge um den Hexentanzplatz in satten Farben schwelgten, vom zarten Gelb über kräftiges Goldbraun bis zum feurigen Kupferrot.

»Ich habe deiner Wirtin Kaffee mitgebracht«, sagte Gerda Stolle.

»Da wird sie sich freuen«, erwiderte Ria.

Das Haus lag am Hang, und Stolles parkten ihren Wagen auf dem Hof. Frau Wächter begrüßte sie wohlwollend.

Rias Zimmer war klein, aber gemütlich eingerichtet, und die Möbel sahen noch neu aus. Die Liege diente als Bett, tagsüber war das Bettzeug im Schrank verstaut. An der Wand hingen einige Fotos aus dem Kinderheim, ein größeres von ihren Freundinnen Evi und Vera. Den Bilderrahmen auf dem Wandbrett hatte Ria gekauft, als die Mutter schrieb, daß sie und der Stiefvater sie besuchen würden.

»Sogar unser Hochzeitsbild, Riachen«, sagte die Mutter gerührt.

Richard nahm den einzigen Sessel und fragte, ob er rauchen dürfe. Ria holte eine Aschenschale aus dem Schrank, und der Stiefvater meinte schmunzelnd, sie sei wohl auf Herrenbesuche eingerichtet.

Ria dachte an Günter, den sie eigentlich nur mit heraufnahm, weil das zu ihrer neuen Freiheit gehörte. Im übrigen war sie enttäuscht. Von dem, was Evi und Vera in glühenden Farben geschildert hatten, war nichts eingetroffen.

In der weinroten Hose und der beigefarbigen Bluse bot Ria einen niedlichen Anblick, versicherten Stolles. Ria war aufgeregt, sie wollte das Mittagessen vorbereiten, aber Mutter und Richard winkten ab, sie gingen alle drei irgendwo essen.

Gerda Stolle legte einen Koffer auf die Liege und hob den Deckel auf. Ria staunte. Alles, was sie da sah, gehörte ihr, versicherte Mutter. Deshalb hatte sie im Brief die Körpermaße

angefordert. Ria stieß kleine entzückte Schreie aus. So elegante Kleider und Blusen hatte sie noch nie besessen.

»Zieh sie doch an«, lockte die Mutter.

Ria blickte zögernd auf Richard, der traf keine Anstalten hinauszugehen, er versprach aber lächelnd, wegzusehen.

Ria zog die Bluse aus, darunter trug sie einen derben BH. Auch daran hatte Mutter gedacht. Sie zog ein zartes durchsichtiges Gespinst aus dem Koffer hervor und behauptete, so etwas trügen jetzt junge Mädchen.

Ria kehrte dem Stiefvater den Rücken und streifte den BH herab. Im Spiegel der offenen Schranktür begegnete sie Richards Blick, von der Mutter unbemerkt, die dem Schrank den Rücken kehrte. Ria sah, daß Richards Augen blitzten. Verlegen streifte sie den neuen BH über und zog die Bluse mit der Goldornamentstickerei an.

Gerda Stolle nahm Rias linke Hand und sah belustigt auf den silbernen Freundschaftsring mit dem roten synthetischen Stein, ein Geschenk Günters. Ria wurde rot, sie schämte sich des billigen Schmuckes.

»Talmi, Kindchen«, sagte Mutter, »so was trägt man doch nicht.« Sie zog den Ring von Rias Finger und steckte ihr einen schmalen Goldreif mit einem Brillanten an.

»Ist der schön«, Ria ließ das Feuer des Steins sprühen.

Gerda wechselte einen raschen Blick mit Richard. Der kaute vergnügt an seiner Zigarre und nickte.

»Er gehört dir«, sagte Mutter schlicht.

Ria war beeindruckt, und flüchtig dachte sie, vielleicht ist er nicht echt?

»Richard hat ihn mir geschenkt«, sagte Mutter.

»Der war nicht billig«, sagte Richard stolz und ergänzte: »Du kriegst 'n neuen, Gerdachen!«

»Eine kleine Entschädigung für das«, sagte die Mutter, »was ich dir alle die Jahre vorenthalten mußte!«

Die Erklärung erleichterte es Ria, das Geschenk anzunehmen. Eigentlich trug Mutter damit nur einen Teil ihrer Schuld ab. Aber ließ sich entbehrte Mutterliebe überhaupt materiell

aufwiegen? Sie schob den Gedanken beiseite, umarmte und küßte die Mutter.

»Wie froh bin ich«, sagte Gerda Stolle, »daß du so lieb bist!«

»Das ist wahr«, bestätigte Richard, »die letzten Nächte hat sie kaum geschlafen, so aufgeregt war sie.«

Es fehlte ein Karton mit Schuhen, der war noch im Auto. Mutter lief hinunter, ihn zu holen.

Richard stand auf und ging zum Fenster. »Ein herrlicher Ausblick«, sagte er, dann wandte er sich zu Ria um. »Eigentlich hätte ich auch einen Kuß verdient, Mädel!«

Ria lächelte. Richard zog sie an sich, und Ria hob ihm das Gesicht entgegen. Sie spürte seine Lippen auf den ihren. Seine Hand schob sich in ihre Bluse und streichelte ihre Brüste.

Gerdas Schritte kamen die Treppe herauf, Ria riß sich los und knöpfte ihre Bluse zu. Richard glitt in den Sessel und nahm behutsam seine Zigarre aus dem Ascher, damit die weiße Asche nicht abfiel.

Ria spürte bitteren Zigarrengeschmack im Munde, er störte sie nicht, aber sie durfte Mutter nicht mehr küssen, sonst merkte sie es. Richard schien das gleiche zu denken. Er paffte dicke Rauchwolken und sagte: »Eigentlich verdiene ich 'n Kuß, wo ich 'n neuen Ring anschaffen muß!«

Gerda Stolle lachte ein bißchen zu grell, jetzt erst fiel Ria der Mißklang in Mutters Stimme auf. »Richard hat recht, Kindchen«, sagte sie, »zier dich nicht, er ist ja dein Stiefvater.«

Ria tat dennoch verschämt, und Mutter schob die Widerstrebende zu ihm hin.

Sie fuhren nach Thale hinunter und aßen in einem gepflegten Restaurant, das Ria nur von außen kannte, zu Mittag.

Der Nachmittag war windstill. Sie fuhren mit der Seilbahn zum Hexentanzplatz hinauf, schwebten in einer knallroten Gondel empor, über die Schlucht und das Bodeflüßchen hinweg. Unten lag das Städtchen mit dem Stahlwerk wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebaut. Der Blick glitt zur Roßtrappe hinüber, jenseits der Schlucht, und schweifte weit hinaus ins Harzvorland.

Nach einem Waldspaziergang tranken sie Kaffee in einer windgeschützten Veranda, und Rias linke Hand lag meist neben der Tasse, ihre Blicke glitten immer wieder zu dem Ring hin.

Das Mädchen blieb nachdenklich und still. Im FDJ-Studienjahr hatten sie auch über die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen gesprochen, die in der Deutschen Demokratischen Republik für alle Zeiten abgeschafft worden war. Waren Mutter und Richard Ausbeuter, nur weil Richard einen italienischen Kellner beschäftigte, zwei Küchenfrauen und eine Serviererin, die aus der DDR gekommen war?

»Wir könnten dich gut im Geschäft gebrauchen, Mädel«, sagte Richard in die plötzliche Stille hinein. »Was meinst du, Gerda?«

Die Mutter nickte. Der Blick, den Mutter und Richard tauschten, verriet Ria, daß beide schon ausführlich darüber gesprochen hatten.

»Wir werden nicht jünger«, meinte Richard, seufzte und trank seinen Kognak. Ria mochte keinen Alkohol, sie konnte kaum einen Klaren von Kognak unterscheiden.

Der Stiefvater bot ihr eine aussichtsreiche Perspektive an, und Mutter bekräftigte: »Richard hat keine Verwandten, weißt du, praktisch bist zu unsere Einzige! Wer soll sonst später mal das Geschäft übernehmen?«

»Als gelernter Kofmich machst du die Buchführung! Das Geld, das wir dem Buchfritzen in den Hals schmeißen, können wir glatt sparen!«

Richard meinte es ernst, und Mutter klagte über ihre angeschlagene Gesundheit, sie brauchte längst eine Haustochter.

Richard beugte sich zu Ria hinüber. »Komm 'rüber, Mädchen«, sagte er.

Sie starrte ihn verblüfft an. »'rüber? Zu euch, nach Hannover? Wie denn?«

Richard lächelte. »Das laß nur meine Sorge sein!«

Vor dem KAKADU hielt ein Taxi, innen ging das Licht an,

und der Fahrgast zahlte. Der Fahrer kramte nach Wechselgeld, aber der Mann winkte ab, er stieg aus und strebte schwankend der Bar zu.

Über dem Eingang spendete die kunstgeschmiedete Laterne ein diffuses Licht, das Fenster war dunkel, ebenso der gläserne Wappenvogel, die Stammgäste fanden den KAKADU auch so.

Es wurde an die Tür geklopft, und Alfons, der stiernackige Zweimetermann, verließ die Samtportiere, wo er durch einen fingerbreiten Spalt den Barraum kontrollierte, der nur mäßig besetzt war. Ein volles Haus gab es jetzt selten, das Geld saß nicht mehr so lose in den Taschen wie noch vor einem halben Jahr.

Alfons durchquerte gemütlich das Vestibül und musterte den Einlaßbegehrenden durch das Guckloch. Er pfiff erstaunt. Er kannte den Mann im kakaofarbenen Jeansanzug und dunkelbrauner, pelzgefütterter Jacke. Alfons drehte den Schlüssel und schwenkte die Tür nach außen.

Der späte Gast trat schwankend ein und grüßte mit holpriger Zunge: »'n Abend, Al – Alfons, a – alter Gauner!«

»'n Abend, Heino!« Alfons packte den Gast gerade noch an der Schulter, ehe er umkippte.

Anni, Alfons' bessere Hälfte, beobachtete es von der Garderobe aus. Siebling war wieder einmal betrunken. Jeden anderen hätte Alfons in dem Zustand abgewiesen, Siebling ließ er ein, für ihn besaß er eine Schwäche, außerdem tat er es Gina zuliebe.

Er schloß die Tür, führte Siebling zur Garderobe und half ihm aus der Jacke. Anni trat an den Vorhang und gab Gina, die an der Bar einen Cocktail mixte, verstohlen ein Zeichen. Auf Ginas Stirn entstand eine Unmutsfalte. Sie goß eine himbeerfarbige Flüssigkeit in Gläser, schob sie der Serviererin hin und lief nach vorn.

»Er ist eben gekommen«, flüsterte Anni. Der Ton und ihre Gesten verrieten, daß Siebling betrunken war. Gina sah flüchtig ins Vestibül, wo Heino unsicher am Garderobentisch lehnte.

Bracke kam aus seinem Büro.

»Der Alte«, flüsterte Gina, »laß Heino nicht hinter!«

»Geht klar«, versicherte Anni.

Gina lief zurück an ihre Theke und ignorierte Brackes fragenden Blick. Alfons bugsierte Siebling in die Kammer neben den Toiletten, in der nur eine Pritsche stand. Er sträubte sich vergeblich, Alfons' Bärenkräften war er nicht gewachsen.

»Ich will zu Gi – Gina! La – laß mich«, stammelte er.

»Bracke kommt«, raunte Alfons.

»Bra – Bracke kann mich mal«, sagte Siebling. Alfons trug ihn zur Pritsche, setzte ihn darauf nieder, doch der Journalist fiel rückwärts wieder herunter, sein Kopf schlug dumpf an die Wand.

»Bleib liegen«, forderte der Riese energisch.

Bracke trat an die Bar. »Was Besonderes?« Sein asketisch hageres Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen blickte mißtrauisch, er lebte ständig in der Furcht, betrogen zu werden.

»Nein, nichts«, antwortete Gina gleichmütig und hantierte an der Kaffeemaschine. Bracke war unzufrieden, wandte sich jedoch achselzuckend ab und begrüßte freundlich einen Stammgast.

Püppi bestellte zwei Manhattan. »Die merken nicht mehr, was sie saufen«, fügte sie schnoddrig hinzu, für Gina ein Hinweis, mit den Zutaten sparsam zu sein.

»Heino ist vorn«, sagte sie, »bring ihm einen Kaffee, aber so, daß Bracke nichts merkt.«

»Ja, geht klar«, sagte Püppi. Sie kam mit Gina gut aus, eine Hand wusch die andere, für Brackes Hintermänner blieb noch genug Profit.

Gina schob ihr den Kaffee hin.

Püppi trug das duftende Getränk nach vorn, und Anni zeigte stumm zur Kammertür. Doch Siebling war eingeschlafen. Püppi musterte sein gedunsenes Gesicht. Heino atmete röchelnd und stank nach Fusel. Sie rümpfte angewidert die Nase. Sie hatte bisher an ihm geschätzt, daß er stets wußte, wann

er aufhören mußte zu trinken. Er kam jetzt häufig schon angetrunken in den KAKADU.

Puppi blickte achselzuckend auf den Schlafenden. Sie hütete sich, ihn zu wecken, und trug den Kaffee zu Anni in die Garderobe.

»Was ist bloß mit ihm los?« fragte Püppi und wies zur Kammer hin.

Anni und Alfons wechselten einen verständnisinnigen Blick, sagten aber nichts.

»Na, dann servus«, meinte Püppi und ging wieder zu ihren Gästen.

»So voll war er noch nie«, behauptete Anni.

»Seit der Konzach den Löffel abgegeben hat, säuft er«, sinnierte Alfons.

»Mit Gina stimmt es doch noch?« grübelte Anni.

»Nicht mehr lange, wenn er weiter so säuft«, brummte Alfons.

»Auf die Dauer läßt sich das keine Frau gefallen«, bestätigte sie.

In der Kammer polterte es, beide hoben lauschend den Kopf. Alfons stand auf und ging hinüber. Siebling war von der Pritsche gefallen, der Sturz hatte ihn ernüchtert, er rappelte sich empor.

»Du bist aber satt«, stellte Alfons sachlich fest.

»Mein Kopf«, murmelte Siebling, »mir fehlen laufende Meter Film!«

Alfons riet, den Rausch auszuschlafen. Doch Siebling wollte nach Hause, der Fußweg täte ihm gut. Sofern er unterwegs keine Prügel einfing, meinte Alfons lakonisch. Siebling blieb bei seinem Vorsatz.

Er strich das Haar aus der Stirn und taumelte zur Garderobe. Anni gab ihm seine Jacke, und Alfons brachte ihn zum Ausgang.

In der offenen Tür blieb Siebling stehen und sagte ernsthaft: »Wenn mir mal wa - was passiert, sag Keßler Bescheid!«

Alfons musterte ihn verblüfft. »Den Bullen? Was soll ich dem denn sagen?«

»Klatt war's!«

»Klatt?«

»Der Dicke, der mich damals sprechen wollte.«

»Der Halbseidene? Was liegt denn an?«

Siebling antwortete nicht, er murmelte einen Gruß und ging unsicher davon.

Alfons trat vor die Tür und blickte ihm nach. Die schemenhafte Gestalt verschwand im Schatten der Häuser.

Der himmelblaue Volkswagen mit der lustigen gelben Ente am Heck verließ die Hannoversche Fernstraße und bog in eine Nebenstraße ein. Hier lagen zu beiden Seiten Baumschulen und Gärtnereien. Plötzlich aber rollte aus einer Ausfahrt ein Volvo-Lastzug heraus. An der Seitenklappe prangte der Firmenname: »Fuhrbetrieb Herbert Weiß!«

»Hier ist es«, sagte Richard, der auf dem Beifahrerplatz saß. Gerda nahm Gas weg und trat die Bremse.

Das Anwesen wirkte solide, die Gebäude des ehemaligen Bauernhofes waren den neuen Bedürfnissen entsprechend umgebaut worden.

Die Einfahrt stand offen. Auf dem betonierten Hof stand kein Fahrzeugwrack herum, wie es bei Fuhrgeschäften oft der Fall war. Die ehemalige Scheune an der Rückseite des Hofes diente als Garage, dort fuhr ein Lkw vom gleichen Typ heraus, wie er ihnen eben begegnet war.

Gerda bog auf den Hof ein und ließ den Wagen ausrollen. Stolles stiegen aus und blickten sich suchend um, ein Schild wies zu dem Büro.

Richard brummte anerkennend. Sein Eindruck, daß man es mit einem soliden Unternehmen zu tun bekam, vertiefte sich.

Herbert Weiß kam den Besuchern an der Tür entgegen und führte sie in das Büro, das mehr einem repräsentativen Herrenzimmer glich mit dem eleganten Teppich und den wuchtigen geschnitzten Möbeln, die in keine Neubauwohnung paßten. Eine Glasvitrine war das einzige moderne Möbel, sie enthielt die vollständigste Match-Box-Sammlung, die Richard je gesehen hatte.

»Herr und Frau Stolle, nehme ich an?« fragte Weiß.

Die Besucher nickten und nahmen in den wuchtigen Klubsesseln Platz. Gerda Stolle kramte den Brief aus ihrer Handtasche, der als Absender das Firmenemblem trug, einen stilisierten Laster.

Die Zeitungsannonce »Probleme der Familienzusammenführung erledigen wir prompt und risikolos!« hatte Richard in der Sonntagsausgabe ihrer Zeitung entdeckt.

Er hatte an die Chiffre geschrieben, und der Fuhrbetrieb Herbert Weiß hatte geantwortet. Nun würde man sehen, ob man ins Geschäft kam.

Das Bürofenster reichte bis auf den Boden hinab, von seinem Schreibtisch aus konnte Weiß den Hof überblicken. Aus einer Garage rollte ein weißer Mercedes zu dem Waschplatz in der Hofecke, ein schlaksiger junger Mann stieg aus und begann, den Wagen zu waschen.

»'tschuldigen Sie«, sagte Weiß und öffnete einen der wuchtigen Fensterflügel. »Herr Fechner«, rief er, »erst gründlich abspritzen, ehe Sie mit dem Schwamm 'rangehen!«

Der junge Mann versicherte, daß er dies tun würde, und Weiß setzte sich wieder.

»Darf ich etwas anbieten? Vielleicht ein Täßchen Kaffee?« fragte er geschäftig. Stolles lehnten ab. Da kam er zur Sache: »Sie wollen also jemand aus der Zone 'rüberholen?«

Weiß hielt an der diffamierenden Bezeichnung für die DDR fest. Er glaubte sich so ins rechte Licht rücken zu können.

»Unsere Tochter«, bestätigte Gerda. Richard nickte.

Weiß ließ seinen Blick mitfühlend auf der Mutter ruhen. Es handelte sich um einen echten Fall von Familienzusammenführung. »Wie alt ist die junge Dame?«

»Achtzehn«, antwortete Gerda.

Weiß taxierte seine Kunden unverfroren. Die Frau donnerte sich zu jugendlich auf und trug ihr Vermögen zu protzig zur Schau. Stolles fuhren einen Volkswagen, schienen aber wohlhabend zu sein, ihr Brief war auf Firmenpapier geschrieben, so klein war das Restaurant wohl nicht. Wie kam ihre Tochter 'ruber zu den Kommunisten?

Gerda Stolle erriet seine Gedanken. »Unser Kind ist bei der Großmutter aufgewachsen. Nach ihrem Tod kam Ria ins Kinderheim.«

»Ah ja«, sagte Weiß teilnehmend und beschloß, den höchstmöglichen Preis herauszuholen. Ob Stolles überhaupt eine Vorstellung von den Kosten besaßen?

»Wie geht die Sache vonstatten?« fragte Richard.

»Mit einem Lastzug, der versiegelt im Transitverkehr fährt«, erklärte Weiß. »Sie werden verstehen«, fügte er hinzu, »daß Einzelheiten aus Sicherheitsgründen geheim bleiben müssen.«

Weiß ärgerte sich, daß Bortfelt mit dem Umbau des Mercedes-Lasters noch immer nicht fertig war. Vielleicht beteiligte er ihn und setzte dessen »Bombe« ein? Auf die Dauer war das Risiko mit einem Volvo zu hoch. Aus dieser Überlegung heraus fragte er: »Wie groß ist die junge Dame? Welche Statur?«

Richard legte seine Zigarre behutsam in die Aschenschale, eine fadendünne Rauchsäule stieg kräuselnd empor. Weiß fächelte sie mit der Hand fort.

»Wollen Sie unser Mädel etwa in einen Kofferraum stekken?« fragte Richard mißtrauisch.

Weiß winkte beschwichtigend ab. Er verstand sein Gegenüber. In letzter Zeit hatten die Zeitungen wiederholt von derartigen gescheiterten Unternehmungen geschrieben.

»Einssechzig groß, zierliche Gestalt«, beschrieb Gerda.

Die passende Figur für Bortfelts »Bombe«, dachte Weiß, aber viel Lust hatte er nicht, mit dem zu teilen. Bei der Statur fand die Kleine leicht eine Ritze zwischen dem Stückgut. Halb und halb war er entschlossen, das Geschäft allein zu machen.

»Kostenpunkt?« fragte Richard und paffte seine Zigarre. Er kannte den Kurs, der von den Schleusern gefordert wurde. Die Differenz zwischen oberer und unterer Grenze betrug einige Tausender. Richard schätzte Weiß als cleveren Geschäftsmann ein, der versuchen würde, den Höchstbetrag herauszuschlagen. Er irrte darin nicht, das bewies sein Gegenüber.

»Zwölf Mille«, sagte Weiß, als handele es sich um ein Trinkgeld.

Gerda erschrak und blickte rasch zu Richard hinüber. Der hatte unterwegs geäußert, zehntausend seien das Äußerste, mehr investiere er nicht. Der geschäftliche Slogan entsprach seiner Denkweise, er rechnete Gerda vor, daß Rias Einstand sich in zwei Jahren amortisierte. Als Haustochter stand ihr, im Hinblick auf die Erbschaft, lediglich ein monatliches Taschengeld zu. Daß er mit Ria weitergehende Pläne hatte, stand auf einem anderen Blatt.

»Zwölftausend?« Richard starrte Weiß ungläubig an. »Zwölftausend sind nicht drin.«

»Nein«, unterstützte Gerda ihn, »das ist entschieden zuviel!«

»Sie unterschätzen das Risiko«, erklärte Weiß.

»In Ihrer Annonce stand: prompt und risikolos!« konterte Richard.

Weiß biß sich auf die Lippen, erklärte aber, rasch gefaßt: »Sie wissen am besten, daß es keinen hundertprozentigen Alkohol gibt, und mit der Sicherheit ist es ebenso! Geht ein Volvo-Zug verschütt, dann sind hundert Riesen im Eimer!«

»Sie brauchen nur zehn Figuren 'rüberzuholen«, rechnete Stolle sachlich vor, »dann reicht es für einen neuen! Zehn mal zehntausend!«

»Wieso zehntausend?«

»Mehr zahlt keiner, das ist der Kurs!«

Weiß' Gesicht umschattete sich. Er antwortete kühl: »Ich weiß nicht, wer Ihnen ein solches Angebot gemacht hat, vielleicht jemand, der einen Schrotthaufen auf die Reise schickt. Dann ist das finanzielle Risiko nicht so groß. Bei mir fährt Ihre Tochter mit einem Volvo-Zug!«

»Sozusagen erster Klasse, was?« witzelte Richard. »Zehntausend, keine Mücke mehr«, schloß er.

»Tut mir leid, so kommen wir nicht ins Geschäft!«

Richard sah, daß Gerda enttäuscht war, trotzdem stemmte er sich an seinem Stock empor. Gerda erhob sich zögernder.

Er ärgerte sich, daß sie ihn kaum unterstützte. Im Gegenteil, ihr Gesicht verriet, wie sehr sie das Scheitern der Verhandlung bedauerte. Weiß entging es ebenfalls nicht, er geleitete Stolles zur Tür.

Hier erwartete Richard das Einlenken des Fuhrunternehmers, doch der blieb stumm.

Sie traten auf den Hof hinaus. Weiß meinte beiläufig: »Sie begehen einen Fehler, wenn Sie Ihre Tochter mit einem Schrotthaufen ausschleusen lassen, nur um lumpige tausend Mark zu sparen!«

Richard blieb stehen, drehte sich um und blickte Weiß forschend an. »Sagten Sie tausend Mark? Heißt das, Sie gehen auf elf 'runter?«

»Ausnahmsweise«, erklärte Weiß lächelnd, »und nur, weil es sich um Ihre Tochter handelt! Ich bin selbst Familienvater«, schloß er salbungsvoll, ergänzte dann jedoch geschäftsmäßig kühl: »Viertausend Anzahlung, Rest nach Erledigung des Auftrages!«

»Einverstanden«, erklärte Richard Stolle. Gerda legte eine Hand auf seinen Arm und drückte ihn dankbar. Alle drei kehrten um und gingen wieder ins Büro.

Stolles waren beeindruckt, wie perfekt Weiß alles handhabte. Sie schlossen einen Vertrag, und der Fuhrunternehmer quittierte die viertausend Mark. Von den fünfzig Einhundertmarkscheinen in ihrer Handtasche zählte Gerda flink vierzig auf den Tisch. Weiß sah, daß etwa zehn Scheine übrig blieben, und ärgerte sich, daß er nicht fünftausend Anzahlung gefordert hatte.

Richard unterschrieb den Vertrag. Gerichtsstand für beide Teile war das Amtsgericht in Hannover.

»Haben Sie das Familienfoto mitgebracht, um das ich gebeten habe?« fragte Weiß.

»Ach ja, das Foto«, sagte Gerda und kramte es aus ihrer Handtasche. Das Bild im Format sechs mal sechs hatte ein Gast mit seiner Spiegelreflexkamera aufgenommen. Richard stand am Bierhahn, sie posierte daneben in weißer Schürze.

Weiß nahm eine Schere und schnitt das Bild mittendurch, gab ihr die eine Hälfte und behielt die andere. »Schreiben Sie heute noch Ihrer Tochter in Thale und legen Sie die Fotohälfte 'rein, aber sonst keine Hinweise. Sobald alles vorbereitet ist, bekommt sie den Besuch eines Kuriers, der sich mit der anderen Fotohälfte ausweist.«

Das klang routiniert. Richard pfiff anerkennend.

Herbert Weiß begleitete Stolles abermals auf den Hof hinaus und tat diesmal so liebenswürdig, wie es gegenüber einem honorigen Kunden üblich war. Der Händedruck, mit dem er das Gastwirtsehepaar verabschiedete, fiel sogar herzlich aus.

Gerda legte den ersten Gang ein und ließ die Kupplung kommen. Richard rückte sich zurecht und knurrte ärgerlich: »Der Halsabschneider tut so, als sei es pure Menschlichkeit, wenn er uns das Weiße aus den Augen nimmt!«

Albert Mörsch trat in seine Stammkneipe Ecke Steinmetzstraße, drei Häuser von seiner Wohnung entfernt. Säuerlicher Bierdunst schlug ihm entgegen und abgestandener Tabakrauch. Er sah, daß sein Stammplatz noch frei war, der Tisch mit zwei Stühlen neben der Tür.

»Ein Bier, Gustav!« rief Mörsch.

Der glatzköpfige Budiker nickte freundlich und ließ den Bierhahn laufen. Der elektrische Ofen strahlte angenehme Wärme aus, Mörsch entledigte sich seiner Lederjacke und hing sie an den Wandhaken neben das Schild: »Achte selbst uff deine Pelle – überall jib's Unreelle!«

Vor dem Ofen lag Satan, ein schwarzer Schäferhundbastard, auf seiner Decke, öffnete ab und an blinzelnd ein Auge. Der Hund war auf den Mann dressiert und parierte seinem Herrn auf Pfiff. Gustav brachte das Bier, schob es Mörsch auf dem Pappdeckel über den Tisch und gab ihm die Hand.

»Pickel hat nach dir gefragt, Albert, er kommt noch mal!« sagte Gustav Bachulla. Hinter seinem Tresen schätzte man ihn auf einen Meter achtzig, kam er hervor, dann fehlten die

zwanzig Zentimeter, die der Tritt hinter der Theke hoch war. Gustav nahm zwei leere Gläser vom Tisch und schlurfte an den Tresen zurück. Er brachte nur Stammgästen das Bestellte an den Tisch, die andern mußten es sich holen.

Am Stehtisch lehnte ein Mann um die dreißig in einem kakaofarbigen Jeansanzug und einer dunkelbraunen, pelzgefütterten Jacke. Mörsch fühlte sich verstohlen aus den Augenwinkeln von ihm beobachtet.

Das Taxi fuhr Albert Mörsch kaum noch, Klatt hatte recht behalten. Seit er sich eingearbeitet hatte, verdiente er sein Geld angenehmer. Es sprach sich herum, daß man Mörsch täglich zur selben Zeit hier traf. Pickel hatte es sich überlegt, der brauchte Zaster, sonst hätte er nicht nach ihm gefragt. Pickel hatte als Bügler in seiner Konfektionsbude nur noch Kurzarbeit. Trotz der Ausgleichszahlung reichte es nicht für die Abzahlungsraten. Von Klatt hatte Mörsch einen Hunderter für den neuen Kurier bekommen.

Albert Mörsch trank sein Bier und beobachtete verstohlen den Gast am Stehtisch. Vielleicht war es einer von der Polizei? Gustav sollte lieber vorsichtiger sein. Er bekam gerade von einem Gast ein Paket über den Tresen geschoben. Gustav lüftete das Papier und musterte den Inhalt, dann nickte er und gab dem Gast einen Geldschein. Weiß der Kuckuck, was für Sore er da wieder eingehandelt hatte.

Bei Bachulla gab es alle denkbaren Gelegenheitskäufe, egal, ob ein Nerzmantel, ein gebrauchtes Fahrrad oder einen Revolver. Er sei auf den Nebenverdienst angewiesen, behauptete Gustav, seit der Hauswirt die Miete auf monatlich fünfhundert Mark hochgeschraubt hatte. Weitere dreihundert zahlte Gustav monatlich als Schutzgebühr an den Sparverein »Goldpfennig«. Lange hatte er sich dagegen gesträubt. Nachdem sein Lokal aber zweimal demoliert worden war, ohne daß die Polizei einen der Täter ermitteln konnte, zahlte er.

An einem Fenstertisch spielten drei Langhaarige Skat. Bei Tage benahmen sie sich gesittet, Mörsch wußte aber, daß man ihnen nachts besser nicht auf der Straße begegnete. Sie gingen

keiner geregelten Arbeit nach und besaßen dennoch Geld. An dem Tisch daneben saß ein aufgeschwemmter Mann Mitte Dreißig und starrte wortlos in sein Bierglas. Seine zierliche junge Frau neben ihm nippte an einem Eierlikör.

Von dem Tisch am Elektroofen erhob sich ein hagerer Endfünfziger, ging zur Theke und zahlte. Mörsch kannte den ambulanten Straßenhändler, zur Zeit verhökerte er in der Karl-Marx-Straße in Neukölln Patentdosenöffner. Der Händler trat zu dem Dicken und schob ihm einen Fünfzigmarkschein über den Tisch. Der Dicke steckte das Geld ein. Die junge Frau stand auf, gab ihrem Mann einen Kuß auf die Wange und folgte dem Händler.

Mörsch wußte, daß sie in die Wohnung gingen, schräg über die Straße, zweiter Hof, Seitenflügel, eine Treppe, Stube und Küche. Er wußte auch, daß die Wohnung blitzsauber war und niedlich eingerichtet. Im Wohn-Schlafzimmer stand eine fellbezogene Couch mit einem schrägen Spiegel an der Wand darüber. Und die kleine Frau verlangte, daß man sich vorher wusch.

Der Dicke holte phlegmatisch einen doppelten Wodka und ein frisches Bier von der Theke und blickte auf die immer vorgehende Uhr darüber. In einer halben Stunde war seine Frau wieder da. Mörsch grinste verächtlich. Dann schrak er auf. Neben seinem Tisch stand der Gast im kakaofarbenen Jeansanzug, hielt sein Bierglas in der Hand und lächelte verbindlich. »Herr Mörsch? Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

Mörsch nickte. Es war nicht ungewöhnlich, daß man seinen Namen kannte. Sein Job bestand ja jetzt darin, daß sich irgendwer zu ihm setzte und etwas Geschäftliches mit ihm besprach. Der junge Mann wirkte solide, seine Stimme klang sympathisch, Mörsch glaubte nicht, daß er einen Job als Kurier oder Schleuserfahrer suchte, so sah er nicht aus, eher wie ein Auftraggeber.

»Ich heiße Scholz«, sagte er, »Heino Scholz! Rudi Konzach war mein Kumpel. Er hat mir von Ihnen erzählt, Herr Mörsch, Sie fuhren ja dasselbe Taxi.«

Mörsch pfiff durch die Zähne und musterte den anderen genauer, solch einen Kumpel hätte er der Meerkatze nie zugetraut, denn, Pietät hin, Pietät her, Konzach war 'ne miese Type.

»Sie waren vorher Bierfahrer bei Kindl, stimmt's?« fragte Scholz.

»Stimmt«, bestätigte Mörsch. Aber was bedeutete das schon? Das wußten die meisten Gäste in der Kneipe. »Gustav, zwei Bier!« rief er und fragte danach erst: »Sie trinken doch eins mit?«

»Gern«, antwortete Heino Siebling, der es vorzog, unter falschem Namen aufzutreten.

Mörsch überlegte. Was dieser Scholz wohl von ihm wollte? Natürlich hing es mit Konzach zusammen. Er würde ihn enttäuschen müssen. Konzach war nie zugänglich gewesen. Von seinem Privatleben wußte er kaum etwas.

»Glauben Sie, daß Rudi wegen der fünfzig Mark umgelegt wurde?«

Mörsch wurde der Antwort enthoben. Gustav brachte die Biere und trug, unter den Arm geklemmt, das Paket in braunem Papier, das er gerade erworben hatte.

»Hast du Interesse, Albert? Sie müßte dir passen!« Gustav schlug das Papier auseinander und brachte eine neue Hose zum Vorschein. »Du kannst sie im Vereinszimmer probier'n!«

»Was soll sie kosten?« fragte Mörsch.

»Fuffzich«, sagte Gustav Bachulla, »halb jeschenkt!«

Mörsch winkte ab. »Nee, laß man!«

Der Verkäufer hatte einen einzelnen Geldschein bekommen, das konnte nur ein Zwanziger gewesen sein, denn Gustav verscheuerte die Ware ja nicht ohne Gewinn. Im Handumdrehen dreißig Mark zu verdienen, das gönnte er ihm nicht.

Bachulla bot die Hose den Skatspielern an, hatte aber auch dort kein Gluck. Mörsch erinnerte sich an die Frage seines Gegenübers.

»So stand es doch in der Zeitung«, sagte er, »für fünfzig Mark mußte er sterben.«

»Rudi hatte vor jemandem Angst«, behauptete Siebling.

»Angst? Hat er das gesagt?«

»Ja.«

Mörsch hob sein Glas und trank Siebling zu.

»Auf Schnaps kann ich verzichten«, erklärte Albert Mörsch, als er das Glas wieder absetzte, »aber mein Bier brauche ich. In der Brauerei lernt man das Biertrinken, wissen Sie, da kommt keiner drumrum. Wer verschenkt schon den Haustrunk, der nichts kostet? In den Jahren gewöhnt man sich an das Gesöff, und so halten sie einen bei der Stange.« Mörsch musterte Siebling. »Hat Konzach gesagt, vor wem er Angst hat?«

»Ja, vor seinem Boß!«

Mörsch starrte den anderen betroffen an.

Bachulla stellte im Radio Musik ein. Ein Arbeiter vom nahen Kohlenplatz kam herein und trat an den Stehtisch. Bachulla grüßte ihn mürrisch. »Setzen is' nich mit deine dreckige Klamotten. Ich krieg' sonst Ärger mit meine Gäste!«

»Schon gut«, murmelte der Kohlenträger, »een Wasserhahn für fünf Mann, da waschen wir uns lieber zu Hause.«

»Vor Klatt hat er Angst gehabt?« fragte Mörsch. Dann wurden sie abermals unterbrochen.

Ein unscheinbares hageres Männchen mit einem warzenähnlichen Pickel auf der zerfurchten Stirn kam herein und trat zögernd an Mörschs Tisch. »Störe ich?« fragte er.

»I wo, rücken Sie sich 'n Stuhl 'ran«, antwortete Mörsch und ergänzte: »Sie können offen reden, das is' 'n Kumpel von Konzach!«

»Ich hab' mir's überlegt, Herr Mörsch, ich mach's«, sagte Pickel.

»Na also«, meinte Mörsch, »ich sag' doch, das Geld liegt auf der Straße, man braucht es nur aufzuheben.« Er ließ drei Bier bringen und spielte den Gönner. Er fand sich überraschend schnell in seine Rolle hinein, für Klatt Mitarbeiter anzuwerben. Paulisch sei überhaupt nicht mehr auf Draht, behauptete Klatt, der brachte kaum noch Leute.

»Da wäre noch was«, sagte Pickel, der eigentlich Küfer hieß, »ich habe im Osten keine Verwandten! Wen soll ich da angeblich besuchen?«

Mörsch hob das Glas. »Kein Problem«, erklärte er dann. »Haben Sie schon mal 'n Skelett vom Saurier gesehen?«

Pickel starrte ihn betroffen an. »Nee!«

»Sehen Sie, das müssen Sie sich mal angucken. So hoch wie'n Haus, im Naturkundemuseum, drüben in der Invalidenstraße. Es gibt bei denen 'ne Menge Sehenswürdigkeiten. Und nebenbei besuchen Sie jemand und bestellen was, das ist alles! Hätte ich die Zeit, dann täte ich es selbst! Also«, schloß er, »morgen vormittag melden Sie sich bei Herrn Klatt!«

Pickel nickte, trank sein Bier aus und ging, nachdem er den Stuhl wieder ordentlich weggestellt hatte. Mörsch war überzeugt, einen brauchbaren Fang gemacht zu haben.

Der Betrieb in der Gaststätte nahm zu. Das abendliche Stoßgeschäft begann. Gertrud Bachulla, noch kleiner und korpulenter als Gustav, kam mit rosigen Schlafbäckchen nach vorn und füllte die Imbißvitrine auf mit Würstchen, Buletten und Sülzkoteletts. Das Hackfleisch bezogen sie billig von einem Fleischergesellen, der es mittags, wenn der Meister schlief, unter der Schürze über die Straße trug.

Ein Betrunkener torkelte schimpfend ins Lokal und rempelte gegen Mörschs Tisch. Der Hund sprang auf und bellte. Zwei der langhaarigen Skatspieler erhoben sich wortlos, versetzten dem Krakeeler ein paar Fausthiebe und warfen ihn vor die Tür. Das war Kundendienst vom Sparverein »Goldpfennig«, darin war man kulant. Bachulla spendierte eine Lage.

Siebling ignorierte die Szene und verzog keine Miene, meinte jedoch: »Ich unterhielte mich mit Ihnen gern mal ungestört!«

»Woruber?«

»Über Rudi Konzach. Wir waren Kumpel!«

»Das sagten Sie schon.«

»Ginge es morgen?«

»Leider nicht, ich fahre morgen in die BRD«, sagte Mörsch, »mit'n Bus!«

Zuerst hatte Mörsch nicht begriffen, was Klatt plante. Er kaufte auf verschiedenen Schrottplätzen drei Opel-Wracks, das Stück für dreihundert Mark, eines sogar auf Mörschs Namen. Seit Tagen fummelte ein Rentner an den Schrottkisten herum. Klatt meinte, sie brauchten nur für eine Fahrt fit zu sein, fur die Überführung in die BRD mit rotem Kennzeichen.

Mörsch hatte verdutzt gefragt, ob er etwa mit solchem Schrotthaufen fahren solle? Beileibe nicht, hatte Klatt geantwortet, Mörsch sei zu schade zum Verheizen! Klatt hatte tatsächlich »verheizen« gesagt! Die Sache besaß nämlich einen Haken. Auf der Transitstrecke, in der DDR, kletterte jemand in den Kofferraum und wurde herübergeschmuggelt.

»Und wenn die Grenzer kontrollieren?« hatte Mörsch gefragt.

»Dann haben wir Pech gehabt.«

»Sie fahren morgen in die BRD?« wiederholte Siebling.

»Ja, einen Wagen abholen.«

»Aus Dreibrück? Den Studebaker?«

Mörsch riß erstaunt die Augen auf und beugte sich über den Tisch. »Das wissen Sie?« fragte er verblüfft.

»Den sollte Rudi übernehmen, hat er mir erzählt.«

In Mörsch erlosch der letzte Funke Mißtrauen, im Gegenteil, er fühlte sich fast zu dem Fremden hingezogen. Konzach mußte ihm wahrhaftig vertraut haben.

»Ich wollte übermorgen nach Ülzen fahren«, sagte Siebling, der eben erst diesen Entschluß faßte, »na gut, fahre ich morgen!«

Doktor Scheffler hatte ihm vertraulich mitgeteilt, daß Bortfelt, der Fabrikant aus Dreibrück, sich zum Sprecher der Schleuserorganisationen gemacht hatte. Der Name war auch von Konzach genannt worden. Siebling beschloß, den Vorteil zu nutzen, daß Bortfelt ihn nicht persönlich kannte.

»Sie fahren morgen schon nach Ülzen?« fragte Mörsch.

»VW-Käfer, nicht sehr komfortabel, aber wenn Sie wollen,

kommen Sie mit, über Dreibrück ist es kein Umweg!«

Mörsch war einverstanden und neugierig, welche Absicht der andere verfolgte. Spielte der Detektiv? Es schien so, denn er fragte: »Sind Sie in der Mordsache verhört worden?«

»Klar, wir alle, aber 'rausgekommen ist dabei nichts!« Mörsch schwieg.

Die Tür ging auf, die kleine zierliche Frau kam zurück und setzte sich neben ihren dicken Mann. Der holte ihr einen Eierlikör.

Mörsch nahm sich vor, Konzachs Kumpel unterwegs von dem merkwürdigen Umstand zu berichten, den er sich nicht zusammenreimen konnte: Weshalb forderte Klatt bereits mittags, daß er Konzach unbedingt pünktlich abzulösen habe? Das war nie üblich.

Sie vereinbarten Zeit und Treffpunkt für den nächsten Tag und verabschiedeten sich mit Handschlag.

An der Theke wartete ein junger Mann darauf, Mörsch allein sprechen zu können. Kaum war Siebling fort, schob er sich an den Tisch und ließ sich unaufgefordert nieder. »'n Abend, Albert!« grüßte er.

Mörsch antwortete kühl. Fred Kinzel war nicht sein Fall. Er mochte dessen schmierige Vertraulichkeit nicht. Das war ein Nachteil seines neuen Jobs, daß er sich die Gesprächspartner nicht aussuchen konnte.

»Es ist soweit«, erklärte Kinzel, »Keule ist 'raus! Er hat mir geschrieben!«

Mörsch bestellte aus Gewohnheit zwei Biere, er spürte kaum, daß er schon einige getrunken hatte. Kinzel wollte seinen Bruder herüberholen und hatte bereits mit Klatt verhandelt.

»Viertausend Mücken Anzahlung verlangt er«, maulte Kinzel, »'n harter Schuh! Und wenn's schiefgeht, sagt Klatt, sind die Mäuse im Eimer, weil die Roten dann sein Auto beschlagnahmen!«

Albert Mörsch starrte Kinzel betroffen an. Der fragte unruhig: »Was denn, geht das nicht in Ordnung?«

»Doch, doch«, antwortete Mörsch schnell. Ihm war blitzartig klargeworden, was Klatt mit »verheizen« meinte. In Sekunden überschlug er dessen Rechnung:

Ein Schrott-Pkw kostete dreihundert Mark, hundert höchstens wendete Klatt auf, um das Auto für eine Fahrt aufzumotzen. Das waren vierhundert. Hundert bekam der Kurier, der drüben die Absprache traf, und höchstens hundert der Beamte, der das rote Überführungskennzeichen 'rausrückte. Das machte alles zusammen sechshundert Mark.

Kinzel zahlte aber viertausend Mark an, und er, Mörsch hatte schon jemanden angeheuert, dem Klatt fünfhundert Mäuse versprach für den Fall, daß er mit dem DDR-Bürger im Gepäckraum in Helmstedt ankam! Für Klatt ein weiteres Geschäft. Dann waren abermals sechstausend Mark fällig! Ob der Schleuser durchkam oder nicht, Klatt hatte sein Schäfchen im trockenen.

Mörsch fuhr mit dem Finger hinter seinen Hemdkragen. Das waren Summen! Was er von Klatt bekam, war dagegen ein Trinkgeld.

»Was ist mit dir, Albert?« fragte Kinzel.

»Was soll mit mir sein? Das Bier bekommt mir nicht, ich bin es angewärmt gewöhnt«, erklärte Mörsch.

»Mit dem war nicht zu reden«, behauptete Kinzel.

»Mit wem?« fragte Mörsch zerstreut.

»Mit dem ›Hai‹! Der verdient seinen Namen! Aber ich habe die Piepen beisammen, ich hole Keule 'rüber! Mit dem mache ich dann das große Geld, wirst sehen!«

Du Armleuchter, dachte Mörsch. Kinzel frisierte gestohlene Autos, die ein internationaler Ring ins Ausland verschob.

»Stell dir vor, Albert, 'n halbes Jahr haben sie ihm geschenkt. Auf Bewährung! Aber Gleisbaukolonne! Heini pötert mit seine sensiblen Finger jedes Sicherheitsschloß auf! Aber nach zwei Jahre Gleisbau sind seine Pfoten versaut! Da kriegt der keen Kastenschloß mehr mit 'n Haken uff! Und Wohnheim! In 'ner Brigade oder wie so'n Verein heißt! Nee du, da geht mir der Kleene kaputt! Ich hole ihn 'rüber. Hörst du überhaupt zu?«

Mörsch wischte mit der Hand übers Gesicht. Kinzels Gerede ging ihm auf die Nerven. Am liebsten hätte er gesagt: Laß die Finger davon, Klatt legt euch aufs Kreuz!

Aber dann ist meine Provision flöten, dachte er. Er goß sein Bier hinter. »Scheiße.«

»Wie meinst du'n das?« fragte Kinzel.

Mörsch sah ihn treuherzig an. »Ganz schön teuer, so 'ne Sache!«

»Stimmt! Ein Scheißspiel! Und viertausend Anzahlung und den Rest auf langsam. Mann, o Mann!«

»Ist dir deine Keule doch wert«, stichelte Mörsch.

»Für die Freiheit ist kein Preis zu hoch«, erklärte Kinzel feierlich.

»Das stand in der Bild-Zeitung«, sagte Mörsch.

»Bei uns ist auch nicht alles Gold, was glänzt. Manches ist echt beschissen«, meinte Kinzel. »Aber deine persönliche Freiheit hast du! Ob ich arbeite oder an meinen Zehen spiele, das interessiert niemand, solange ich meine Miete zahle und nicht auf Parkbänken penne!«

»Woher du die viertausend Mäuse håst«, sagte Mörsch, »danach fragt auch keiner, solange sie dich nicht erwischen! Frag mal den Schröder, was der sagt!« Er zeigte auf einen Mann, der an der Theke sein Bier trank.

»Der war bei Borsig Monteur! Er hat 'ne Protestresolution gegen den Vietnamkrieg verfaßt und Unterschriften gesammelt! Da haben sie ihn gefeuert! Aber ein erstklassiges Zeugnis hat er gekriegt. Tatsache! Ich hab's gelesen, so was von gut! Bloß überall, wo er's vorzeigt, sind die Stellen besetzt. Die Personalbosse haben ihre Geheimsprache, verstehst du? Da steht irgendwo verschlüsselt: Vorsicht! Politischer Aufwiegler! Jetzt stapelt er Apfelsinenkisten auf'm Fruchthof!« Mörsch schwieg.

Kinzel zuckte die Achseln. »Morgen früh bin ich bei Klatt, sag das dem Gauner!« Er trank sein Bier und ging.

In Dreibrück stand die Zeit still, fand Bortfelt. Er hielt es nie

länger als eine Woche aus. Dann zog es ihn in die Stadt unter Menschen, nach Hannover, nach Hamburg, am liebsten aber nach Berlin. Dort fühlte er sich zu Hause.

Nachts um zwei Uhr wachte er auf. Er tastete nach der Nachttischlampe, knipste sie an und blickte zu Susi hinüber. Dann legte er sich enttäuscht zurück. Susi war nicht da, die vierte Nacht schon nicht.

In ihrem Giebelzimmer stand jetzt eine Lichtdruckmaschine, ein handliches amerikanisches Modell, ein kleines Wunderwerk. Mister Gardner hatte Wort gehalten und die Beschaffung vermittelt. Der Preis war enorm gewesen, aber die Hälfte steuerte ein Bundesfonds dazu. Eine Woche hatte ein Techniker der Lieferfirma bei ihnen gewohnt und Susi in die Handhabung eingewiesen. Doch ihr fehlten einige Grundkenntnisse zur Herstellung erstklassiger »Nachdrucke«, so nannte sie die Fälschung von Dokumenten. Deshalb vermittelte sie Gardner zu einer »Spezialausbildung« nach Berlin.

Bortfelt löschte das Licht, wälzte sich umher und fand keinen Schlaf. Die Ungewißheit, mit wem Susi diese vierzehn Nächte verbrachte, beunruhigte ihn. Er stand auf, lief barfuß in die Küche und trank einen eisgekühlten Whisky. Auf dem Tisch häufte sich das schmutzige Geschirr. Die Frau aus dem Dorf, die Ehrentreichs empfohlen hatten, war vor drei Tagen krank geworden.

Bortfelt tapste gähnend zurück ins Bett. Bloß gut, dachte er, daß Frau Lachmann bald anfing. Er hob den Kopf und lauschte. Der Wind klapperte mit den Fensterladen. Irgendwo knarrte und knackte es immer in dem alten Fachwerkbau. Susi hat recht, ich schaffe mir einen Köter an, dachte er schläfrig.

Nach der Polizeiaktion hatte Bortfelt Konsequenzen gezogen. Das passierte ihm nicht noch einmal, daß die Polizei ihn so mir nichts, dir nichts überfiel. Was scherte es ihn, daß Klatt auf seinen Studebaker wartete und Weiß auf seinen Mercedes. Keinen Handschlag dafür, bevor nicht der Holzzaun stand, drei Meter hoch, fugendicht und mit Stacheldraht auf der Kante.

Die beiden Arbeiter und Volz schufteten zwei Wochen lang. Die Bretterstapel im Schuppen gingen drauf, Bortfelt ließ noch zwei Lastzuge voll aus Brinkbüttel anfahren. Dann wurde der Zaun mit penetrant stinkendem Karbolineum gestrichen, man roch es bis zu Ehrentreich.

Bortfelt schlief wieder ein und träumte gegen Morgen von einer toten grauen Katze, die ihm mit glasigen stumpfen Augen den Atem abpreßte.

Seine gute Laune war dahin. Tote Katzen bedeuteten nichts Gutes.

Er war allein im Haus. Die Arbeiter bummelten Überstunden ab, und Volz war mit dem Frühbus nach Ülzen gefahren.

Lustlos machte sich Bortfelt um sieben Uhr das Frühstück zurecht. Dabei ging der Toaster entzwei. Er briet Spiegeleier und aß pappiges Weißbrot mit Butter und Honig. Statt Kaffee zu brühen, trank er eine Flasche Bier. Danach kontrollierte er, ob der Querbalken am Hoftor von innen vorgelegt war, zog eine alte Hose an und ging in die Werkstatt.

Der Studebaker war endlich fertig, er stand da unter einer Plane.

Bortfelt nahm die Bretter von der Wand, die die zugemauerte Tür verdeckten, und begann mit Hammer und Meißel die Mauer aufzustemmen. Die schwere Arbeit war ungewohnt. Er hatte damals Zement in den Kalk gemischt und verwünschte jetzt den Einfall. Er schlug sich mit dem Hammer auf den Daumen und dachte sofort an die tote Katze. Der Daumen blutete, er verband ihn notdürftig.

Um halb zehn war das Mauerloch so groß, daß er hindurchkriechen konnte, doch da schrillte die elektrische Glocke, die Volz angelegt hatte. Bei dem grellen Ton zuckte Bortfelt zusammen. Unwillig unterbrach er seine Arbeit und lief zum Hoftor. Draußen stand Klaprusch und lächelte geheimnisvoll. Er trug eine Aktentasche so unter den Arm gepreßt, als enthielte sie eine Million in großen Scheinen.

Klaprusch trug wie immer einen grauen Anzug von uni-

formähnlichem Schnitt, er paßte zu seinem zur Bürste gestutzten eisengrauen Haaren.

»Störe ich, Herr Bortfelt?« Er staunte über dessen Aufzug. Den Fabrikanten aus Dreibrück kannte er nur in einwandfreier, wenn auch etwas zu auffälliger Garderobe.

Bortfelt führte den Besucher in die Diele, er entschuldigte sich, das Zimmer sei noch nicht aufgeräumt.

Indirekt beantwortete er Klapruschs Frage. »Ich baue an einer Maschine, sie soll morgen wieder laufen. Was gibt es denn, Herr Klaprusch?«

»Ich verschwinde gleich wieder«, versprach der Besucher und beugte sich geheimnisvoll vor. »Bei uns ist eingebrochen worden, Herr Bortfelt!«

»Im Landratsamt? Wirklich? Wann denn?«

»Letzte Nacht. Die Kripo war schon da!« Klaprusch rutschte auf seinem Stuhl noch weiter vor und erklärte bedeutungsvoll: »Ich habe den Einbruch entdeckt! Er galt der Gebührenkasse! Kriminaloberinspektor Lindemann vermutet, daß Anarchisten-Gruppen dahinterstecken! Außer zweitausend Mark fehlen Gebührenmarken, Dienstsiegel und – Blankopässe!«

Bortfelt wurde hellhörig. »Mann Gottes, so eine Gelegenheit!« erklärte er heiser.

Klaprusch grinste verschmitzt. »Das dachte ich auch. Sie wissen, mit Jahresende gehe ich in Pension!«

Er entnahm seiner Aktentasche einen prallen Briefumschlag. Er enthielt ein Dutzend Blanko-Reisepässe und ebenso viele Personalausweise. Aus einem grauen Leinentuch wickelte er behutsam drei Dienstsiegel. »Unbekannter Einbrecher«, murmelte Klaprusch, »möge man dich nie erwischen!« Er schob alles über den Tisch zu Bortfelt hin.

Der war wie elektrisiert, Lindemann bearbeitete den Fall, das war ein gutes Omen! Was hieß hier tote Katze! Er trug alles ins Wohnzimmer hinüber und überlegte, wie er Klaprusch belohnen sollte. Ob er ihm Geld anbot? Er nahm die Kassette, die stets einige tausend Mark Bargeld enthielt, mit in die Diele,

setzte sich und schloß den stählernen Behälter auf.

»Ich weiß nicht«, fragte er, »darf ich mich erkenntlich zeigen?« Er hob vielversprechend den Deckel. Klapruschs Gesicht überzog feine Röte.

»Herr Bortfelt«, sagte er gekränkt, »doch nicht etwa Geld?«

Bortfelt hielt bereits ein Dutzend Hundertmarkscheine in der Hand und legte sie rasch wieder zurück.

»Es ist wenig genug, was ich für unsere gemeinsame Sache tun kann«, erklärte Klaprusch seufzend. Er erhob sich steif.

Bortfelt trat zu ihm und schloß ihn bewegt in die Arme.

»Solange sich Männer zu gemeinsamem Handeln für unsere deutsche Sache zusammenfinden«, erklärte Klaprusch feierlich, »solange ist unser deutsches Vaterland nicht verloren!« Er legte theatralisch seine Rechte auf das Herz. »Alles für Deutschland!«

Idiot, dachte Bortfelt, doch er antwortete genauso verschwörerisch: »Alles für Deutschland!«

»Wir sind ein kleiner Kreis aufrechter Männer, Herr Bortfelt! Einmal im Monat treffen wir uns zur Traditionspflege. Ich bin beauftragt, Sie zur nächsten Zusammenkunft herzlich einzuladen!«

»Ich nehme dankbar an«, versicherte Bortfelt spontan und meinte es ehrlich. Vielleicht gab es dort noch mehr solcher Typen in wichtigen Positionen?

Als Klaprusch gegangen war, vergrößerte Bortfelt das Wandloch noch weiter.

Pünktlich um zehn Uhr hupte es vor dem Tor. Der Kastenlieferwagen aus Hamburg war angekommen.

Der Fahrer, ein fetter Grieche mit pomadisiertem schwarzem Haar und mehreren Brillantringen an den Fingern, wartete, bis Bortfelt das Hoftor geöffnet hatte. Dann fuhr er in das Anwesen und rückwärts in die Werkstatt hinein.

»Na, Siggi, wie geht es dir?« fragte der Grieche mit starkem Akzent. Er stammte von der Insel Kreta und hörte auf einen unaussprechlichen Namen, von dem sich Bortfelt nur die letzten drei Silben merken konnte. »Dopulos«. Vor fünf

Jahren hatte er seine gesamte Habe in einem Pappkarton bei sich, inzwischen bewohnte er eine Villa in der Rotenbaumchaussee in Hamburg.

»Hast du die Mäuse mit?« fragte Bortfelt.

Der Grieche sah sich interessiert in der Werkstatt um. »Erst gucken«, erklärte er dann.

Bortfelt steckte eine Kabellampe in den Schukostecker und kroch durch das Mauerloch. Dahinter roch es muffig und feucht. Er erschrak. Dutzende Kakerlaken flüchteten vor dem grellen Schein. Die Wände glänzten naß. Von der Decke hingen Spinnenweben herab. Bortfelt spürte ein ungutes Gefühl in sich aufsteigen. In der Ecke lagen unter einem Haufen leerer Säcke drei stattliche Bündel, in Zellophanplanen verschnürt. Als er sie vor einem Jahr hier deponierte, war der Kellerraum knochentrocken gewesen.

Bortfelt zerrte die Bündel zum Mauerloch. Sie paßten gerade hindurch, Dopulos nahm sie in Empfang und schnupperte angewidert. Bortfelt zerschnitt die Schnüre und schlug die Kunststoffplane auseinander. Dopulos beugte sich über die Rohfelle und fertigen Rauchwaren.

Dann lachte er hysterisch. »Mist! Du verstehst? Scheiße! Kaputt! Dreck!« Es folgten unverständliche griechische Flüche. »Dafür fahre ich von Hamburg her!« tobte der Grieche.

Bortfelt strich mit der Hand über die Felle, die Haare lösten sich und plusterten durch die Luft. Kein einziges Stück machte eine Ausnahme. Er sank auf einen Hocker.

Dopulos jammerte um den entgangenen Fischzug.

Siebzigtausend hatte die Versicherung dem Kürschner bezahlt, zwanzig sollte Dopulos ausspucken. Er hätte das Loch nicht zumauern dürfen oder für eine andere Luftzufuhr sorgen müssen, dachte Bortfelt deprimiert. Die tote Katze hatte ihm doch Unglück gebracht. Es war niederschmetternd. Das Diebesgut mußte verbrannt oder vergraben werden.

Dopulos fuhr fluchend davon.

Was würde Klatt dazu sagen? Der hatte seinem Kalfaktor

aus dem Tegeler Knast einen Anteil versprochen.

Lustlos beseitigte Bortfelt die Spuren des Mauerdurchbruches, ruhrte Kalk an, paßte die Steine wieder ein und verschmierte die Fugen. Die vergammelten Pelze mußten verschwinden, bis auf Klatts Anteil, den wickelte er wieder in die Folie ein und legte das Bündel in den Studebaker. Darüber wurde es Mittag. Er heizte den Werkstattofen und begann, die Pelze zu verbrennen. Der Wind blies den übelriechenden Qualm ins Dorf.

Der Gastwirt Ehrentreich brachte den beiden Herren, die mit einem Volkswagen gekommen waren, zwei Schlachteplatten an den Fenstertisch. Er starrte ungehalten nach draußen und schloß den offenen Flügel.

»Tagelang stinkt das nach dem Tüges, das Herr Bortfelt auf seinen Zaun gepinselt hat«, empörte sich Ehrentreich, »und jetzt verbrennt er Lumpen!«

Die Herren aus Berlin schnupperten und widmeten sich dann ihren Portionen. Unterwegs waren sie sich näher gekommen.

Heino Siebling hob sein Glas. »Prost, Albert!«

»Auf dein Wohl«, erwiderte der, strich Senf auf das fette Wellfleisch und nahm das begonnene Gespräch wieder auf: »Ich sage dir, wenn einer etwas weiß, dann ist es Paulisch! Zwischen Klatt und Paulisch stimmt es nicht mehr!«

Mörsch schob den leeren Teller von sich. »Ihr von der Zeitung seid kalt wie die Hundeschnauzen, dachte ich immer, euch interessiert an einer Story nur, wieviel Geld mit ihr zu machen ist. Die menschlichen Tragödien, die dahinterstecken, jucken euch nicht, dachte ich!« Mörsch brach ab und trank sein Bier.

Ehrentreich kam lautlos herbei und erkundigte sich nach weiteren Wünschen. Die Berliner bestellten Kaffee.

»Daß du Konzach nicht einfach abschreibst, das gefällt mir!« sagte Mörsch.

Heino Siebling schwieg.

Um die gleiche Zeit rief Klatt bei Bortfelt an und fragte, ob Mörsch schon angekommen sei. Die Verständigung war schlecht, Bortfelt schrie in den Hörer, daß die Membrane klirrte.

»Ich bin unser Zeug nicht losgeworden«, rief er.

»Nicht? Wieso nicht?« fragte Klatt.

Bortfelt untertrieb. »Die Qualität hat gelitten. Ich habe dein Paket ins Auto gelegt, hörst du?«

Bortfelts Laune hatte sich gebessert. Klatts Gesicht hätte er gern gesehen, wenn der die vergammelte Ware in die Hand nahm. Er grinste schadenfroh, seine eigene Enttäuschung hatte er fast überwunden.

Nach dem Kaffee brachen Mörsch und Siebling auf. Der Journalist wollte auf einem Rastplatz bei Helmstedt warten. Er war neugierig, wie Bortfelts Container funktionierten.

Mörsch lief durch das kahle Birkenwäldchen zur Stellmacherei. Je näher er kam, um so kräftiger mengte sich in den beißenden Qualm der Geruch vom Karbolineum. Er stand vor dem neuen Bretterzaun und drückte auf die Klingel neben der Pforte. Nichts rührte sich. Die Stille wirkte befremdlich. Er hörte auch keine Schritte. Doch unversehens klackte der Riegel. Die Tür wurde geöffnet, er stand Bortfelt gegenüber und erinnerte sich, den dicken Boxer bei Klatt schon gesehen zu haben.

Bortfelt erkannte Mörsch ebenfalls und fragte nach der knappen Begrüßung: »Sie sind doch 'n Fahrer von Klatt?«

Mörsch nickte. Den Brief, mit dem er sich ausweisen sollte, brauchte er gar nicht. Sie liefen über den ausgedehnten Hofplatz. Mörsch begutachtete den Straßenkreuzer und machte sich mit ihm vertraut. Der Motor sprang sofort an, aber er klang nicht vertrauenerweckend.

»Den Schlitten streichelt jeder Tankstellenpächter, der schluckt wie'n Gulli«, sagte Bortfelt.

Mörsch zeigte auf den Schornstein. »Verheizen Sie Lumpen? Das stinkt ja kilometerweit!«

Bortfelt starrte ihn verblüfft an. Daß er daran nicht gedacht hatte! Noch ein paar Felle, dann war alles vernichtet. »Im Kofferraum liegt 'n Paket für Herrn Klatt«, sagte er beiläufig.

Mörsch hielt sich nicht lange auf. Er fuhr los und bog aus dem Schmiedeweg in die Dorfstraße ein. Der schwere Wagen reagierte unhandlicher als das Mercedes-Taxi.

Vor dem »Gasthof Deutsche Eiche« hielt der Linienbus. Eine junge Frau stieg aus und sah sich suchend um. Sie trug eine Tasche und einen Koffer. Sie scheint hier fremd, dachte Mörsch.

Bortfelt verrammelte das Hoftor wieder und schob die letzten Felle in den Ofen. Als er die Haare zusammenkehrte, läutete es. Schickten die Dreibrücker ihm den Dorfpolizisten Ringel auf den Hals? Es stank wahrhaftig bestialisch. Es läutete wieder, doch Bortfelt ließ sich Zeit. Er brauchte einen Türspion, irgendeine raffinierte Optik, damit er unbemerkt beobachten konnte.

Er riß die Ofentür auf, stocherte in der Glut, warf eine Schaufel Hobelspäne ins Feuer und schüttete, einer plötzlichen Eingebung folgend, Putzlumpen neben dem Ofen aus. Danach erst lief er zur Hoftür und öffnete.

»Gott sei Dank«, sagte Gerda Lachmann, »ich dachte schon, es ist keiner da.«

Bortfelt starrte sie betroffen an. Dann erst sah er ihren Koffer und die Tasche. »Frau Lachmann?«

Gerda nickte und hob ihr Gepäck auf. Er dachte nicht daran, es zu tragen. Schließlich war sie eine bezahlte Arbeitskraft.

»Ich dachte, Sie kommen erst morgen«, sagte er und führte sie ins Haus.

Bortfelt war angenehm überrascht. Frau Lachmann wirkte jünger als dreißig und besaß eine ansprechende Figur. Wieso hatte Weiß gesagt, sie sei schön wie ein Boskop im März?

»Kommen Sie«, sagte Bortfelt, »das ist Ihr Zimmer!« Susi wird Augen machen, dachte er, und öffnete die Tür.

Gerda Lachmann sah sich um. Der Raum gefiel ihr, sie liebte rustikale Möbel. Sobald feststand, daß sie blieb, würde sie ein

paar von ihren Möbeln herholen, die Weiß auf seinem Speicher verwahrte.

»Sie sind nicht verheiratet, sagte Herr Weiß?«

»Bin ich nicht«, Bortfelt grinste, »aber trotzdem beweibt.«

»Ich weiß«, sagte sie, »zeigen Sie mir die Küche.«

Er ging voraus. Die Küche hielt jedem Vergleich stand. »Zur Zeit bin ich Strohwitwer«, erklärte er.

»Das sieht man«, antwortete Gerda Lachmann und deutete auf das schmutzige Geschirr. »Haben Sie noch was im Schrank?«

Ihre Unverblümtheit verblüffte Bortfelt.

»Die Zimmer möchte ich auch noch sehen«, sagte sie. Bortfelt nickte und erklärte, daß man vorerst nur ein Wohn-Schlafzimmer benutze und seine Freundin das Giebelzimmer selbst in Ordnung bringe.

»Um so besser«, gab sie zurück. Sie brauchte eine Stunde, um den Raum wohnlich herzurichten und den Spannteppich zu saugen. Auch die Küche blitzte wenig später sauber. Die Frau schien eine Perle zu sein.

Gegen vier Uhr brachte sie Kaffee und Kekse. Sie entschuldigte sich. Anderes Gebäck hatte sie nicht gefunden, morgen würde sie backen. Er verlangte, daß sie ein Gedeck für sich holte.

»Wir essen gemeinsam, Frau Lachmann«, bestimmte er, »auch wenn Susi da ist.«

»Na schön«, meinte sie, »warten wir ab, ob es gut geht.« Sie deutete auf die Whiskykaraffe und ein benutztes Glas. »Trinken Sie am Tage? Gesund ist das nicht. Lachmann trank höchstens abends ein Bier, wenn er nicht zeitig fahren mußte.«

»Trinken Sie denn nicht?« fragte er.

»Sekt«, antwortete sie, »er braucht gar nicht teuer zu sein, Hauptsache, er kribbelt schön. Aber wann hat es mal dazu gereicht?«

Sie fragte, was er zum Abendbrot essen wolle, und er wünschte Rührei mit Speck. Da lachte sie. »Lachmann hat das auch immer gegessen.«

»Sie sprechen von Ihrem Mann wie von einem Verstorbenen«, erklärte Bortfelt unangenehm berührt.

Sie legte gerade ein frisches Tischtuch auf. »Zehn Jahre kriegt er bestimmt. Das ist wie gestorben!« Nach einer Pause ergänzte sie: »Ich weiß, daß es brutal klingt, aber ich mache mir nie etwas vor.« Da er stumm blieb, schloß sie: »Er war zwanzig Jahre älter als ich, richtig zusammen gelebt haben wir nie, er war ja dauernd unterwegs.«

Nach dem Abendbrot holte er eine Flasche Sekt aus dem Keller, um ihren Einstand zu feiern.

Sie räumte das Geschirr ab und trug das Tablett hinaus. Sie blieb lange fort. Im Bad rauschte die Dusche.

Er knipste die Deckenlampe aus und ließ nur die Stehlampe brennen.

Als Gerda Lachmann dann wieder ins Zimmer trat, trug sie ein rostbraunes gehäkeltes Kleid. Offenes Haar fiel leicht gewellt auf ihre Schultern.

Der Sekt wurde rasch warm, aber er schmeckte ihr. Es war eine teure Sorte.

Bortfelt zerrte am Hemdkragen, er saß auf der Couch. Sie kauerte im Sessel gegenüber. Plötzlich sagte sie heiser: »Sie gucken mich an, als wollten Sie mich ausziehen! Kann ich noch ein Glas haben?«

Er schluckte konsterniert und schenkte ihr ein. Sie trank das Glas in einem Zug leer, stellte es behutsam auf den Tisch, erhob sich und trat dicht vor ihn hin. »Darunter bin ich nackt!«

Seine Hände glitten unter das Kleid und zogen die Frau herab.

Später fragte sie, ob sie gehen oder bei ihm schlafen solle.

Er lachte. »Dachtest du, das war alles?«

»Solche Männer mag ich. Ich habe es dir gleich angesehen!« Er löschte das Licht und fragte im Dunkeln: »Wolltest du gleich die erste Nacht mit mir schlafen?«

»Ja. Ich hatte lange keinen Mann, hast du es nicht gemerkt?«

»Und ob.«

Er glaubte schon, sie schliefe, da sagte sie: »Nächste Woche

fahre ich einen Tag in den Osten, nach Thale, für Weiß. Ich soll da was bestellen.«

»Du? Als Kurier für Weiß?« fragte er ungehalten.

»Ich habe es ihm versprochen. Das eine Mal nur.«

Oberleutnant Schneider zeigte auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch. »Setzen Sie sich, Frau Hänsel!«

Sie ließ sich zögernd nieder.

Schneider räusperte sich. »Sie haben einige Tage Zeit gehabt, über alles nachzudenken. Sind Sie zu neuen Erkenntnissen gelangt?«

»Neue Erkenntnisse?« wiederholte Erna Hänsel und schüttelte den Kopf. »Nein, Herr Schneider! Ich habe von Anfang an zugegeben, daß ich von dem gefälschten Ausweis wußte! Ich muß von allen guten Geistern verlassen gewesen sein, als ich mich darauf einließ«, erklärte sie düster. Es war alles klar, sie hielt es sich in den schlaflosen Nächten immer wieder vor. Wollte Oberleutnant Schneider seine Vorwürfe wiederholen? Dann dachte sie: Paulisch! Sie haben Paulisch gefaßt und stellen mich ihm gegenüber.

»Wie oft hat Paulisch Sie besucht, Frau Hänsel?« fragte Oberleutnant Schneider.

Na also, dachte sie, es geht um ihn. »Zehn-, zwölfmal«, antwortete sie, »er tat immer so, als wollte er nur den Kaffee und die Schokolade abgeben, aber ...« Sie verstummte.

»Aber dann rückte er mit dem Zweck seines Besuches heraus!« ergänzte Schneider.

»Ja. Mein Bruder ließ grüßen, und ich möchte doch Konzach den Wartburg borgen! Verstehen Sie doch«, fügte sie drängender hinzu, »was konnte ich dagegen sagen, wo er mir das Auto geschenkt hat!«

Oberleutnant Schneider ließ die Hände übereinandergelegt auf dem Schreibtisch ruhen. Obwohl kein Tonband lief, machte er keine Notizen. »Sie haben neulich gesagt: Mein Bruder verschenkt nichts, ohne dafür etwas zu fordern!«

»Das stimmt«, bestätigte Erna Hänsel.

»Bei dem Wert seines Geschenkes mußten Sie wissen, wie groß der Nutzen für ihn war! Wußten Sie nicht, daß er Chef einer Menschenhändlerorganisation ist?«

Sie schüttelte gequält den Kopf. Wozu fragte er das noch einmal? Sie hatten doch schon lang und breit darüber gesprochen, und die Beweise, die Schneider ihr vorlegte, ließen keinen Zweifel zu. Manfred war schon als Siebzehnjähriger mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Er hatte sich nicht an die Normen gesellschaftlichen Zusammenlebens gehalten und war dann beizeiten in den Westen gegangen.

Schneider sah sie eindringlich an. »Wie würden Sie sich verhalten, Frau Hänsel, wenn Ihr Bruder heute mit dem gleichen Ansinnen an Sie heranträte?«

Sie blickte ihn unsicher an, wußte nicht, wohin seine Frage zielte, und antwortete zögernd: »Dafür gäbe ich mich nie mehr her!«

»Reden wir offen miteinander. Nehmen wir an, Paulisch oder ein anderer Beauftragter Ihres Bruders verlangt Ihre Unterstützung bei einem neuen Verbrechen. Wie würden Sie sich verhalten?«

»Manne wird sich hüten«, wich sie aus, »ich habe ihm sagen lassen, daß ich von seiner Bande keinen mehr sehen will. Das Auto ist ja auch beschlagnahmt worden.«

»Das weiß Ihr Bruder nicht. Paulisch hat ihm zwar berichtet, daß Sie Konzachs DPA zerrissen haben, das hält er für eine momentane Verärgerung.« Nach einer Pause fügte Schneider hinzu: »Eine Verärgerung darüber, daß er Sie für dumm verkauft und nicht eingeweiht hat! Das spricht doch für Sie, Frau Hänsel!«

Sie zuckte die Schultern. Der Oberleutnant sagte das, als mache er ihr ein Kompliment. Aber was änderte das an der Tatsache? Was wollte er? Schneider erriet wohl ihre Gedanken, denn er beugte sich vor und sagte: »Sie sind unwissend da hineingeraten. Das entbindet Sie zwar nicht von Ihrer Verantwortung, aber für die Sicherheit unseres Staates sind Sie keine Gefahr! Gefährlich sind Leute vom Schlage

Paulischs! Die lassen nicht nach, uns zu schädigen und durch den verbrecherischen Menschenhandel unsere Wirtschaft zu sabotieren! Wollen Sie helfen, diese Ganoven unschädlich zu machen?«

Die Frage verschlug ihr die Sprache. Sie hätte nie darum zu bitten gewagt, eine Gelegenheit zur Wiedergutmachung zu bekommen. Nun bot Schneider sie ihr an?

»Sofort, Herr Schneider«, erklärte sie fest.

Der Oberleutnant nickte. »Gut, ich habe nichts anderes erwartet. Ihr Bruder wird sich mit Ihnen in Verbindung setzen, er will ja wissen, ob Ihr Bescheid endgültig ist oder ob er noch mit dem Wartburg rechnen kann.«

Erna Hänsel wurde es trocken im Hals. »Was soll ich ihm denn sagen? Bestimmt hat er schon angerufen!«

»Zweimal«, bestätigte Schneider, »beide Male war Ihr Mann am Apparat und hat ihm gesagt, daß Sie zu einem Lehrgang delegiert sind!«

»Na so was«, sie schluckte verblüfft.

»Machen Sie Ihrem Bruder klar, daß Sie wütend sind, weil er den Zweck von Konzachs Besuch verheimlicht hat, um das Geld allein einzustreichen! Die Sprache versteht er. Und nun besprechen wir die Einzelheiten!« erklärte Schneider.

Das Motorrad nahm knatternd die Steigung der Hangstraße und hielt vor Frau Wächters Häuschen. Ria Brinkmann sprang vom Sozius. Sie fröstelte. Ein feuchtkalter Wind blies vom Hexentanzplatz herab.

Günter nahm ihre Hand. »Um sieben, abgemacht?«

Ria beugte sich vor und küßte ihn flüchtig, mochten die Nachbarn es sehen, sie wußten, daß sie ihren Freund manchmal mit hinaufnahm. »Um sieben«, sagte sie, »ist gut.«

Ria trat in den Hausflur. Frau Wächter wartete schon auf sie. Die Wirtin trug ihre Besuchsschürze, die sie überstreifte, wenn unverhofft jemand kam. »Besuch, Kindchen«, sagte sie und öffnete einladend die Wohnzimmertür.

Im Zimmer saß eine junge Frau bei einer Tasse Kaffee, die

bot Frau Wächter nicht jedem an. Daneben stand die Keksdose.

Rias Herz klopfte rascher. Sie ahnte, wer die Besucherin war.

Die junge Frau trank ihre Tasse leer, ergriff ihre Tasche und kam mit energischen Schritten zur Tür. Sie schob sich an Frau Wächter vorbei und bedankte sich dafür, daß sie auf Fräulein Brinkmann warten durfte.

»Sie können bei mir ungestört reden«, sagte Frau Wächter enttäuscht.

»Guten Tag, Fräulein Brinkmann!« Die Besucherin gab ihr die Hand. Ria nahm sie zögernd. »Ich heiße Behling, Gerda Behling! Eine Bekannte Ihrer Mutter!«

»Ach, wirklich?« Ria tat erfreut.

Sie stiegen nebeneinander die Treppe empor, und die junge Frau sagte: »Ich soll Grüße bestellen und sehen, wie es Ihnen geht!«

Ria ahnte, daß es lediglich für ihre Wirtin bestimmt war. Gerda Behling blieb im Zimmer an der Tür stehen und lauschte, aber Ria wehrte ab. »Frau Wächter horcht nicht.«

»Na schön«, meinte die Besucherin und kramte ein zerrissenes Foto aus ihrer Tasche. Mutter posierte darauf in weißer Schürze hinter der Theke. Ria legte das Bild auf den Tisch. Vor drei Tagen war ein Brief von Mutter gekommen, darin lag Richards Foto. Ria suchte die Bildhälfte heraus und legte sie neben die andere, beide paßten aneinander.

»Natürlich kenne ich Ihre Mutter nicht«, sagte die Besucherin. »Ich heiße auch nicht Behling, aber das nur nebenbei.«

»Setzen Sie sich«, bat Ria.

Die Frau nahm in dem Sessel Platz, den auch Richard benutzt hatte, Ria setzte sich auf die Liege. »Dann kennen Sie Herrn Stolle wohl auch nicht?«

»Natürlich nicht«, antwortete die Frau und zeigte auf Rias Fotohälfte. »Ist er das?«

»Ja«, erklärte sie, »mein Stiefvater.«

Gerda Behling blickte sich ungeniert um. »Hübsch haben Sie's! Und fürs Herz ist auch gesorgt! Das war er doch, der Sie mit dem Motorrad brachte?« Bevor Ria antwortete, ergänzte sie: »Das alles wollen Sie im Stich lassen?«

Ria starrte sie verblüfft an. Sie hatte bisher kaum gedacht, wie sehr sie schon in Thale heimisch geworden war, den herrlichen Ausblick aus dem Fenster würde sie bestimmt vermissen.

Das Restaurant in Hannover lag in einer engen Straße mit Durchgangsverkehr, hatte Mutter gesagt. Die Wohnung befand sich im ersten Stock, und am Tage konnte man des Lärms wegen kein Fenster öffnen. Da war Ria besser dran mit dem kleinen Zimmer, es ging zwar auf den Hofschacht hinaus, war dafür aber ruhiger.

»Du riechst dann, was sie in der Küche brutzeln«, hatte Richard hinzugefügt, »die liegt darunter.«

Ria fand den Witz nicht komisch, sie schätzte Küchengerüche gar nicht.

»Was heißt im Stich lassen?« wiederholte sie. »Meine Mutter braucht mich, und später übernehme ich mal das Lokal!«

»Später, so?« fragte die Besucherin.

»Wie meinen Sie das?« fragte Ria. Der spöttische Blick der jungen Frau mißfiel ihr.

»Das gibt doch Scherben, Fräulein Brinkmann! Das fühlt 'n Blinder mit'n Krückstock! Stiefvater! Bei Ihrer Figur! Sehen Sie, nun werden Sie rot! Ihre Nase ist ein bißchen groß, aber das übersieht ein Mann, wenn es sonst genug zu gucken gibt. Ich spreche aus Erfahrung, vielleicht nützt sie Ihnen was? Mich hätten Sie sehen sollen, als ich noch Butter und Käse gegessen habe! Mein Gesicht – wie 'n Streuselkuchen! Trotzdem kriegte ich jeden Mann, den ich haben wollte. Sagte nur, mein Körper hat 'ne Pfirsichhaut! Dann waren sie neugierig, ob es stimmt!«

Ria blieb hartnäckig. »Wie meinten Sie Ihr ›später‹?«

Die Besucherin lehnte sich zurück, schlug die wohlgeform-

ten Beine übereinander und blickte kühl und abschätzend auf Ria.

»Sie sind nicht der Typ, der bis später wartet, wenn er etwas bald haben kann«, erklärte sie sachlich.

Die Offenheit verschlug Ria den Atem. Gerda Behling sprach ihre geheimsten Gedanken aus. In einem ihrer Tagträume saß Ria am Bett der Mutter, mit der es sichtbar zu Ende ging, und daneben stand Richard. Mutter legte die Hände ihrer Tochter in die Richards und bat ihn, sie nach schicklicher Trauerzeit zu heiraten. Die Szene war so ergreifend, daß ihr jedesmal die Augen feucht wurden. Dabei erschreckte es sie, wie wenig Trauer sie um die Mutter empfand, die Entfremdung seit der Kinderzeit war nicht zu überwinden.

»Sie sind ja verrückt«, erklärte Ria heftig.

Die Besucherin nahm den Ausbruch nicht übel, sondern meinte obenhin: »Sie haben recht, was geht es mich an? Außerdem ist er zu alt für Sie. Wenn diese Knaben in die Fünfziger kommen, bauen sie ab! Ich weiß es von meinem Fernfahrer! Sie lernen noch was Jüngeres kennen, aber nehmen Sie keinen armen Schlucker oder einen, der gemeinsam mit Ihnen was anschaffen will! Darüber werden Sie alt und krumm, und er nimmt sich 'ne Junge!«

Ria mochte diese Weisheiten nicht länger anhören. »Was wollen Sie mir eigentlich bestellen? Weshalb sind Sie denn gekommen?«

Gerda Behling starrte sie verdutzt an und lachte. »Das hätte ich fast vergessen, ich bin eben kein Profi!«

Sie kramte ein Stück Landkarte der DDR aus ihrer Tasche, breitete sie auf dem Tisch aus, strich sie glatt und zeigte auf einen angekreuzten Autobahnrastplatz. Dann beschrieb sie den Volvo-Zug, der zur angegebenen Zeit dort halten würde. Der Treffpunkt schien Ria geschickt gewählt. Nicht weit davon, auf der Chaussee, befand sich tausend Meter entfernt eine Bushaltestelle.

»Als Gepäck nur einen Campingbeutel, weiter nichts«, erklärte die Frau. Ria erschrak. Dann mußte sie die meisten

Sachen zurücklassen, die Mutter mitgebracht hatte.

»Die Bildhälften tauschen wir«, erklärte Gerda Behling. »Daran sieht mein Boß, daß ich hiergewesen bin. Das Bild hat dann der Fernfahrer. Der nimmt Sie nur mit, wenn Sie ihm die andere Fotohälfte zeigen!« Damit steckte sie die halbe Fotografie ein.

Nun, da es ernst wurde, musterte Ria schmerzlich berührt die kleinen Dinge, an denen sie hing. Vieles war im Kinderheim gebastelt, und an jedem Gegenstand haftete ein Stück Kindheit.

Die Kollegen würden enttäuscht sein. Sie hatten Ria als Jugendvertreter in die Konfliktkommission gewählt. Auch Frau Wächter traf es. Sie wechselte ungern ihre Hausgenossen. Am schlimmsten aber würde es für Günter sein, der sich ernsthaft Hoffnungen machte und gemeinsame Zukunftspläne entwarf.

Gerda Behling beugte sich vor, ergriff Rias Hand und sagte bewundernd: »Der Ring ist hübsch! Er sieht sogar echt aus!«

»Er ist echt«, sagte Ria ärgerlich, »von meiner Mutter!«

Die Besucherin ließ ihre Hand los. »Nun verstehe ich Sie! Sie haben sich ködern lassen! Wer solche Geschenke macht, ist nicht kleinlich! Da ist noch mehr abzustauben!«

Ria stand wütend auf. »War noch etwas?«

Gerda Behling erhob sich ebenfalls und nahm ihre Tasche. »Mein Gott, ich muß zum Zug! Hals- und Beinbruch, Fräulein Brinkmann!«

Die Grunewaldvilla hatte ein Margarinefabrikant in den dreißiger Jahren erbauen lassen. Sie lag hinter Tannen versteckt an einem idyllischen Waldsee. Spaziergänger ahnten das Wasser nur, es führte kein Weg zum Ufer.

Am granitenen Torpfeiler verriet ein Bronzeschild, daß es das Gästehaus einer amerikanischen Wohltätigkeitsgesellschaft war. Ein hoher Zaun schirmte es von der Außenwelt ab. Dort, wo der Einblick von der Waldstraße her möglich war, befanden sich aufgestellte Schilfmatten.

Den Logiergästen standen zwei Dutzend Zimmer zur Verfügung. Es gab Unterrichtsräume mit modernen Hilfsmitteln, die aber zur Zeit verwaist waren. Michel Gardner, der als Hausherr fungierte, nutzte dies, um vier Herren zu einer Unterredung zu empfangen.

Von der Villa führte ein Weg durch den Park zum Bootssteg und zum Pavillon »Seeblick«. Auf dem Wasser gab es im Spätherbst weder Segel- noch Motorboote. Der Wind warf Wellen auf, am Steg hoben und senkten sich die mit Persenningen bedeckten Boote. Am gegenüberliegenden Ufer saß ein Angler in seinem Kahn.

Der Pavillon war Gardners Lieblingsplatz. Seine Gäste saßen auf bequemen Polsterstühlen um einen runden Tisch. Gardners einleitende Worte langweilten die Herren offensichtlich. Klatt warf Herbert Weiß vielsagende Blicke zu. Er würde sich später in der Diskussion zurückhalten, denn es war ein offenes Geheimnis, daß der amerikanische CIA der eigentliche Hausherr war.

Siegfried Bortfelt saß Klatt gegenüber. Neben Bortfelt saß Hubert Anderl aus Wien, ihm gehörte ein Briefmarkengeschäft am Ring. Klatt kannte den Laden und das luxuriöse Hinterzimmer für spezielle Kunden. Er und Anderl tauschten gelangweilte Blicke. Die salbungsvollen Worte vom heroischen Kampf unterdrückter Völker hätte sich Gardner sparen können.

Klatt überlegte, wo wohl die Abhöranlage versteckt war, vielleicht in den Bronzearmleuchtern oder im Deckenschmuck? Bestimmt wurde jedes Wort mitgeschnitten.

»Die Zeit der Improvisation ist vorbei, meine Herren«, erklärte Gardner. Er las neugieriges Interesse auf den Gesichtern, seine Worte kündigten neue Vorschläge an.

Bortfelt blinzelte erwartungsvoll, Klatt, Weiß und der Wiener merkten auf. Weiß wickelte einen Bonbon aus dem grünen Papier und schob ihn in den Mund. In den Tabakrauch mengte sich eine Duftspur von Menthol. Weiß fiel heute besonders auf, wie sehr sich Bortfelt und Klatt ähnelten. Sie

besaßen die gleichen massigen Figuren und wuchtigen Schädel.

»Was meine ich?« fragte Gardner in akzentfreiem Deutsch. »Ich meine, daß man es nicht dem Zufall überlassen darf, wer aus der DDR ausgeschleust wird. Man muß gezielt werben!«

Hubert Anderl kritzelte kleine Rechtecke in sein Notizbuch und versah sie mit einem Zackenrand. Klatt grinste. Anderl kam selbst hier nicht von seinen Briefmarken los.

Mister Gardner registrierte eine höfliche Anteilnahme seiner Zuhörer, als er konkrete Vorschläge machte, wie die Gruppen Klatt, Bortfelt und Weiß effektiver arbeiten sollten. Bortfelt solle sich weiter spezialisieren und in seiner Dreibrücker »Fabrik« Container zum Schleusen in LKWs einbauen. Weiß, schlug Gardner vor, solle in eine unzureichend genutzte Strecke einsteigen, in Aktionen über internationale Flughäfen der RGW-Staaten.

»Hier arbeitet unsere ›Wiener Gruppe‹, die Herr Anderl leitet, recht erfolgreich«, betonte Gardner. Der Briefmarkenhändler lächelte geschmeichelt. Gardners Ausführungen entnahm man, daß Anderl über technische Hilfsmittel verfügte, um »Nachdrucke« der im Transitverkehr notwendigen Formulare herzustellen.

Gardners Hinweis, auch Herr Bortfelt verfüge bald über eine ähnliche Technik, veranlaßte Weiß zu einem Einwand. »Die Aktionen über RGW-Flughäfen erfordern umfangreiche Nachdrucke, Mister Gardner. Wäre es nicht zweckmäßiger, den Apparat bei mir aufzustellen?«

Bortfelt legte seine Stirn in Falten und musterte Weiß aus den Augenwinkeln. Spielte der auf Susi an? Aber er schob den Gedanken wieder von sich. Für die Krämerseele Weiß zählte nur Geld. Rechnete er, daß eine private Bundesdruckerei auch noch nebenher etwas abwarf?

Die Sonne kam hinter den Wolken hervor, die Wellenkämme blinkten silbern. Der Angler am jenseitigen Ufer zog seine Rute ein und ruderte mit seinem Kahn am Schilf entlang zu einem Bootssteg. Am Pavillon ging ein älterer

Wächter vorbei, an einer kurzen Leine führte er einen Schäferhund. Als der Alte Gardner erblickte, legte er grußend die Hand an seine Mütze.

Gardner nickte freundlich und wendete sich an Weiß. »Ein berechtigter Einwand, mein Lieber! Bedenken Sie aber auch den günstigen Standort in Dreibrück! Es ist ohnehin notwendig, daß Ihre Gruppen in Zukunft noch mehr als bisher kooperieren.«

Klatt gähnte. So umwerfend war das alles nicht, was Gardner vortrug. Das meiste wußte er schon von Anderl. Die »Wiener Gruppe« wurde vom dortigen CIA weit intensiver unterstützt. Anderl berichtete, daß CIA-Agenten die Flughäfen Prag, Budapest, Sofia und Bukarest ausgeforscht hatten. Eine gründliche Studie enthielt alle Abfertigungsmodalitäten wie Paß- und Zollkontrollen. Aber Gardner schien entschlossen zu sein, den Wienern den Rang abzulaufen und seine CIA-Leute noch massiver in die hiesigen Schleusungsaktionen einzuschalten.

Gardner gelangte inzwischen zu seinem Steckenpferd, den gezielten Abwerbungen, und nannte die Stoßrichtungen: »Technische Intelligenz, meine Herren, und Ärzte!« Nach einer bedeutungsvollen Pause fuhr er fort: »Es wäre unsinnig, in diesem Kreis zu behaupten, daß die Ausschleusungen nur humanen Zielen dienen! Sie sind selbstverständlich hochgradig politisch!«

Unverfroren offen erklärte Gardner, daß nichts die aufblühende DDR-Wirtschaft mit ihren konstanten Zuwachsraten nachhaltiger stören würde als die Abwanderung hochqualifizierter Ingenieure und Techniker!

»Für Sie, meine Herren, sind diese Zielgruppen besonders interessant! Es sind Empfänger überdurchschnittlicher Gehälter, die ihre Schulden schnell abzahlen!«

Gardner schwieg, und Klatt gab ihm recht. Dieser Labormensch, der Heinze, hatte eine Monatsrate platzen lassen. Früher erledigte Paulisch solche Pannen, jetzt mußte er sich am Ende selbst kümmern.

Gardner las Zustimmung auf den schmunzelnden Gesichtern und wandte sich der zweiten Zielgruppe zu. »Machen wir uns nichts vor, das Gesundheitswesen in der DDR besitzt eine nicht zu unterschätzende Signalwirkung. Verschiedene ihrer Bürgerinitiativen verweisen auf das Modell!«

Klatt kannte vom Hörensagen die mißliche medizinische Versorgung in Amerika. Es gab zwar genügend Ärzte und moderne Kliniken, sie standen aber nur dem zur Verfugung, der die hohen Beiträge für eine Private Krankenversicherung aufbrachte.

Gardner hob seine Stimme. »Die DDR verbessert ständig die ärztliche Versorgung der Bevölkerung, Rückschläge auf diesem Gebiet treffen daher empfindlich.«

Er öffnete den ledernen Tabakbeutel, der nebst Pfeife auf dem Tisch lag, und stopfte das teetassengroße Monstrum. Sein Blick glitt über die vertrauten Gesichter.

Der fette Taxibesitzer tat so, als höre er interessiert zu. Der »Fabrikant« und ehemalige Boxer döste. Der Fuhrunternehmer war ein cleverer Geschäftsmann, der forschte in seinen Ausführungen bereits nach günstigen Gelegenheiten. Nur der Wiener erschien gelangweilt. Wie ein Vortragskünstler hob Gardner seinen Knüller für den Schluß auf.

»Am Ende meiner Ausführungen lassen Sie mich auf etwas hinweisen, was sicher Ihre Zustimmung findet. Es betrifft die Zielgruppe Ärzte! Die Industrie der BRD hat Schwierigkeiten, ihre Planstellen mit Werkärzten zu besetzen. Das Angebot aus dem EWG-Raum reicht nicht aus. Die verstärkte Abwerbung junger Ärzte aus der DDR könnte die Lücke füllen helfen!« Gardner zündete umständlich seine Pfeife an.

»Nach Gesprächen mit den Arbeitgeberverbänden ist es gelungen, eine akzeptable Formel zu finden. Die Betriebe, die daran interessiert sind, einen Arzt aus der DDR zu verpflichten, leisten die Anzahlungen und nach erfolgter Ausschleusung die Restsumme in bar!«

Zustimmendes Murmeln unterbrach Gardner. Er verschaffte sich mit erhobener Stimme Gehör. »Sie sehen, meine

Herren, Sie kommen rasch zu Ihrem Geld! Voraussetzung ist aber, daß die Ärzte den Anstellungs- und den Kreditvertrag vor der Ausschleusung unterschreiben!«

Gardner erhielt uneingeschränkte Zustimmung. Danach ging man in gehobener Stimmung zu Tisch. Die Tafel war im Gästehaus vorbereitet, und die Mittagspause wurde zu einem Spaziergang im Park genutzt. Am Nachmittag sollten konkrete Maßnahmen diskutiert werden. Gardner dachte daran, das »Schweißgerät« der »Maschinenfabrik Dreibrück« von der Transitstrecke Marienborn-Westberlin an die bayrische Grenze zu verlegen, da die Gefahr bestand, daß es den DDR-Kontrollorganen auffiel.

Bortfelt gesellte sich zu Herbert Weiß, um Details wegen des Mercedes-Lasters zu besprechen, aber auch um Klatt aus dem Weg zu gehen. Der blieb ihm jedoch auf den Fersen und zog ihn mit sich auf den Bootssteg.

Klatt zündete sich eine Zigarre an. Die dekorative Bauchbinde entfernte er immer erst, wenn die Glut sie erreichte. Die sich äußerlich so ähnlichen Männer standen am Ende des Steges. Die Bohlen ächzten unter ihrem Gewicht. Hier erst fühlte sich Klatt vor der Abhöranlage sicher.

Die Sonne verschwand wieder hinter den Wolken. Das Wasser verfärbte sich bleigrau, und die Wellen bekamen weiße Kämme. Die Uferbäume reckten kahle Äste empor.

Bortfelt paffte eine Zigarette, das vorzügliche Essen und der Whisky danach machten ihn schläfrig. Dennoch ging er nach Boxerart zum Angriff über. »Nun los, fang schon an wegen der vergammelten Sore! Die liegt dir noch im Magen, ich seh's dir an!«

»Du wirst mir einen Teil ersetzen«, verlangte Klatt.

Bortfelt starrte ihn verblüfft an. »Dein Ernst? Du hast sie wohl nicht alle? Wir waren einig, daß das Zeug vorläufig nicht auftauchen darf!«

»Das Lager ist knochentrocken, hast du gesagt! Da passiert nichts, wie konserviert sind sie da, wie eingemachte ägyptische Könige, wie Mumien!«

Bortfelt merkte, daß Klatt den Verlust schon halb und halb verwunden hatte. Die von Gardner in Aussicht gestellte künftige Finanzierung mochte dazu beigetragen haben.

»Was ist?« fragte Klatt und paffte. Die Zigarre brannte schief, das Deckblatt löste sich, er befeuchtete es mit der Zunge und tupfte es behutsam fest.

Bortfelt war auf eine Auseinandersetzung vorbereitet und besaß Argumente. »Wir haben fifty-fifty geteilt, Manne! Wenn ich das Risiko allein tragen sollte, hätte mein Anteil höher sein müssen!«

Klatt konnte sich dem Einwand nicht verschließen, er lieferte ein Rückzugsgefecht, von Bortfelt war sowieso nichts 'rauszuholen. »Von wegen fifty-fifty! Bei mir hängt Paulisch mit drin!«

Bortfelt zuckte die Achseln. »Deine Sache, wenn du dir in Tegel einen Kalfaktor kaufst!«

»Ein Jammer«, murmelte Klatt. »Ich habe Otto tausend Piepen hingeblättert«, gestand er mißmutig.

»Dein Bier«, erklärte Bortfelt trocken.

»Versteh doch«, fuhr Klatt auf, »ich habe es gut gemeint. Weißt du, was er sagt? Das beweise ihm, daß die Sache nicht koscher ist! Wäre der Plunder die echte Sore, dann hätte ich mir eher in den Hintern gebissen, als ihm einen Riesen zu spendieren!«

Bortfelt grinste. »Versteh ich, da dächte ich ebenso!«

»Was mache ich nun?« knurrte Klatt ärgerlich. »Schmeiße ich ihm noch einen Riesen an den Hals, dann ist es für ihn ein Beweis mehr, daß er recht hat.«

»Dann laß es.«

»Das sagst du! Er spurt nicht mehr!«

»Dann schieb ihn ab. Ich denke, du hast 'n Ersatzmann? Laß lieber dem was zukommen. Man muß die Kuh füttern, die man melken will!«

Klatt murmelte Unverständliches. In der Villa dröhnte ein Gong. Sie gingen zur Beratung zurück.

Heino Siebling ahnte nicht, daß er sobald wieder nach

Dreibrück fahren würde, diesmal allein, obwohl Albert Mörsch den Anlaß geliefert hatte.

Auf der Rückfahrt hatte Siebling auf dem Rastplatz bei Helmstedt auf den Studebaker gewartet und sich von Mörsch die raffiniert in den Rücklehnen der Hintersitze eingebauten Container für zwei Personen zeigen lassen. Der Straßenkreuzer war breit, und die Polster waren dick, es würde keine Schwierigkeiten geben.

Im Gepäckraum lag ein muffig riechendes Paket, in eine Kunststoffplane verschnürt. Sie wechselten einen Blick und verstanden sich ohne Worte. Mörsch löste die Knoten und schlug die Plane auseinander. Zuerst glaubten sie, ein Vermögen vor sich zu haben, dann sah Mörsch, der von Pelzen weniger verstand als Siebling, daß sich bei jeder Berührung die Haare lösten.

Was auch immer dahintersteckte, fest stand, daß es heiße Ware war und daß Bortfelt und Klatt damit zu tun hatten. Ebenso sicher war, daß der Inhalt des Paketes nicht mehr wert war als die Strippe, die es zusammenhielt. Sie verschnürten das Bündel wieder. Mochte Klatt damit selig werden.

Auf der Rückfahrt waren Sieblings Gedanken immer wieder um das für Klatt bestimmte Paket gekreist. Er hatte etliche Möglichkeiten erwogen. Am wahrscheinlichsten schien es ihm, daß Bortfelt in seinem Heidedorf Diebesgut lagerte. Der Gedanke lockte ihn, Bortfelt und Klatt als Hehler hochgehen zu lassen, da er ihnen anders nicht beikommen konnte. Auf Mörsch konnte er dabei nicht rechnen. Der hatte seine Andeutung entschieden zurückgewiesen. Er säge doch nicht den Ast ab, auf dem er saß.

Nun fuhr Siebling abermals nach Dreibrück, wenn auch ohne konkreten Plan. Vielleicht gab er sich als Kunde aus und verwendete wieder sein Pseudonym Scholz? Der Name Siebling einschließlich »nosi« war Bortfelt zu gut bekannt. Eigentlich trieb ihn die Neugier, den Mann kennenzulernen, der nach Klatt maßgeblich den Menschenhandel betrieb und dessen Beziehungen ausreichten, seine Artikelserie zu stoppen. Er

wollte Augen und Ohren offenhalten und Bortfelts Anwesen ausforschen. Dabei kam ihm sicherlich seine Routine als Reporter zustatten.

In Ülzen ging er zur Post und rief die Stellmacherei in Dreibrück an, die noch unter Wippold im Teilnehmerverzeichnis stand. Eine Frauenstimme sagte, daß sie Herrn Bortfelt nachmittags zurückerwarte. Siebling legte auf. Die Stimme gehörte einer jungen Frau. Bortfelt war unverheiratet, vielleicht war es seine Freundin oder Sekretärin? Oder beides?

In Dreibrück kehrte er im »Gasthof Deutsche Eiche« ein. Der Wirt erkannte ihn wieder. Siebling trank Kaffee und aß ein Stück Kuchen. Er war der einzige Gast.

Ehrentreich machte sich an den Nebentischen zu schaffen und war einem Schwätzchen nicht abgeneigt, doch über einige Bemerkungen zum Wetter kamen sie nicht hinaus. Siebling hütete sich, die Rede auf Bortfelt zu bringen.

»Ich vertrete mir ein bißchen die Füße«, schloß er beiläufig. »Darf mein Wagen hier parken?«

»Aber gewiß, mein Herr«, versicherte Ehrentreich.

Siebling verließ den Gasthof. Draußen hielt der Linienbus. Einige Fahrgäste stiegen aus, unter ihnen ein junger Mann mit ungepflegtem schwarzem Haar, das ihm bis auf die Schulter reichte. Er blieb stehen und musterte den Volkswagen, sein abschätzender Blick ließ es Siebling geraten erscheinen zu probieren, ob die Türen verriegelt waren. Er wandte sich zum Gehen, und der Schwarzhaarige betrat das Gasthaus.

Es stank heute nicht nach brennenden Lumpen, und das Karbolineum roch Siebling erst, als er dem Bretterzaun auf Sichtweite nahe kam. Das kahle Birkenwäldchen bot keine Deckung, stellte er unzufrieden fest, das Anwesen wirkte abweisend wie eine Festung. Er lief am Zaun entlang und spähte durch ein Astloch.

Die Werkstatt war aus roten Klinkersteinen errichtet, das Tor stand offen, und Siebling entdeckte einen alten Mercedes-Laster. Der weite Hof war nur vor der Werkstatt mit Kopfsteinen gepflastert, sonst bestand er aus Sand und Schlacke.

Aus dem Wohnhaus trat eine junge Frau. An der Wand lehnte ein Fahrrad. Die Frau hängte einen Korb an die Lenkstange und schob es zur Pforte.

Siebling duckte sich hinter einen kaum meterhohen Wacholderstrauch, der zwischen den Birken stand. Die Frau verschloß die Pforte und spähte umher, ehe sie den Schlüssel am Zaun versteckte. Dann schwang sie sich auf das Rad und fuhr dem Dorfe zu.

Heino Siebling zögerte. Sollte er die Gelegenheit nutzen, sich in der »Maschinenfabrik« umzusehen? Damit setzte er sich ins Unrecht, das war Hausfriedensbruch.

Der Schlüssel lag unter einem flachen Stein. Siebling öffnete die Pforte und legte ihn unter den Stein zurück. Wurde er überrascht, konnte er sagen, die Pforte sei nicht verschlossen gewesen. Er sah sich um. Weit und breit war niemand zu sehen. Da betrat er entschlossen den Hof.

Das Wohnhaus beachtete er nicht, Diebesgut lagerte sicher in einem Schuppen oder anderem Nebengebäude. Die junge Frau blieb vermutlich eine Viertelstunde im Dorf. Siebling musterte einen VW-Pritschenwagen unter einem Schuppendach, auf dem ein Schweißgerät stand, dann lief er zur Werkstatt.

Die Maschinen waren alte Modelle und dienten offensichtlich der Holzbearbeitung.

Er öffnete die angelehnte Tür zur Spänekammer und sah ein, daß er Unmögliches vorhatte. Unter dem Spänehaufen konnte leicht eine Falltür verborgen sein, wie wollte er sie finden?

Siebling ging in die Werkstatt zurück, seine Sucherei brachte bestimmt nichts ein.

Auf einer Tür zu einem Nebenraum las er verblaßte Buchstaben: Buro! Er trat ein, starrte verblüfft auf ein Lager aus schmuddeligen Decken und Kissen. Der Gedanke, daß darauf jemand schlief, verursachte ihm Übelkeit.

Auf einem Hocker stand eine Aschenschale voller Kippen, daneben ein Radiorekorder mit Kassetten. Die Wand darüber

war mit Pornofotos beklebt. Auf dem Tisch lagen Brotkrümel und schmutziges Eßgeschirr, auf dem Fensterbrett zerfledderte Schmökerhefte. Unter dem Tisch standen leere Bierflaschen.

Siebling schüttelte den Kopf, die Behausung erlaubte treffende Schlüsse auf den Bewohner.

Er wendete sich zur Tür um und erstarrte, den Rahmen füllte eine untersetzte Gestalt aus, die selbst erschrocken zu sein schien. Es war der Langhaarige, der vor dem Gasthaus Sieblings Wagen gemustert hatte. Mit einem Wutschrei stürzte er sich auf Siebling.

Der duckte die rechte Gerade ab und traf den Schwarzhaarigen mit einer gestreckten Linken in die Magengrube. Volz schnappte nach Luft. »Du Hund, du!« japste er.

Siebling wollte an ihm vorbei, da tastete Volz nach dem Rundholz, das immer an der Tür lehnte, bekam es zu fassen, hob es auf und schlug zu.

Siebling sah es voraus und blockte den Schlagarm mit seinem linken Unterarm ab. Der Prügel polterte zu Boden, und Sieblings rechte Faust landete klatschend im Gesicht des anderen.

Der Schmerz machte den Langhaarigen rasend, er trat dem Eindringling blitzschnell in den Leib. Siebling krümmte sich, da traf ihn ein rechter Schwinger ans Kinn. Er kippte rückwärts und fiel auf das Lager. Sein Gegner warf sich über ihn.

Die Kissen stanken nach Schweiß. Der Ekel gab Siebling unwahrscheinliche Kräfte, er warf den schweren Körper ab, sprang auf und drosch wütend drauflos. Schließlich ließen beide keuchend voneinander ab.

»Bist wohl ein Spitzel, was?« keuchte Volz.

Siebling antwortete nicht, er wäre gegangen, aber der andere versperrte ihm den Weg. Da sah er es in dessen Augen tückisch blitzen, dann stieß der Schwarzhaarige auch schon mit dem Fuß nach seinem Leib. Siebling war diesmal darauf gefaßt, er wich dem Tritt aus, packte mit beiden Händen den Fuß und riß ihn nach vorn. Der Schwarze stürzte rückwärts zu Boden.

Siebling hielt inne. Es widerstrebte ihm, auf einen Liegen-

den einzuschlagen. »Steh auf, du Ratte«, forderte er atemlos.

Der Langhaarige krümmte sich wie ein Igel. Da stieg Siebling über ihn hinweg und blickte an der Tür noch einmal zurück. Der am Boden rührte sich nicht. Siebling ordnete seine Jacke, strich das Haar aus der Stirn und verließ ohne Hast die Werkstatt.

Gerda Lachmann radelte aus dem Dorf zurück. Der Korb voll Weißbrot und Semmeln hing an der Lenkstange.

Vor dem Gasthaus stand ein Volkswagen mit Westberliner Kennzeichen. Sie lächelte. Der Wagen besaß die gleiche Nummer wie der Laster, mit dem ihr Mann bei Gifhorn verunglückt war. Nur die Buchstaben waren anders.

Sie bog mit dem Fahrrad in den Schmiedeweg ein. Ein junger Mann in einem kakaofarbenen Jeansanzug und einer dunkelbraunen pelzgefütterten Jacke lief ihr entgegen.

Bevor sie sich zum Schlüsselversteck bückte, klinkte sie an der Pforte. Die Tür gab nach. Inzwischen war also Volz gekommen. Er ging vom Bus nie nach Hause, ohne vorher bei Ehrentreichs ein paar Biere zu trinken. Sie schob das Rad zum Haus.

In der Küche räumte sie die Einkäufe ins Spind. Als sie den Schrank schloß, stand Volz in der Tür. Sie erschrak. »Was ist denn mit Ihnen los?«

Volz' rechtes Auge war zugeschwollen, seine Lippen bluteten.

»Haben Sie sich geschlagen?«

»So ein Schwein«, keuchte Volz, »ein Spitzel! Aber dem habe ich es gegeben!«

Nach wenigen Fragen war Gerda informiert. »Waschen Sie das Blut ab, ich hole ein Pflaster«, sagte sie.

»Badezimmer?« fragte Volz.

»Von wegen«, sagte Gerda heftig, »an der Wasserleitung auf'm Hof. Ich komme in die Werkstatt. Im Haus haben Sie nichts verloren!« Sie hielt sich an Bortfelts unmißverständliche Weisung.

Volz ging murrend hinaus.

Fünf Minuten später traf ihn Gerda in seiner Kammer. Er streifte das Hemd ab und zeigte die blutunterlaufenen Stellen.

Sie goß reichlich von dem Desinfektionsmittel auf das Pflaster, Volz biß die Zähne zusammen und stöhnte.

»Hier stand das Schwein, als ich kam!« Er wies auf die Stelle. »Und gleich mit die Füße auf mich los!«

»Was wollte er denn?« fragte Gerda.

»Klauen, was sonst? Aber da kommt er zu spät!«

»Wie meinen Sie das?« wollte Gerda wissen.

Volz grinste vielsagend, trat näher zu ihr, ergriff ihre Arme und beugte sich über sie.

»Lassen Sie los«, sagte sie ruhig, »oder Sie können was erleben!«

Volz starrte sie verblüfft an und ließ seine Arme sinken.

»Aus dem Weg«, forderte sie.

Er gab noch nicht auf. »Tun Sie bloß nicht so, als täten Sie's nicht gern! Man weiß, was man weiß!«

Da klatschte ihre Hand in sein Gesicht, sie holte zu einer zweiten Ohrfeige aus, da hörte sie hinter sich eine Stimme. »Was liegt denn hier an?«

Die praktische Gerda begann mit dem Schluß, der die Ohrfeige motivierte. »Er hat uns belauscht!«

Bortfelts Gesicht rötete sich, es schien, als wolle er auf Volz losgehen.

»Wir sprechen uns noch, Freundchen«, versprach er finster. »Und jetzt 'raus mit der Sprache. Wer hat dich zusammengeschlagen?«

Volz berichtete langatmig und schloß: »Mit 'n VW ist er gekommen, Berliner Kennzeichen!« Er war froh, Bortfelt ablenken zu können.

»Der wollte klauen, behauptet Volz, er sei aber zu spät gekommen«, berichtete Gerda.

Bortfelt starrte Volz an. »Du meinst, er wollte klauen? Und wieso kommt er zu spät?«

Statt einer Antwort starrte Volz grinsend zu dem frisch vermauerten Loch in der Wand.

»Du hast 'ne blühende Phantasie, mein Junge«, erklärte Bortfelt drohend, »das ist gar nicht gut für dich!«

Volz verging das Grinsen, er schluckte betreten.

»Weißt du das Kennzeichen?« fragte Bortfelt.

Volz schüttelte den Kopf. »Bloß die Buchstaben: B H F!«

»Dann haben wir ihn«, sagte Gerda, »die Ziffern kenne ich, dieselben hatte unser Laster.«

Bortfelt pfiff durch die Zähne. Er notierte sich das Kennzeichen und lief ohne ein weiteres Wort hinaus.

Wenig später saß er in seinem Porsche und fuhr zu Lindemann nach Brinkbüttel. Der Kriminaloberinspektor wohnte in einem Häuschen außerhalb des Städtchens.

Frau Lindemann, eine hagere, reizlose Person, ließ Bortfelt mürrisch ein, ihr Mann sei bei den Fasanen, erklärte sie übellaunig. Bortfelt traf ihn in der Voliere im Garten. Lindemann trug einen grauen Kittel, der seine Figur noch unförmiger machte, und seinen grünen Hut. Zwischen seinen handzahmen Goldfasanen ähnelte er eher einem Förster als einem Kriminalbeamten.

Er erkannte Bortfelt, verließ den Käfig und stellte die Körnerschwinge auf eine Bank. Er wischte seine Hand am Kittel sauber und reichte sie Bortfelt, dabei glitt sein Blick prüfend über dessen Gesicht.

»Guten Tag, Herr Oberinspektor!« grüßte Bortfelt.

»Tag, Herr Bortfelt!« erwiderte Lindemann und fügte scherzhaft hinzu: »Sie kommen hoffentlich nicht wegen einer dienstlichen Angelegenheit?« Bevor Bortfelt antworten konnte, fragte er: »Woher wissen Sie, daß ich hier wohne?«

»Irgendwo aufgeschnappt!« Bortfelt lächelte. Er wollte nicht, daß Hauptwachtmeister Ringel Ärger bekam. »Da Sie mir freundlicherweise Ihren Rat anboten ...« Bortfelt brach ab.

Dann saßen sie nebeneinander auf der Bank wie zwei Männer, die einen Schwatz vorhaben.

»Wo drückt der Schuh?« fragte Lindemann.

»Das Pack gibt keine Ruhe. Die haben mir einen Spitzel aus

Berlin auf den Hals geschickt!« Bortfelt berichtete, was er von Volz wußte, aber in seiner eigenen Version und ohne die unbewiesene Behauptung, der andere habe stehlen wollen.

»Was denn«, unterbrach ihn Lindemann, »Sie wissen das Kennzeichen?«

Bortfelt nickte.

Der Kriminaloberinspektor lüftete den grünen Hut, massierte nachdenklich seine Glatze und blickte zum graublauen Himmel auf, über den kleine Schäfchenwolken zogen. Dabei sinnierte er laut: »Sie erstatten also Anzeige? Ein VW-Käfer hat Sie gerammt? Das Kennzeichen ist aktenkundig! Ich wende mich fernschriftlich nach Berlin und lasse den Eigentümer feststellen!« Er lächelte und schloß komplizenhaft: »Dann haben wir den Vogel!«

Der Kriminalbeamte begleitete den Besucher zum Gartentor, dort verabschiedete er sich und versprach: »Sie kriegen Bescheid, Herr Bortfelt!«

Alfred Heinze rieb die Chromteile der Abfüllmaschine blank, bevor er sie zudeckte. Das trug ihm mißgünstige Blicke der Kollegen ein. In seinem Lehrbetrieb hatte er sich verpflichtet, sein Aggregat persönlich zu pflegen. Hier verschaffte es ihm lediglich das Wohlwollen des Meisters.

Ob bald ein Platz in einem der Labore frei wurde, erschien immer fragwürdiger. Es gab inzwischen Entlassungen, keine aufsehenerregenden: ein Kollege aus dem Versand, vier aus der Produktion, zwei aus der Lagerhaltung. Der Betrieb rationalisierte, hieß es. Zuerst traf es jene, die sich bei gegebenen Anlässen zu Sprechern ihrer Kollegen gemacht hatten.

Heinze deckte die Maschine zu. Der Schichtleiter kam vorbei und nickte freundlich. Die elektrische Uhr zeigte bereits sechs Minuten nach Feierabend. Heinze verließ den weißgekachelten Raum, ging zur Garderobe. Zwei Kollegen aus seiner Abteilung hasteten bereits zum Ausgang. Er rief ihnen einen Gruß hinterher, doch sie erwiderten ihn nicht. Er schluckte enttäuscht. Vom ersten Tage an bemühte er sich,

den anderen gefällig zu sein, doch die Kollegen zeigten ihm die kalte Schulter.

Anfangs glaubte er, sie lehnten ihn ab, weil er besser qualifiziert war. Vor drei Tagen aber hatte man einen Arbeiter von der Tubenfüllmaschine entlassen, obwohl eigentlich Heinze, der Zuletzteingestellte, an der Reihe gewesen wäre. Die Kollegen kreideten ihm an, daß er seinen Arbeitsplatz aus politischen Gründen behielt, und wollten wissen, weshalb er sich eigentlich für zehntausend Mark verkauft hatte.

Im Schlüsselloch des Garderobenschrankes steckte ein Holzpfropf. Es dauerte lange, bis er ihn heraus hatte. Er nahm Seife und Handtuch und ging in den Waschraum. Statt warmes lief kaltes Wasser aus der Dusche. Es war zwecklos, den Hausmeister zu rufen, der wußte, daß er der letzte war. Das war nur einer von Dutzenden Nadelstichen, die er täglich einstecken mußte.

Er trat zitternd unter der Brause hervor und frottierte sich. Dabei dachte er an Haubold. Im Werk traf er ihn kaum, geschah es einmal, dann übersah ihn sein ehemaliger Laborleiter. Damals hatte er zu Haubold geäußert, er habe sich nur noch nicht eingewöhnt. Jetzt wußte er, daß es niemals jenes Vertrauen unter den Kollegen geben würde, wie er es von seiner Brigade gewöhnt war.

Am Tor schob Heinze seine Karte in die Steckuhr und grüßte höflich den Pförtner. Daß er als Schichtletzter das Werk verließ, verschaffte ihm zwar kein Erfolgserlebnis, wohl aber die Befriedigung darüber, daß derjenige, der die Karten auswertete, seinen Namen als den eines pflichtbewußten Arbeiters kannte.

Er lief, in die Menge eingezwängt, die U-Bahn-Treppe hinunter. Die Tunnelluft schlug ihm entgegen, er vertrug sie nicht besonders.

Am Kiosk kaufte er eine Zeitung, sie kostete das Dreifache der BZA, lieferte dafür aber eine reißerische Schlagzeile: »Mutter erwürgt ihr Kind und begeht Selbstmord!«

Er las, während er auf den Zug wartete, wie es zu dem

Drama gekommen war, und seine eigenen Sorgen erschienen ihm gleich leichtgewichtiger. Und er hatte Sorgen: Geldsorgen.

Die Arbeit an der Abfüllanlage wurde schlecht bezahlt, er rechnete hin und her, entweder er verzichtete auf Wintermantel und Schuhe und bezahlte die Monatsrate, oder er kleidete sich ein. Vorerst versuchte er einen Mittelweg und überwies diesmal die vierhundertfünfzig Mark von seinem Lohnkonto nicht an Herrn Klatt. Er wagte aber nicht, von dem Geld Anschaffungen zu machen, und wollte abwarten, wie sein Gläubiger reagierte. Vielleicht zeigte er mit einem Flüchtling Geduld? Es blieb ihm noch die Möglichkeit, das Konto bis zur Höhe eines Monatseinkommens zu überziehen, darin war man hier nicht pingelig, doch kostete es zehn Prozent Zinsen.

Die U-Bahn kam, Heinze stieg ein und fuhr die drei Stationen.

Er wohnte in einer Nebenstraße, hier gab es noch »Tante-Emma-Läden«, aber auch sie ahmten die Konzerne nach und pinselten marktschreierische Angebote an die Schaufenster. Heinze kaufte in einem Laden Wurst und Käse und ein Stück Margarine. Manchmal unterhielt er sich mit der Inhaberin. Sie stand seit vierzig Jahren hinter dem Ladentisch.

Zu Hause erwartete ihn sicher einer der tristen Abende am Radio oder mit einem Buch. Die Sex-Zeitschriften hatten längst ihren Reiz verloren. Im Fernsehen gab es einen Krimi. Vielleicht lud seine Wirtin ihn dazu ein? Sie war eine mürrische alte Frau, die ihn ständig wissen ließ, daß sie nur vermietete, weil ihre Rente nicht reichte.

Albert Mörsch klomm schnaufend die drei Treppen im Seitenflügel empor und studierte die Kärtchen neben der Klingel. Dort stand in winzigen Blockbuchstaben: A. Heinze.

Mörsch drückte den Knopf. Drinnen schnarrte er heiser.

Klatt hielt Wort. Falls er sich als Anwerber bewährte, sei der Job ausbaufähig, hatte er versprochen. Zum ersten Mal

schickte der »Hai« ihn kassieren. Mörsch war entschlossen, sich nicht abwimmeln zu lassen.

Hinter der Tür stapften Schritte. Es wurde geöffnet, soweit es die Vorlegekette zuließ. Im Spalt erschien ein mißtrauisches Altfrauengesicht. »Wünschen?«

Mörsch grinste freundlich. »Herr Heinze da?«

»Eben gekommen, warten Sie!« Die Frau schloß die Tür. Mörsch lauerte.

Dann kam Heinze. Mörsch tat freundlich, er staunte, daß er Talent als Schauspieler besaß. Heinze faßte Vertrauen. Er entfernte die Sicherheitskette und ließ Mörsch ein. Der folgte ihm in ein schmales Zimmer mit dem Ausblick auf einen engen Hof. Es war spärlich möbliert, ein altmodischer Tisch, zwei Stühle, Schrank und Bett.

Heinze wies einladend auf einen Stuhl. »Herr Klatt schickt Sie?« fragte er besorgt.

Mörsch blickte jetzt strenger, langte seine Brieftasche heraus und reichte dem säumigen Schuldner einen Brief, in dem Klatt mitteilte, daß Herr Albert Mörsch seine Interessen vertrete.

»Was ist, Sportsfreund, zahlen Sie?« fragte er drohend. Heinze ist kein Typ, der Schwierigkeiten macht, dachte er.

»Ich war zweimal bei Herrn Klatt«, log Heinze, »habe ihn aber nie angetroffen.«

»Wozu?« fragte Mörsch. »Sie brauchen nur zu überweisen.«

»Ich wollte ihn bitten, einen Monat auszusetzen, ich hatte unverhoffte Ausgaben.« Heinze brach ab, sein Besucher musterte ihn gleichgültig. »Es tut mir leid, ich habe kein Geld«, erklärte er dann unsicher.

»Das braucht Ihnen nicht leid zu tun«, meinte Mörsch sachlich, »eher tun Sie mir leid, falls Sie versuchen, Herrn Klatt aufs Kreuz zu legen!«

»Das tue ich nicht«, versicherte Heinze.

»Quatschen Sie kein Blech! Sie haben sich zu monatlichen Rückzahlungsraten verpflichtet! Das geht vor Miete, vor Essen und Trinken, wenn Sie mich fragen. Zahlen Sie? Ja oder nein?«

Mörsch kostete seine Macht aus. Er spürte befriedigt, daß Heinze ihn fürchtete. Die flackernden Augen und die nervös zuckenden Hände verrieten es.

»Ich kann nicht«, sagte er kleinlaut.

Mörsch beugte sich vor. »Hören Sie, wo Sie herkommen, läuft man zum Gericht und kann gegebenenfalls Raten stunden lassen. Die Möglichkeit besteht bei uns auch, klar!«

Heinze erinnerte sich an die Passage im Kreditvertrag, daß der Gerichtsstand für die vertragschließenden Parteien das Amtsgericht Neukölln sei. Er meinte verkniffen: »Dann gehen Sie doch zum Gericht!«

»Ach, sieh an«, meinte Mörsch und erhob sich drohend. Er stützte sich auf den Tisch und beugte sich zu Heinze hinüber. Der sah erschrocken zu ihm auf. »Wir gehen aber nicht, Heinze! Gericht ist viel zu umständlich! Das machen wir anders! Schon mal was von Selbsthilfe gehört?«

Heinze blickte ihn verstört an. »Wie – wie meinen Sie das?«

Mörsch ließ sich auf den Stuhl zurückfallen und plapperte wie zu einem Kind: »Wenn ich heute am Stammtisch sitze, wird man fragen: Hast du Kummer, Albert? Ja, sage ich, dieser Heinze, so ein böser Mensch, hat mich um meine fünfzig Mark gebracht! Da werden meine Freunde böse und fragen: Wo wohnt denn dieser Heinze? Und der kriegt dann schreckliche Prügel! So ist das! Schon nach der dritten Senge zahlt dann der kluge Heinze!« Mörsch schwieg und beobachtete sein Gegenüber.

Heinze fegte mit einer fahrigen Handbewegung einige Krümel vom Tisch, sah dann seinen Besucher an. »Fünfzig Mark?«

»Zehn Prozent haben Sie fürs Inkasso zu zahlen, das steht im Vertrag! Zehn Prozent von vierhundertfünfzig macht fünfundvierzig und fünf Mark für die drei Treppen! Was ist, zahlen Sie, ja oder nein!« schloß er grob.

Heinze gab auf. Mörsch sah es ihm an.

Heinze trat an den Schrank und kramte sein Scheckheft aus dem Wäschefach. »Ich überziehe mein Konto«, log er.

Mörsch zuckte die Achseln. »Den Scheck auf vierhundertfünfzig, meine fünfzig bar!«

Mit zitternder Hand füllte Heinze das Formular aus. Mörsch quittierte. Heinze suchte sein Geld zusammen und gab dem Besucher fünfzig Mark. Danach besaß er noch acht Mark.

»Falls der Scheck nicht klargeht, lassen Sie sich Ihre Knochen numerieren!« Mörsch traf keine Anstalten zu gehen, im Gegenteil. Sein Gesicht verzog sich wohlwollend. »Das Geschäftliche wäre erledigt, kommen wir zum angenehmen Teil!«

Heinze starrte ihn verbittert an. Er konnte kaum erwarten, daß Mörsch ging. Aber der streckte gemütlich die Beine aus. »Leben und leben lassen«, sagte er. »Sie haben mir einen Fünfziger zukommen lassen, und ich revanchiere mich!« Er sah, daß Heinze ungeduldig darauf wartete, daß er ging, aber das beeindruckte ihn nicht, er wollte seinem ersten Erfolg einen zweiten hinzufügen.

»Fünfzig Mark für Sie, wenn Sie mir einen Tip geben!«

»Einen Tip?« fragte Heinze ahnungsvoll.

»Es gibt drüben Leute, die zu uns in die westliche Freiheit herüberkommen möchten und nur nicht wissen, wie sie es anstellen sollen. Bestimmt kennen Sie den einen oder anderen?«

Heinze dachte an Haubold und daran, wie Paulisch zu seiner Adresse gekommen war.

»Fünfzig Mark?« fragte Heinze unbestimmt.

»Sobald das Geschäft perfekt ist«, versicherte Mörsch, entnahm seiner Brieftasche zwei Ansichtspostkarten von der Kongreßhalle und schob sie Heinze hin. »Schreiben Sie dem Betreffenden einen freundlichen Gruß und wie gut Sie es hier getroffen haben!«

Heinze grinste schief. »Auf die zweite Karte den wörtlich gleichen Text? Der alte Trick?«

»So ist es«, bestätigte Mörsch und beugte sich über den Tisch. Er buchstabierte den Namen, den Heinze schrieb: »W-o-l-t-e-r-!«

»Ein ehemaliger Kollege!«

»Kollegen sind gut«, versicherte Mörsch und grinste zufrieden, fragte aber dennoch: »Wissen Sie genau, daß er 'rüber will?«

»Er würde die Kurve kratzen, hat er gesagt, wenn er bloß wüßte, wie!«

Mörsch verabschiedete sich freundlich von Heinze. Niemand wäre darauf gekommen, daß er ihn eben um funfhundert Mark erleichtert hatte.

Paulisch saß in Mörschs Stammkneipe, Ecke Steinmetzstraße, an dem Tisch an der Tür und wartete auf Mörsch. Er mußte mit ihm reden. So oder so wollte er mit Klatt ins reine kommen, bei seinem »Bummelstreik« wurde ihm das Geld knapp. Was hatte er davon, wenn er schmollte und Mörsch in seine Geschäfte einstieg?

Dem hemdsärmeligen Bierkutscher hatte er gar nicht zugetraut, daß der mit dem komplizierten Job zu Rande kam. Klatt war des Lobes voll.

Paulisch beobachtete die Gäste. Der Dicke mit seiner zierlichen Frau war wieder da. An einem Fenstertisch saßen die drei Langhaarigen und spielten Skat. Paulisch trank bereits sein viertes Bier, als Mörsch endlich kam und ihn begrüßte.

»Tag, Otto!«

»Tag, Albert! Na, läuft der Laden?«

Mörsch grinste selbstgefällig. »Klar! Und 'n Tip hat der Chemiefritze auch geliefert!«

Bachulla brachte zwei Bier auf Paulischs Rechnung. Sie tranken.

»Einen Tip?« wiederholte Paulisch. »Tatsache?«

»Tatsache«, wiederholte Mörsch, setzte sein Glas ab und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. »Ein Kollege im Labor, Wolter heißt er!«

Paulisch trank gerade. Er verschluckte sich und hustete. Als er wieder Luft bekam, fragte er: »Sagtest du Wolter?«

»Ja. Kennst du ihn?«

»Nee, nie gesehen den Mann«, versicherte Paulisch wahrheitsgemäß. Dafür hatte er aber von ihm gehört. Was hatte Haubold über Wolter gesagt? Strammer Genosse und Brigadier! Du liebes bißchen. Vielleicht legte Mörsch Klatt da ein Kuckucksei ins Nest!

Mörsch holte die Ansichtskarte von der Kongreßhalle hervor. Er schien auf seinen Erfolg stolz zu sein. Paulisch las die Anschrift. Wolter wohnte in Lichtenberg, im Hans-Loch-Viertel. Er kannte die Hochhäuser nahe am Tierpark Friedrichsfelde.

»Die zweite Karte ist schon unterwegs«, erklärte Mörsch.

»Du mußt noch 'ne Menge lernen, Albert«, behauptete Paulisch nachsichtig.

»Wieso?«

»In unserem Geschäft muß man jedes Risiko vermeiden!«

»Was für'n Risiko?«

»Zum Beispiel, daß die Karte verlorengeht oder zu spät ankommt! Die Einführung beim Kunden ist doch wichtig! Ich knalle 'n Gummistempel 'rauf und schmeiße die Karte in den Briefkasten, kurz bevor ich an der Wohnungstür klingele!«

»Gustav, zwei Bier!« rief Mörsch zur Theke hinüber und wandte sich wieder an Paulisch. »Das juckt mir nicht, Otto! Ich fahre nicht 'rüber, ist mir zu heiß!«

Paulisch ärgerte sich, daß Mörsch sich seinen Job aussuchen durfte. Klatt schien einen Narren an ihm gefressen zu haben. Der würde sich wundern.

»Fährst du?« fragte Mörsch.

»Nee, mir ist momentan das Pflaster drüben auch zu heiß. Ich denke, du bringst 'n Neuen?«

»Ja, Pickel!« bestätigte Mörsch.

»Kenne ich nicht.«

Gustav brachte das Bier. Mörsch und Paulisch tranken, und der ehemalige Bierkutscher sagte: »Eigener Poststempel, das ist gut, das stecke ich Pickel fürs nächste Mal!«

Paulisch dachte: Wer weiß, ob es für den neuen Kurier ein nächstes Mal gibt? Der sollte mal erst diesen Wolter besuchen.

Ein junger Mann mit blassem Gesicht und abstehenden Ohren kam herein, trat an den Stehtisch und bestellte ein Bier. Er blinzelte kurzsichtig über seine dicke Brille hinweg. Die zierliche Frau des Dicken stand auf und ging zu ihm. Beide flüsterten. Dann gab er ihr einen Geldschein, trank sein Bier, zahlte und ging.

Paulisch und Mörsch wechselten einen verständnisinnigen Blick. »Stammkunde«, sagte Paulisch.

Die kleine Frau gab dem Dicken den Geldschein, küßte seine Wange und ging ebenfalls.

»Sag mal, Albert«, fragte Paulisch beiläufig, »hast du aus Dreibrück was mitgebracht?«

»Ein Paket. Wieso?«

»Ich wollte es Klatt nicht glauben, hat er also doch recht? Wie sah es aus?«

»Braune Kunststoffplane«, sagte Mörsch, »mit Strippe zusammengeschnürt. Es hat muffig gestunken, richtig nach Keller!«

Paulisch starrte auf die Bierpfütze vor sich. »Was drin war, weißt du nicht zufällig?« Er zwinkerte verschmitzt.

»I woher«, sagte Mörsch.

»Klatt meint, vergammelte Pelze. Ich wüßte gern, ob ich das glauben soll?«

Es blieb einige Zeit still zwischen ihnen. Dann sah Mörsch über Paulisch hinweg auf einen Fleck an der Wand und meinte beiläufig: »Ich an deiner Stelle würde ihm das glauben!«

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher«, sagte Mörsch und grinste unverschämt.

Natürlich hat er nachgesehen, hätte ich auch, dachte Paulisch. Ein Kunde kam, der etwas von Mörsch wollte, ein Gammeltyp. Vielleicht suchte der einen Job als Schleuser? Paulisch stand auf, und Mörsch sagte: »Ich zahle, Otto, gehst du ins Geschäft?«

»Ja.«

»Dann sage Klatt, ich rechne nachher ab.«

»Nee, du, der braucht nicht zu wissen, daß wir uns unterhalten haben!«

Mörsch zuckte die Achseln. »Wenn du meinst?«

Paulisch traf Klatt im Büro. Der Chef telefonierte gerade und zeigte einladend zur Klubgarnitur. Paulisch blätterte gelangweilt in einer Illustrierten und lauschte. Klatt telefonierte mit seiner Schwester im anderen Teil der Stadt.

»Wirklich, Erna, das war nie meine Absicht!« versicherte er beschwörend. »Also dann, mach's gut!« Er legte auf, starrte nachdenklich auf das Telefon und rieb seine Glatze. »Sie ist vom Lehrgang zurück«, sagte er. »Mensch, Otto, weißt du, weshalb sie sauer war? Weil sie von dem Reibach nichts abgekriegt hat!«

Paulisch legte die Zeitung fort und starrte Klatt an. Er rief sich die Szene bei Hänsels wieder ins Gedächtnis. Es mochte stimmen, Erna Hänsel war maßlos wütend gewesen.

»Fahr 'rüber zu ihr«, forderte Klatt, »rede mit ihr, 'n Fremden kann ich nicht schicken.« Er sah Ottos ablehnende Miene. »Mach schon, für dich besteht doch gar kein Risiko, Erna macht mit!«

»Hat sie das gesagt?« fragte Paulisch ungläubig.

»Ja, soweit man am Telefon reden kann. Geld will sie sehen! Sie ist eben doch meine Schwester«, schloß er stolz.

Paulisch tat unentschlossen, und Klatt drängte: »Sag ihr, sie kriegt pro Kopf tausend West! Ich lege ihr 'n Konto an!«

Paulisch lächelte maliziös. »So, machst du das?« Bestimmt dachte Klatt nicht im Traum daran. Der legte eiskalt die eigene Schwester aufs Kreuz.

»Allerdings muß sie was dafür tun«, forderte Klatt, »sie soll ihren Wagen selbst fahren, ein Risiko weniger für uns!«

Paulisch war neugierig, ob Erna Hänsel darauf einging.

»Fahr 'rüber und bring ihr das bei«, drängte Klatt.

Zögernd gab Paulisch nach. »Na gut, das eine Mal noch, aber nicht in die Wohnung!«

»Dich kennt man gar nicht wieder. Nerven?« Als Paulisch schwieg, ergänzte er: »Vielleicht bringt Mörsch 'n Kunden, den kannst du dann gleich übernehmen!«

Klatt holte den guten Kognak aus dem Schreibtisch und goß

zwei Schwenker voll. »Prost, Otto!«

»Prost, Manne«, antwortete der . »Den Kunden überlaß mal deinem neuen Kurier. Mörsch ist mir zu frisch, weiß ich, was der aufgabelt?«

Klatt war nachgiebig gestimmt und lenkte ein. »Schön, wie du meinst!«

Er schenkte wieder ein, dann läutete das Telefon. Die Verständigung war schlecht, Klatt brüllte in die Muschel: »Wer ist dort? Dreibrück? Siggi, du?«

Klatt warf Paulisch einen bedeutsamen Blick zu, und an seiner rechten Schläfe schwoll eine Ader. »Einverstanden, Siggi!« rief er und legte auf. Dann kippte er den Kognak und starrte Paulisch verbissen an. »Siggi weiß jetzt, wer der Schnüffler war, der am hellichten Tag bei ihm eingestiegen ist!«

Paulisch hob die Brauen, er hörte zum ersten Mal davon. Klatt vergaß, daß er ihn schon lange nicht mehr in alles einweihte. Trotzdem sah er ihn erwartungsvoll an.

»Siebling«, knurrte Klatt, »Heino Siebling, der Zeitungsschmierer!«

Der Motor des schweren Sattelschleppers jaulte auf. Der junge Schlaks am Lenkrad preßte die Lippen aufeinander und blickte verstohlen auf den stämmigen Beifahrer, der das Gesicht schmerzhaft verzog.

»War das der dritte Gang?« fragte Bomme Rasch.

»Ja.«

»Dann habe ick richtich jehört«, witzelte Bomme. »Vater, Vater, mit dir hat mir der Alte wat uffjehangen! 'n Volvo is' keen Ford-Kombi! Zum dreckige Wäsche einsammeln reicht's vielleicht, aber zu mehr ooch nich!«

»Bist du auf'm Volvo zur Welt gekommen?« fragte Heinz Fechner ärgerlich. »Mal muß sich jeder einfummeln!«

»Aber warum gerade bei mir?« Rasch zündete sich eine Zigarette an und kommandierte weiter. »Vater, Vater, wir sind über die Steigung wech, hörst du nich, wie er heult? Willste nich wieder hochschalten?«

Fechner befolgte stumm die Weisung. Er hatte gewußt, daß die Fahrt mit Bomme Rasch kein Zuckerlecken werden würde. Rasch war als herrschsüchtig und jähzornig verschrien. Weiß hatte ständig Schwierigkeiten, für ihn einen zweiten Fahrer zu finden. Daher fuhr der Berliner, der nach Hannover geheiratet hatte, meist allein.

Die Kollegen wußten, daß Rasch bei seiner Frau nichts zu sagen hatte, und seine beiden Töchter taten, was sie wollten. Deshalb reagierte er sich an seinen Kollegen ab.

Trotzdem hielt Weiß große Stücke auf Rasch, und der war seinem Chef ergeben. Die Fahrer der beiden übrigen Volvos lehnten es ab, sich mit Schleusungen zu befassen, Rasch aber war sofort Feuer und Flamme gewesen.

»Ick beobachte dir die janze Zeit«, fing Rasch erneut an, »du kiekst nich einmal uff Luftdruck und Öldruck! Vater, Vater, von der Bremsdruckluft hängt unser Leben ab. Und vom Öldruck dis Leben von die Maschine, klar?«

Rasch ließ es sich nicht entgehen, den Chef zu markieren.

»Ja, klar«, bestätigte Fechner geduldig. Weiß schickte ihn ja nicht mit, weil Rasch ihn auf dem Volvo anlernen sollte, sondern damit er sah, wie eine Schleusung funktionierte.

Zu den negativen Eigenschaften, die Fechner schon auf der Hinfahrt an Rasch bemerkt hatte, gehörte sein Redefluß. Jedes Thema walzte er breit aus. Vielleicht fuhr er zu oft allein, so daß er dann, wenn er einen Beifahrer hatte, pausenlos erzählen mußte?

»Stell dir vor«, fing Bomme wieder an, »du fährst nachts und schmeißt nich een Blick uff dein Öldruckmanometer! Mit 'n Mal kreischt det jemein, und die Maschine is im Eimer, weil du Nappsülze keenen Troppen Öl mehr in die Wanne hast!«

»Kann mir nicht passieren, Bomme ...«

»Für dich Gammelhaufen bin ick Kollege Rasch, verstanden?«

»'tschuldige«, murmelte Fechner, »ich meine bloß, ich kontrolliere vor jeder Fahrt den Ölstand.«

»So? Machste det, du Schlaumeier? Und wenn du die

Ölablaßschraube verlierst? Wat dann?«

Fechner blickte verdutzt zu Rasch hinüber.

»Kiek nach vorne!« rief der.

»Die verliert man doch nicht«, meinte Fechner altklug.

Rasch inhalierte einen Lungenzug, starrte voraus auf die abschüssige Autobahn und schmunzelte. »Und wenn sie dir eener losejedreht hat?«

Fechner reagierte nicht auf die Frage. Auf solche Gedanken kam wohl nur Rasch. Der war für üble Späße bekannt. Plötzlich mußte Fechner entscheiden, ob er das Tempo verringerte und hinter einem holländischen Lastzug blieb oder ob er beschleunigte und vorbeizog. Egal, was er tat, Rasch schimpfte so oder so, darum fragte er: »Überholen, Kollege Rasch?«

»Vater, Vater, fahre ick, oder fährst du?«

Heinz Fechner biß sich ärgerlich auf die Lippen. Wenn Weiß ihm anböte, mit Rasch zu fahren, würde er es sich überlegen. Er blickte in den Rückspiegel, auf der Überholspur näherten sich Pkws, überholten sie und den Holländer, dann folgte ein Streifenwagen der Volkspolizei.

»Die Brüder fehlen noch«, meinte Rasch mißvergnügt und schnippte seine Zigarettenkippe aus dem Fenster. Die Luft wurde diesiger, die Nässe schlug auf die Fahrbahn nieder. »Jetzt fängt 'ne blöde Zeit für Fernfahrer an! Nebel, Glatteis, Schnee! Vor Jahren mal, da bin ick unten in Bayern 'ne Serpentine 'runterjefahr'n, da merke ick plötzlich...«

Fechner hörte kaum zu, was Rasch aus zwanzigjähriger Fernfahrerpraxis zum besten gab. Die Geschichten glichen sich alle, immer bestand er geistesgegenwärtig eine kritische Situation. Fechner sparte nicht mit Bewunderung. Das verbesserte Raschs Laune.

»Aber mit neunzehn uff 'n Volvo? Vater, Vater!«

Rasch kontrollierte die Uhrzeit. Sie waren in Westberlin eine Viertelstunde verspätet von der Spedition abgefahren. Rasch holte eine zerknitterte Skizze aus der Tasche und verglich sie mit den Kilometersteinen auf dem Mittelstreifen.

Der Holländer beschleunigte, und auch Fechner legte Tempo zu.

»Langsamer«, sagte Rasch, »rechts 'ran und halten!«

Fechner schluckte verblüfft. »Halten auf der Autobahn? Ist doch verboten!«

»Halten sollste!« schrie Rasch.

Fechner nahm Gas weg, kuppelte aus, trat die Bremse und hielt am rechten Fahrbahnrand. Rasch stieg aus, und Fechner sah im Rückspiegel, daß er unter den Aufleger kroch. Gleich darauf pfiff es grell. Fechner erschrak, er meinte, man müsse es kilometerweit hören. Das Pfeifen ging über in Zischen und verstummte. Rasch kroch unter dem Aufleger hervor und kam nach vorn. Er öffnete die Tür zum Fahrerplatz. »Los, hops 'rüber!«

Trotz seiner hautengen Jeans schwang sich Fechner behende über den Motor hinweg auf den Beifahrerplatz. Er wußte von Weiß, daß sie eine Panne markierten. Daß Rasch aber aus einem Reifen wirklich die Luft abließ, fand er übertrieben.

Auf der Gegenfahrbahn preschte ein Streifenwagen der Verkehrspolizei heran und hielt auf dem Mittelstreifen. Ein Verkehrspolizist stieg aus und kam herüber. Rasch, im Begriff, den Fahrerplatz zu erklettern, wendete sich zurück.

»Volkspolizei! Meister der VP Gruner! Brauchen Sie Hilfe?«

»Reifenpanne, Herr Wachtmeister!« Rasch schlenderte nach hinten und stieß mit der Fußspitze an den leeren Reifen. »Ein Pkw-Fahrer hat mir 'n Zeichen gegeben!«

Der Verkehrspolizist legte die Hand an den Reifen. »Der ist grade erst abgepfiffen, sonst wäre er heiß, Glück gehabt!«

»Aber genau! Vor Jahren is' mir mal 'n Reifen abjebrannt! Vater, Vater, 'ne Viertelstunde lang bin ick Schlangenlinie jefahren, wie 'n Besoffener, bis ick die brennenden Stucke von de Felje verloren habe. Hätte ick jehalten, wäre mein Wagen abjebrannt!«

»Wechseln Sie das Rad hier? Dann sperren wir die Fahr-

bahnhälfte«, bot ihm der Volkspolizist an.

»Hier kommt gleich 'n Rastplatz, Herr Wachtmeister, ick wollte langsam hinkullern!«

»Um so besser«, erklärte Gruner, legte die Hand an die Mütze und lief zum Streifenwagen zurück.

Rasch kletterte hinauf und schob sich hinter das Lenkrad.

»Mann, du warst eiskalt, echt dufte«, sagte Fechner begeistert.

Rasch brummelte geschmeichelt. »So schnell kann ick den Film nich wieder abspulen, det is' klar. Die Streifenwagen sind immer dieselben, die kennen die Strecke wie ihre Hosentasche, kannste globen! Die Firmen, die Transit fahren, kennen die och!«

Der Motor donnerte, Rasch legte den Gang ein und kuppelte weich, sanft wie ein Pkw setzte sich der Lastzug in Bewegung.

»Also, Vater, wie geht's nu weiter?«

Fechner räusperte sich. »Werkzeugkiste ausräumen, dann mit dem Wagenheber an den Platten 'ran, dabei aber immer peilen!«

Rasch nickte. »Alles andere mach ick!«

Mit mäßigem Tempo rollte der Volvo an dem blauen Schild mit dem weißen P vorbei. Zu beiden Seiten der Autobahn lag dichter Wald. Der Volvo fuhr unter einer Brücke hindurch. Dahinter kennzeichnete ein zweites Schild die Einfahrt zum Rastplatz. Rasch blinkte rechts und bog ein. Auf dem Platz parkte ein Wartburg, und eine Familie, Vater, Mutter und ein halbwüchsiger Junge spielten Federball. Ein Trabant startete und fuhr los, ein Motorrad stand aufgebockt da.

Rasch musterte ärgerlich die Maschine. »Hoffentlich sammelt der keene Pilze! Steinpilze jib's noch. Oder er hat'ne Mieze beim Wickel?« Aber die Sorge war unbegrundet. Der Motorradfahrer kam zurück und startete. Auch die Federballspieler beendeten das Spiel und fuhren weiter.

»Los!« kommandierte Rasch.

Heinz Fechner sprang hinaus und öffnete die Werkzeugkiste. Rasch folgte ihm bedächtiger.

Ria Brinkmann lag schlaflos. Es war die letzte Nacht in Thale. Sie hatte beide Möglichkeiten gegeneinander abgewogen, bleiben oder nicht bleiben und hatte sich dann doch für das Neue, Fremde, Unbekannte entschieden. Sie würde ihren alten Lebenskreis, in den sie fest eingefügt war, verlieren: den Arbeitsplatz, die Kollegen, Günter, Frau Wächter. Doch was machte es?

Ria verschränkte die Arme unter dem Kopf und starrte an die dunkle Decke. Das Fenster war einen Spalt geöffnet, ein feiner Luftzug strich über sie hin.

Sie hatte im Betrieb einen freien Tag genommen, um eine angeblich erkrankte Tante besuchen zu können.

Viel zu früh stand sie auf und packte den Campingbeutel. Sie erschrak, wie wenig hineinging. Dann zog sie den weinroten Anzug an und die Goldbrokatbluse, darüber einen warmen Mantel.

Frau Wächter kam früher in die Küche als sonst. Sie brühte Kaffee und buk Semmeln auf. Ria schluckte. Was würde die alte Frau sagen, wenn sie die Wahrheit erfuhr? Das Mädchen schob den Gedanken von sich, vielleicht kam der Laster gar nicht, oder er hielt am falschen Platz? Der Rückweg sollte offenbleiben.

»Soviel Sachen für einen Tag, Kindchen?« fragte Frau Wächter erstaunt.

Ria trank den letzten Schluck im Stehen. »Stimmt, ist wirklich zu viel«, sagte sie und trug den Campingbeutel wieder hinauf. Sie nahm den Trenchcoat heraus und hing ihn auf einen Bügel in den Schrank. Da lag die Puppe mit dem echten Haar, Ria zögerte, doch dann stopfte sie die Puppe in den Beutel.

Sie lief die Treppe hinab, ohne sich noch einmal von Frau Wächter zu verabschieden. Sie hätte ihre Tränen nicht mehr zurückhalten können.

Nicht rückwärts sehen, redete sie sich ein, was hinter mir liegt, ist erledigt. An der Straßenkrümmung blieb sie dann doch stehen und blickte zurück.

Der Nebel kroch hangaufwärts und verschleierte das

Häuschen. Aus dem Schornstein quoll bläulicher Rauch, Frau Wächter heizte das Öfchen in der Küche. Ria wandte sich ab, beschleunigte ihre Schritte bergab und war viel zu früh an der Bushaltestelle.

Von Quedlinburg aus nahm sie die Bahn. Am Zielbahnhof ging es beinahe schief. Der Zug hatte Verspätung, und der Bus, der sie zur Autobahn bringen sollte, war schon fort. Sie lief die Chaussee entlang, ein Pkw-Fahrer nahm sie mit bis zur Bushaltestelle, an der sie sich angeblich mit einem Freund verabredet hatte. Sie wartete, bis der Shiguli außer Sicht war, schwang den Campingbeutel über die Schulter und lief in Richtung Autobahn.

Sie fand einen Fußweg durch den Wald und orientierte sich an den Motorgeräuschen, die auf- und abschwollen. Dann sah sie die Betonfahrbahnen durch die Bäume schimmern und Autos vorüberhuschen. Ria kam von der Richtung ab und lief wieder zurück. Ihre Hände waren feucht, ihr Magen krampfte sich nervös zusammen, und über ihren Rücken zuckten fröstelnde Schauer.

Es begann nieselnd zu regnen.

Sie näherte sich dem Rastplatz. Plötzlich begann ihr Herz wie rasend zu pochen, denn dort stand ein Lastzug mit der Aufschrift: Fuhrbetrieb Herbert Weiß –

Heinz Fechner lag unter dem Aufleger und brachte den Wagenheber in Stellung. Dabei beobachtete er den Rastplatz. Es wurde unangenehm feucht und kalt. Neben der Werkzeugkiste stand Rasch und blickte ärgerlich auf den am Boden ausgebreiteten Inhalt, der naß wurde.

Rasch tastete an der oberen Innenkante entlang. Er fand die Feder, die die Sperre ausklinkte, und drückte darauf. Sein Gesicht verriet, wie gespannt er war. Alles hing davon ab, daß die Klappe sich anheben ließ. Rasch hatte Stückgut geladen. Wenn eine Kiste neben der Einstiegöffnung sich nur um wenige Zentimeter verschoben hatte und den Deckel blockierte, war der ganze Aufwand mit der Panne umsonst gewesen. Die dreihundert Mark, die er von Weiß bekam, waren dann verloren.

Rasch drückte gegen die Klappe. Sie gab nach. Da lächelte er zufrieden und ließ sie mit dumpfem Knall wieder fallen. Wo blieb denn nun die Puppe, die er mitnehmen sollte?

Fechner pfiff, ein Pkw rollte auf den Rastplatz am Lastzug vorbei fast bis zur Ausfahrt. Ein Mann stieg aus und lief in die Büsche. Da entdeckte Fechner das Mädchen, das zögernd näher kam, einen Campingbeutel über der Schulter. Er hustete. Rasch drehte sich um.

Das war sie. Sie näherte sich zielstrebig dem Lastzug. Jetzt zählte jede Sekunde. Der Radschlüssel klirrte auf die Steine, und Rasch wischte seine Hände an einem Putzlappen sauber.

Die Kleine sah um die Nase herum blaß aus, ihr Mund zuckte aufgeregt.

»Na?« sagte er und blickte sie fragend an.

Sie zog aus der Manteltasche eine halbe Fotografie. Rasch langte die andere Bildhälfte aus der Hosentasche. »Okay«, sagte er, »flink jetzt!«

Rasch lief zur Werkzeugkiste, beugte sich hinein und öffnete die Geheimklappe zum Frachtraum. Neben Ria stand wie aus dem Boden gewachsen ein junger Mann in hautengen Jeans und starrte sie bewundernd an. Er trug sein Haar schulterlang.

In der Werkzeugkiste klapperte es, dann kam Rasch wieder zum Vorschein. »Los, 'rein!«

Ein Lastzug bog auf den Rastplatz ein, aber der Volvo verdeckte sie. Ria löste sich aus ihrer Erstarrung, schob sich rückwärts in die Kiste und zog die Füße an. Rasch warf den Beutel hinterher, dann krachte es dumpf.

»Klappe zu, Affe dot.« Rasch wischte sich die Schweißperlen von der Stirn, danach räumte er die Kiste wieder ein. »Das ist 'ne Puppe, was? Da wärste gern mit 'ringekrochen, was?«

Heinz Fechner grinste. Das Unternehmen verlief mächtig spannend. Es war um Sekunden gegangen, denn der W-50-Lastzug mit Hänger und DDR-Kennzeichen hielt genau vor ihnen. Der Fahrer stieg aus und sah neugierig herüber.

Zwanzig Minuten arbeiteten sie angestrengt. Fechner sah, daß Rasch sein Handwerk verstand. Er half ihm, so gut er es vermochte, dann räumten sie auch den Radschlüssel fort.

Der Streifenwagen bog auf den Platz ein und stoppte hinter dem Volvo. Gruner stieg aus und kam herbei, am Lenkrad saß ein junger Wachtmeister.

»Geschafft?« fragte Gruner.

Rasch trocknete seine Stirn, und Fechner wuchtete das Pannenrad auf den Ersatzradschlitten.

»Routine«, meinte Rasch, »kommt öfter vor.«

»Zwölf Kilometer von hier ist ein neuer Fahrbahnwechsel«, erklärte Gruner, »eine Baustelle! Gute Fahrt!«

»Danke«, sagte Rasch und blickte erleichtert dem Streifenwagen hinterher.

Fechner geriet in Hochstimmung. So etwas Aufregendes hatte er noch nie erlebt, das war anders als im Film. Sie starteten, und Rasch drehte auf, um etwas verlorene Zeit herauszuholen. Fechners Gedanken bewegten sich um das Mädchen im Laderaum. »Weshalb geht die denn stiften?« fragte er.

»Die will zu ihren Alten nach Hannover, sagt Weiß. Ist mir Wurscht. Bloß schade, daß es nicht mehr waren, das hätte sich gelohnt!«

»Dann wär's schiefgegangen, die hätte der Heini gesehen, der vor uns geparkt hat!« antwortete Fechner. Genau besehen war die Masche ziemlich riskant, fand er, ständig fuhren Streifenwagen auf der Autobahn. In den nächsten beiden Wochen konnte Rasch keine Panne markieren.

»Was kriegst du denn von Weiß?« fragte Fechner.

»Geht dich das was an?« brummte Rasch.

Fechner schwieg gekränkt. Nicht mehr lange, dann war der Mercedes-Laster in Dreibrück fertig, dann rollte auch für ihn der Rubel!

Er benutzte eine raffiniertere Methode als Rasch. Er würde auf der Autobahn, getarnt von einem Sicherungsfahrzeug, automatisch sein Kennzeichen gegen eines der DDR wechseln

und etliche Kilometer von der Transitstrecke entfernt seine ›Kunden‹ einladen. Allerdings war bei dieser Arbeitsweise der Büssing verlorengegangen, aber Weiß behauptete, daß sich der Fahrer zu blöd angestellt hatte.

Rasch reduzierte die Geschwindigkeit und fuhr nach links hinüber.

Vor ihnen zog ein Pkw mit BRD-Kennzeichen unerlaubt schnell davon. Auf der linken Fahrbahnhälfte floß dichter Gegenverkehr. Plötzlich scherte hinter einem Lastzug ein Opel-Kapitän aus und raste frontal auf sie zu.

Rasch trat blitzschnell auf die Bremse. Fechner flog vom Beifahrerplatz nach vorn und stieß mit dem Kopf an die Frontscheibe, Rasch wurde auf das Lenkrad gepreßt. Der Opel wich um Zentimeterbreite in die Kolonne zurück.

»Vater, Vater, det war knapp! So ein Idiot!« schimpfte Rasch heiser und gab wieder Gas.

Fechner rieb seine Stirn. »Wenn man sie braucht, ist keine Streife da, aber…« Er stockte. »Mensch, Bomme!« rief er erregt. »Die Kleine hinten! Wenn der was passiert ist?«

Raschs rechter Fuß zuckte vom Gaspedal. Er trat aber gleich wieder drauf. »Hier kann ich nich halten! Male nich den Deibel an die Wand! Vater, Vater, wenn die bei die Kontrolle mit 'n Mal jammert? Der nächste Rastplatz is' unser!«

Es regnete wieder stärker, und Rasch schaltete die Scheibenwischer ein. Die Umleitungsstrecke war zu Ende. Er fuhr wieder auf die rechte Fahrbahn hinüber. Wenige hundert Meter dahinter befand sich ein Rastplatz. Links und rechts von der Autobahn dehnten sich Äcker und Grünflächen aus.

Der Volvozug füllte den kleinen Parkplatz zur Hälfte aus. Hier hielt kein anderes Fahrzeug. Auf der Autobahn rollte pausenlos der Verkehr.

Fechner sprang heraus und lief nach hinten. Er klopfte an die Seitenwand und fragte leise: »Alles in Ordnung?« Doch er bekam keine Antwort. Hinter der Plane rührte sich nichts.

Bomme Rasch trat zu ihm. »Na, was ist?«

»Nichts. Soll ich 'reinklettern?« fragte Fechner.

Rasch meinte zögernd: »Mal sehen, ob die Luke frei ist.« Er öffnete die Werkzeugkiste, zog das obere Schubfach heraus und tastete nach der Feder. Sie schnappte hörbar, aber die Geheimluke bewegte sich keinen Millimeter, so sehr sich Rasch auch dagegenstemmte. Er zuckte die Schultern. Sie lauschten ratlos. Es blieb unheimlich still. Da schob Rasch die Lade wieder hinein.

»Wir machen die Plane auf«, schlug Fechner vor.

Rasch tippte mit dem Finger an die Stirn. »Und die Plomben? Wenn die ab sind, werden wir kontrolliert. Dann gute Nacht!«

»Egal«, erklärte Heinz Fechner erregt, »dem Mädel is' was passiert!«

»Los, einsteigen«, forderte Rasch, doch Fechner rührte sich nicht.

»Hör zu«, sagte Rasch, »entweder sie ist kaputt, dann hat sie Pech gehabt, und wir können ihr nicht helfen. Oder sie ist bloß ohnmächtig, dann drück die Daumen, daß sie nicht bei der Kontrolle zu sich kommt und Theater macht! Los, steig ein!«

Rasch lief nach vorn. Fechner folgte zögernd. »Und wenn sie verblutet, weil wir ihr nicht geholfen haben?«

Rasch zuckte die Schultern. Sie stiegen ein und fuhren weiter.

Fechner konnte sich nicht beruhigen. Er stellte sich vor, wie das Mädchen mit zerquetschten Gliedmaßen zwischen dem Stückgut lag. Oder hatte eine Kiste sie gar erschlagen?

»Vater, Vater«, sagte Bomme Rasch, »siehst du käsig aus. Wenn dich so was gleich umschmeißt, dann bleib lieber bei deiner dreckigen Wäsche!« –

Zollsekretär Richter legte den Telefonhörer auf die Gabel zurück, trat ans Fenster und öffnete es. Auf dem Zollhof warteten mehrere Fernlastzüge auf ihre Verplombung. »Herr Kaufhold!« rief er.

Der Zollbeamte unterbrach seine Tätigkeit und lief zum Dienstgebäude hinüber. »Ja, Herr Richter?«

Der beugte sich weit aus dem Fenster und erklärte halblaut: »Ein Volvo von Weiß bringt was mit!«

Kaufhold nickte. »Geht klar, Herr Richter!«

Von nun an beobachtete er die Einfahrt. Nach einer Stunde etwa rollte der aus Berlin-West kommende Sattelschlepper auf den Zollhof, und Kaufhold wies ihn in die Hofecke ein, die ein beschlagnahmter holländischer Laster vor Sicht schützte.

Rasch kletterte heraus und rief Kaufhold zu: »'n Arzt! Wir haben Pech gehabt!« Er schilderte knapp den Vorfall. Kaufhold lief ins Dienstgebäude. Zollsekretär Richter verlangte, jedes Aufsehen zu vermeiden. Ein Arzt war nicht zu erreichen, aber ein Zollbeamter war als Sanitäter ausgebildet.

Die Plomben wurden entfernt und die Klappen herabgelassen.

Fechner stand mit entsetztem Gesicht dabei und schluckte erschrocken. Ria Brinkmann lag eingeklemmt zwischen dem verrutschten Stückgut. Sie hatte Glück gehabt, daß sie nicht erschlagen worden war, doch ihr rechter Fuß lag unter einer Kiste. Rasch, Kaufhold und Fechner hatten Mühe, sie anzuheben.

Der Fuß sah böse zugerichtet aus, Ria erwachte aus ihrer Ohnmacht und wimmerte leise, als sie herabgehoben wurde.

»Keine Trage«, entschied Zollsekretär Richter, »und kein Aufsehen!«

Rasch und Fechner trugen Ria in das Dienstgebäude. Als später ein Krankenwagen davor hielt, brachte es niemand mehr mit dem Volvozug in Zusammenhang.

Gerda und Richard Stolle wurden erst abends telefonisch durch Herbert Weiß von dem Unfall unterrichtet. Sie schlossen das Lokal und fuhren mit dem Volkswagen nach Helmstedt.

Der Wind klatschte den Regen gegen die Frontscheibe des Streifenwagens. Die Wischer hielten mühsam die Sicht frei. Obwohl es mittags war, fuhren die Pkw mit Beleuchtung und reduzierten ihr Tempo. Der Verkehr auf der Autobahn Dre-

witz–Marienborn floß spärlich und träge.

Wachtmeister Schmolke verringerte die Geschwindigkeit auf siebzig Stundenkilometer, da die Reifen schlecht auf der Fahrbahn hafteten.

»Mistwetter«, knurrte Gruner auf dem Beifahrerplatz und starrte voraus in die Regenwand. Der Wind schuttelte dichte Tropfenschauer von den kahlen Bäumen und peitschte sie auf die Betonbahn.

Links neben ihnen tauchte auf der Überholspur ein Pkw auf. Der Motor des alten Opel schnaufte asthmatisch im Hundertkilometertempo.

»Der ist lebensmüde«, meinte Schmolke unwillig.

Der Opel zog kurz vor ihnen nach rechts hinüber, und sekundenlang blickten Gruner und Schmolke in einen undurchdringlichen Wasserschwall.

»Der fährt ohne Spritzlappen«, sagte Gruner. »Nun sehen Sie sich das an.«

Die Auspuffhaltung war abgerissen, das Rohr wippte und berührte, in kurzen Abständen feurige Funken stiebend, die Fahrbahn.

»Westwagen«, sagte Schmolke, »rotes Überführungskennzeichen. Er legte Tempo zu, der Abstand zum Opel vergrößerte sich nicht mehr. Dann sagte er verblüfft: »Genosse Gruner, das linke Vorderrad!«

Schmolke zog auf die Überholspur hinüber, da sah Gruner ebenfalls: das linke Vorderrad des Autoveteranen schlug gefährlich seitlich aus.

»Das darf doch nicht wahr sein«, meinte Schmolke empört, »mit dem Schrotthaufen hundert?«

»Überholen und stoppen!« befahl Gruner. Er beugte sich vor, soweit es der Sicherheitsgurt zuließ, und zerdrückte seinen Zigarettenrest im Ascher.

Schmolke trat das Gaspedal tiefer. Der Wolga reagierte wie ein Reitpferd, das die Sporen bekommt. Der Abstand zum Opel verringerte sich. »Mehr schafft der nicht, er fährt alles, was drin ist«, äußerte Schmolke.

Der Streifenwagen schob sich am Hinterrad des Opels vorbei. Am Lenkrad saß ein Mann unbestimmbaren Alters, Gruner sah langes ungepflegtes Haar und ein hageres Profil mit spitzer Nase. Der Mann blickte starr geradeaus in den Regen.

Schmolke überholte und lenkte behutsam nach rechts hinüber. Ein scharfer Steuereinschlag wurde leicht zum Verhängnis. Gruner drehte die Scheibe herab, hielt den Befehlsstab hinaus und tippte ihn abwärts. Schmolke verringerte das Tempo und zog weiter rechts hinüber.

»Stur wie ein Panzer«, schimpfte Gruner, als der Opel gefährlich nahe auffuhr.

»Der pennt«, meinte Schmolke ärgerlich.

Der Opel verringerte endlich das Tempo und glich es dem des Streifenwagens an. Gruner stieß den Stab waagerecht nach rechts. Der Opel, ein Modell der fünfziger Jahre, schleuderte gefährlich, als der Fahrer die Bremse trat. Die Fahrzeuge hielten auf dem Grünstreifen am rechten Fahrbahnrand. Gruner sprang hinaus und lief nach hinten.

Der Fahrer des Opel drehte die Scheibe herunter und blickte dem Verkehrspolizisten scheinbar gleichmütig entgegen. Doch Gruner sah die Unsicherheit in seinem Blick und das Flattern seiner Hände.

Er legte die Hand an die Mütze. »Volkspolizei! Meister der VP Gruner! Sind Sie der Fahrzeughalter?«

»Bitte?« Das hagere Gesicht verzog sich arrogant. »Weshalb? Im Transitverkehr wird doch nicht kontrolliert, oder?«

Gruner beugte sich hinab, er hatte sich nicht geirrt. Von dem Fahrer ging intensiver Alkoholgeruch aus. »Dies ist keine Kontrolle«, erklärte Gruner, »ich weise Sie nur darauf hin, daß Sie den Auspuff verlieren! Außerdem eiert das linke Vorderrad gefährlich!«

»So?« sagte der Fahrer. »Bis Hannover komme ich schon!«

»Das glaube ich nicht«, meinte Gruner sachlich. Er bückte sich und rüttelte am linken Vorderrad. Wie er vermutet hatte, waren die Radlager ausgelaufen. »So fahren Sie nicht weiter!«

Wachtmeister Schmolke kam herbei, und Gruner forderte leise: »Eine Tüte!«

Schmolke stutzte und lief zum Streifenwagen zurück.

Gruner tastete über den Reifen, vom Profil fühlte er kaum etwas. »Steigen Sie aus«, forderte er.

Der Fahrer folgte nur zögernd der Weisung. »Ich protestiere! Das ist eine Kontrolle! Das ist ungesetzlich! Sie verstoßen gegen das Transitabkommen! Ich beschwere mich!«

»Da Sie das Transitabkommen erwähnen«, antwortete Gruner, »Voraussetzung für die Benutzung unserer Straßen ist, daß die Fahrzeuge verkehrssicher sind! Dieser Pkw weist erhebliche Mängel auf!«

Die Wolkendecke riß plötzlich auf, und die Sonne schien blaß auf die nassen Fahrbahnen.

Gruner überprüfte sämtliche Radlager. Bis auf eins waren sie ausgelaufen, und alle Reifen besaßen Schrottwert.

Schmolke kam und reichte Gruner die Tüte. Der wandte sich an den Fahrer: »Nicht nur Ihr Fahrzeug ist eine Gefahr für den Verkehr, mir scheint, daß Sie selbst nicht fahrtauglich sind. Haben Sie Alkohol getrunken?«

Das hagere Gesicht wurde blaß, der Adamsapfel zuckte. »Ich? Alkohol? Keinen Tropfen!«

»Dann macht es Ihnen sicher nichts aus, in die Tüte zu pusten!« Gruner hielt sie ihm hin. Der Hagere nahm sie und blies zaghaft hinein.

»Das reicht«, meinte Schmolke lakonisch. Die Tüte hatte sich eindeutig verfärbt. Der Fahrer begriff langsam seine Situation.

»Ihre Papiere!« forderte Gruner. »Sie sind ausreichend verdächtig, eine erhebliche Menge Alkohol getrunken zu haben. Sie werden zur Feststellung Ihres Blutalkoholspiegels einem Krankenhaus zugeführt!«

Der Fahrer reagierte nicht. Schmolke wunderte sich. Meist folgten Proteste oder Bitten, manchmal sogar Bestechungsversuche. Dieser Mann hatte all sein Pulver verschossen. Er reichte Gruner apathisch seine Fahrerlaubnis und den Personalausweis.

»Sie heißen Koch, Wilfried?«

Der Hagere nickte und starrte stumm zu Boden. Gruner las das Geburtsdatum und staunte. Koch war erst dreißig Jahre alt. Er hatte ihn auf Mitte vierzig geschätzt. Der hat doch was, dachte er, so niedergeschmettert wie der war. Er trat zu Schmolke und sagte leise: »Meldung an Leitstelle: Fahrer eines West-Pkw benutzt gefälschte Fahrerlaubnis!«

Schmolke lief zum Sprechfunkgerät.

»Der Fahrzeughalter heißt Albert Mörsch?« fragte Gruner. Die für eine Fahrt von Berlin-West nach Hannover befristete Zulassung lautete auf diesen Namen.

Der Fahrer lehnte am Wagen, als könne er sich kaum noch auf den Füßen halten. »Was – wird – denn – nun –?« fragte er unsicher.

»Das Fahrzeug wird aus dem Verkehr gezogen. Öffnen Sie mal die Motorhaube!«

Der Hagere rührte sich nicht, Gruner entriegelte den Verschluß und hob die Motorhaube. Der Anblick verschlug ihm die Sprache.

Schmolke trat neben ihn und meldete: »Anton dreißig kommt.« Dann blickte er ebenfalls in den Motorraum.

»So was Vergammeltes habe ich noch nie gesehen«, sagte Gruner fassungslos, »der Wagen ist Schrott!«

»Schrott auf Rädern«, erklärte Schmolke trocken.

Wilfried Koch lehnte kreidebleich am Fahrzeug. Seine Hände flatterten.

»Was hat der denn?« fragte Schmolke leise. »Der kippt ja gleich aus den Pantinen!«

»Ist Ihnen nicht gut?« fragte Gruner.

Koch antwortete nicht. Er zerrte ein Taschentuch hervor, das irgendwann einmal weiß gewesen war, und rieb damit seine Stirn. Doch der Schweiß rann über sein Gesicht. Gruner stutzte, denn es mengten sich Tränen hinein. Der Kerl heulte wahrhaftig.

»Ich, ich hätte mich nicht drauf einlassen sollen«, sagte Koch tonlos.

»Worauf?« fragte Gruner.

»Im . . ., im Kofferraum«, flüsterte Koch und brach ab.

Gruner und Schmolke wechselten einen raschen Blick. Das erklärte alles. Gruner bückte sich und zog den Zündschlüssel heraus. »Einsteigen und nicht rühren!« befahl er Koch.

Der folgte augenblicklich der Weisung, sank in den Sitz, legte die Arme auf das Lenkrad und verbarg das Gesicht darin.

»Los!« kommandierte Gruner leise. Schmolke folgte ihm hinter den Pkw, sie öffneten die Kofferklappe, darunter lag zusammengekrümmt ein junger Mann und starrte sie entsetzt an.

»'rauskommen!« forderte Wachtmeister Schmolke.

Der junge Mann vermochte seine erstarrten Gelenke kaum zu bewegen, er kroch mühsam heraus und stand mit hängenden Armen da.

»Sie wollten also nach drüben?« fragte Gruner.

Das junge Gesicht verzog sich trotzig. »Zu mein' Bruder wollte ick!«

»Wohin?«

»Westberlin!«

Gruner sah ihn erstaunt an und wiederholte: »Berlin-West? Sie fahren ja in die verkehrte Richtung!«

»Ging nich anders. Hat Keule eingefädelt, von Hannover mit's Flugzeug retour!«

Gruner kontrollierte die Papiere des Festgenommenen. »Heinz Kinzel? Wo arbeiten Sie?«

»Gleisbau – Reichsbahn!« antwortete Kinzel mürrisch.

Auf der Gegenfahrbahn näherte sich ein Streifenwagen mit Sondersignal, verringerte das Tempo, fuhr über den Mittelstreifen und stoppte hinter dem Opel.

Klatt bewirtete die drei Herren mit Whisky. Er empfing sie auch nicht im Büro, sondern im Salon mit den Barockmöbeln. Sie saßen in den wuchtigen Sesseln und besprachen jene Details, die der Organisation Klatt Auftrieb geben sollten. Denn Mister Gardner hatte Wort gehalten. Die Gruppen Klatt,

Bortfelt und Weiß sollten noch kontinuierlicher zusammenarbeiten.

Die drei Besucher glichen sich auf merkwürdige Weise, wie ja auch Absolventen einer bestimmten Fakultät oft etwas Gemeinsames haben. Alle drei waren routinierte Verhandlungspartner und für angesehene Firmen im Ausland tätig. Klatt hatte anfangs geglaubt, Vertreter für Staubsauger vor sich zu haben, aber rasch seine Meinung geändert, als er von siebenstelligen Verkaufsabschlüssen erfuhr. Die drei sollten helfen, Gardners Forderung nach den Stoßrichtungen »technische Intelligenz« und »Ärzte« zu verwirklichen und dabei den Status freier Mitarbeiter haben, denen Klatt lediglich ein Anerkennungshonorar zahlte.

»Was Ihnen fehlt, Herr Klatt, ist Adressenmaterial vom Osten, damit man gezielt arbeiten kann!« stellte einer der drei Herren sachlich fest.

Im Büro läutete das Telefon, Klatt hob lauschend den Kopf und hörte Fräulein Heimchens Stimme. Bald darauf klopfte es, und das ältliche Fräulein, das halbtags die Schreibarbeiten erledigte, steckte den Kopf durch die Tür. »Herr Klatt, Telefon!«

Er murmelte eine Entschuldigung und ging hinaus. »Ich wollte doch nicht gestört werden«, brummte er ärgerlich.

»Die Polizei«, erklärte Fräulein Heimchen schüchtern.

Am anderen Ende meldete sich das Polizeipräsidium, am Apparat war Inspektor Schütte. Er kam sofort zur Sache. »'ne schlechte Nachricht, Herr Klatt! Ein Fernschreiben! Ein Opel von Ihnen ist in der DDR beschlagnahmt worden! Er wurde wegen technischer Mängel gestoppt! Im Kofferraum war ein blinder Mitfahrer!« Schütte räusperte sich. »Ja, mein Lieber, den Wagen sind Sie los!«

»Der gehört mir gar nicht«, erklärte Klatt beiläufig, »sondern Herrn Mörsch!«

Die Stimme am anderen Ende klang ungehalten. »Was soll das? Er ist doch Ihr Strohmann, oder nicht?«

Klatt ließ die Frage offen, erklärte dann aber seufzend: »Da

sehen Sie, mit welchem Risiko wir arbeiten!«

Als er zu seinen Besuchern zurückging und ihnen mitteilte, daß wieder ein Schleusungsfahrzeug samt Fahrer und Kunden verlorengegangen sei, kommentierte einer der drei Herren, der Gardners besonderes Vertrauen zu besitzen schien, mit einem gleichmütigen Achselzucken. »Pech!«

Klatt tat so, als richte ihn der Verlust beinahe zugrunde, seine Besucher wußten ja nicht, daß der Wagen ein Schrotthaufen war und daß er viertausend Mark bereits kassiert hatte.

»Sie sehen das zu einseitig, Herr Klatt«, erklärte der Wortführer, »zu sehr als ›Kaufmann‹! Wir sehen es politisch! Je mehr solcher an sich bedauerlichen Vorkommnisse es auf den Transitstrecken gibt, um so nervöser werden die drüben. Ist das klar?«

»Und was nützt das?« fragte Klatt.

»Sehr viel! Auf die Dauer sehen die Kommunisten nicht tatenlos zu und ergreifen Gegenmaßnahmen! Darauf warten wir! Das gibt Stoff für unsere Massenmedien, begreifen Sie? Damit setzen wir sie vor aller Welt ins Unrecht!«

Klatt brummte zustimmend. Er war jedem einzelnen seiner Partner unterlegen, gemeinsam aber steckten sie ihn glatt in die Tasche. Mit Politik sollten sie ihn verschonen. Seine Argumente ließen sich in Zahlen ausdrücken, und die waren auf seinen Konten, die er bei mehreren Banken eingerichtet hatte, nicht klein.

Die Besucher fuhren endlich vom Hof, Mörsch erschien. Klatt führte ihn ins Büro. Der ehemalige Bierkutscher brachte ihm Adressen von Leuten, die fünfhundert Mark verdienen wollten und sich bereit erklärt hatten, mit einem alten Wagen in die BRD zu fahren und unterwegs »Kunden« aufzunehmen. Das Risiko, das mit diesen Fahrten verbunden war, verschwiegen Mörsch und Klatt. Sie argumentierten mit dem Zauberwort »Transitabkommen«, das ungehindertes und unkontrolliertes Fahren garantierte.

Mörsch setzte sich auf den Stuhl vor Klatts Schreibtisch.

Die Stiluhr zeigte zehn Minuten nach siebzehn Uhr, Zeit, daß er in Bachullas Kneipe kam. Er schob Klatt die Zettel mit den Namen hin. Klatt holte guten Kognak aus dem Schreibtisch und füllte die Schwenker.

Mörsch trank lieber Bier, doch er wollte Klatt nicht kränken und trank ihm zu, als dieser sein Glas hob. Klatt rang sich zu einem Entschluß durch. Er erhob sich schwerfällig und ging zur Schublade. Seine Hand zögerte, bevor er aufschloß, doch dann griff er ein abgezähltes Bündel Geldscheine und schob es Mörsch hin. »Hier, Tausend für Sie!«

Mörsch starrte ihn verblüfft an. Sie hatten abgerechnet, und er war zufrieden gewesen.

Klatt gab seiner Stimme einen wohlwollenden Klang. »Tut mir leid, es sollte mehr für Sie 'rausspringen, wo doch der Wagen auf Ihren Namen lief, aber leider ist er verschüttgegangen!«

Mörsch verstand, daß das Geld ihm gehörte, und steckte es schnell ein. Dann erst begriff er. »Was denn, Koch ist geplatzt? Und Kinzel auch?«

Klatt nickte betrübt. »Leider, ich habe erst vorhin Bescheid bekommen. Ich habe so was geahnt, weil kein Anruf aus Hannover kam.«

Ich wußte es, dachte Mörsch. Ob Koch nach Fusel gestunken hat? »Wissen Sie Genaueres?« fragte er.

Klatt zuckte bedauernd die Schultern. »Das Risiko tragen wir immer«, meinte er betrübt, »und niemand kann verlangen, daß wir dabei draufzahlen!«

»Natürlich nicht«, bestätigte Mörsch, »wo kämen wir denn da hin?«

Klatt räusperte sich. »Bei Wuschke auf'm Platz steht 'n Ford, der aussieht, als würde er noch 'n paar hundert Kilometer schaffen. Wollen Sie ihn kaufen?«

Mörsch rutschte auf seinem Stuhl nach vorn und starrte Klatt verblüfft an. Seine Augen funkelten begehrlich. »Klar, Herr Klatt, mach' ich.«

Ob dem »Hai« nicht zu Unrecht alles mögliche angehängt

wurde? Man sollte stets beide Parteien anhören, ehe man die eine verurteilt.

Sie trennten sich mit einem festen Händedruck.

Wenig später spülte Mörsch bei Bachulla den Kognakgeschmack mit Bier hinunter. Für die beiden Schrott-Opel auf Klatts Hof hatte er bereits Fahrer angeworben. Nun wollte er sich noch nach einem Fahrer für den Ford umsehen.

In der Kneipe war es ruhig. Die langhaarigen Skatspieler fehlten. Der Dicke mit seiner zierlichen Frau war noch nicht da, und neben dem Elektroofen saß der Straßenhändler, der inzwischen mit Gemüsezerkleinerern handelte, und sah ungeduldig bald auf seine Armbanduhr, bald auf die Tür.

Gustav Bachulla saß dösend am Tisch mit dem Schild »Privat«.

Mörsch starrte vor sich hin. Er träumte von einem gebrauchten Pkw, einem soliden Wagen mit großem Motorraum, den eine geschickte Werkstatt präpariert hatte und mit dem er Fahrten auf eigene Rechnung unternahm.

Es war nicht zu bestreiten. Der Tausender in seiner Brieftasche verlieh ihm ein Gefühl der Sicherheit. Als Bierfahrer war er mit dem zufrieden gewesen, was er verdiente und was an Trinkgeld abfiel, manchmal konnte er auch beim Leergut ein bißchen Gewinn einheimsen. Er wußte aber immer, daß er nie an das große Geld herankam, als Taxifahrer schon gar nicht. Die Scheine in seiner Brieftasche gaben ihm eine Chance. Die erste Million sei die schwerste, sagte man, mit Tausendern war es ähnlich.

»Guten Abend, Albert«, sagte eine vertraute Stimme. Er schreckte aus seinen Gedanken auf. »'n Abend, Heino!«

Siebling rückte sich den zweiten Stuhl zurecht. Mörsch trank sein Glas leer und rief: »Gustav, zwei Bier!«

Bachulla erhob sich seufzend und schlurfte hinter die Theke.

»Ist der Schrotthaufen durchgekommen?« fragte Siebling gespannt.

Mörsch vermied es, ihn anzusehen, und beobachtete den

Wirt, der den Schaum von den Gläsern strich. Gustav brachte die Biere und fragte, ob Mörsch an einem neuen Farbfernseher interessiert sei, ohne Garantie, halber Preis! Mörsch winkte ab, er hatte von einem Einbruch in der Hermannstraße gelesen.

Als Bachulla gegangen war, wiederholte Siebling seine Frage.

»Keine Ahnung«, antwortete Mörsch gleichgültig und führte das Glas an den Mund.

»Haben die sich aus Hannover gemeldet?« fragte Siebling.

»Weiß ich's?« antwortete Mörsch.

»Was ist mit dir los, Albert? Hat Klatt nichts gesagt? Du kommst doch gerade von ihm.«

Mörsch starrte ihn an. »Woher weißt du'n das?«

»Ich habe gegenüber geparkt, den halben Nachmittag, und es hat gelohnt, sage ich dir! Klatt hatte Besuch, drei Männer, den einen Typ kannte ich, er verkauft Verpackungsmaschinen, aber nebenher arbeitet er für die CIA! Er hat damals im Kongo mitgemischt!«

»Du bist ja verrückt«, platzte Mörsch heraus. Dabei bezweifelte er keine Sekunde, daß Siebling die Wahrheit sagte. Die CIA, das war der amerikanische Geheimdienst. Wenn dessen Leute bei Klatt ein- und ausgingen, mußte der »Hai« ziemlich große Bedeutung haben. Das änderte die Sachlage erheblich, und er hatte nicht zwischen Klatt und Siebling zu wählen, sondern zwischen der CIA und dem Reporter.

Siebling trank sein Bier in einem Zug aus und stellte das Glas heftig auf den Tisch. »Hat sich zwischen uns was geändert, oder stehst du noch zu deinem Wort?«

»Was denn für'n Wort?« fragte Mörsch unbehaglich. »Du hast mich überfahren, so wird 'n Schuh draus! Ich habe mir alles noch mal durch den Kopf gehen lassen. Was Konzach betrifft, da bildest du dir was ein! Was habe ich davon, wenn Klatt in Schwulitäten kommt? Dann bin ich meinen Job los! Besorgst du mir vielleicht 'n neuen?«

Siebling schüttelte den Kopf. »Junge, Junge, hast du

Manschetten. Koch und Kinzel sind also verschüttgegangen! Hat der ›Hai‹ dir was von seinem Reibach abgegeben? Der Wagen lief doch auf deinen Namen!«

»Wieso?«

»Ich habe mit Koch gesprochen, er hat mir die Zulassung gezeigt, Fahrzeughalter Albert Mörsch!«

Mörschs Stirn lief rot an. Er wandte sich brüsk ab. »Na und? Du kannst mich mal!«

Siebling erhob sich schwerfällig, kramte eine Mark aus dem Portemonnaie, trat an die Theke und schob sie Bachulla hin. »Mein Bier!« Er ging zur Tür, blieb neben Mörsch stehen und schien etwas sagen zu wollen, wandte sich dann jedoch achselzuckend ab.

»Sieht nach Regen aus«, sagte Bachulla, als die Tür sich hinter dem Gast geschlossen hatte. »Noch 'n Bier, Albert?«

»Ja«, sagte Mörsch, »und 'n Kognak, 'n doppelten!«

Der Nachmittag blieb trübe. Regenschwere Wolken verdüsterten den Himmel, und manchmal rieselte ein Schauer herab. Dann schaltete Volz die Scheibenwischer ein und brachte das Gesicht nah an die Scheibe.

Großes Maul und nichts dahinter, dachte Passe, nicht mal gucken kann er. Diese Fahrt von Dreibrück nach Westberlin verlief anders als sonst. Volz fuhr. Er hatte so lange geübt, bis er mit dem Pritschenwagen zurechtkam. Passe saß auf dem Beifahrerplatz und genoß die Fahrt.

Bortfelt hatte ihm hundert Mark in die Hand gedrückt und gesagt, daß es die letzte Fahrt für ihn sei, aber er ließe ihn nicht fallen, Herr Klatt in Neukölln, dessen Kunden sie heute schleusten, hätte einen Job für ihn.

Passe tastete hinter sich nach dem Wermut. Er fühlte den schlanken Flaschenhals, und Volz meinte ärgerlich: »Sauf nicht schon wieder! Unsere Laube stinkt wie 'ne Kneipe!« Er drehte die Scheibe herunter.

Passe trank trotzdem, stopfte den Korken wieder hinein und steckte die Flasche weg. Volz fuhr belämmert, fand er, hielt

bald zu weit links hinüber, zog dann wieder scharf nach rechts, daß die Räder die Grasnarbe streiften. Kraftfahrer, die sie überholten, hupten verärgert.

»Du starrst zu kurz vor dir auf die Fahrbahn, Volz, so hältst du nie die Richtung! Weit voraussehen, darauf kommt es an. Man muß einen Zielpunkt haben!«

»Du spinnst«, meinte Volz, »du fährst nicht besser!«

Passe sann seinen eigenen Worten nach. Steckte nicht ungewollt ein tieferer Sinn dahinter? Alles, was er in seinem verpfuschten Leben getan hatte, war von Kurzsichtigkeit diktiert gewesen. Was auf den ersten Blick angenehm schien und Vorteil versprach, hatte er angestrebt, ohne zu bedenken, daß der Nutzen nicht von Dauer war. Er hatte in seinem Leben nie einen festen Zielpunkt im Auge gehabt, auch damals im HO-Restaurant nicht. Wer weiß, wo er sonst heute stünde? Einer seiner Lehrlinge war Chefkoch im Interhotel.

Robert Passe seufzte und tastete abermals nach der Flasche. Aber seine Hand zuckte zurück. Volz würde wieder nörgeln. Auf der Ladefläche stand außer dem Schweißgerät sein zerschrammter Koffer mit der spärlichen Habe. Der Wintermantel war das einzige gute Stück, den hatte er vom »Roten Kreuz« geschnurrt.

»Du meinst, daß ich bei deinem Kumpel unterkomme?«

Volz nickte gönnerhaft. »Geht klar, der hat 'n Narren an dir gefressen, wieso, ist mir schleierhaft, Mann!«

Passe lächelte erfreut. Die Laubenkolonie, in der Atze Schliff wohnte, lag in Neukölln am Teltowkanal. Atze arbeitete in einer Möbelfabrik als schlecht bezahlter Hilfsarbeiter. Er war gutmütig und besaß eine Schwäche für Alkohol, der ihm nie ausging.

Als Passe und Volz das letzte Mal in Atzes Laube übernachtet hatten, trugen Bäume und Sträucher noch Blätter. Diesmal waren sie kahl. Passe stellte sich das Gärtchen im Frühjahr vor, wenn die Obstbäume blühten. Atze hielt auf Ordnung, er hatte mal in einer Gärtnerei gearbeitet.

»Nimmst du den Job bei Klatt an?« fragte Volz, musterte

ihn und kramte in seiner Jacke nach Zigaretten. Das Fahrzeug schlingerte.

»Gib her«, sagte Passe.

Volz reichte ihm die Schachtel. »Nimm dir auch eine.«

Passe rauchte zwei Zigaretten an und steckte Volz eine zu. Der paffte und spuckte aus dem Fenster. »Pfui Deibel, dein Fusel!«

Passe grinste und trank noch einen Schluck, es war der letzte. »Fünfhundert zahlt Klatt für die Tour Berlin–BRD! Fünfhundert, Tatsache!«

»Ich weiß nicht«, murmelte Volz, »is' mir zu riskant mit so'n Heini im Kofferraum. Die Grenzer haben dafür 'ne Neese, die kieken dann 'rin, Mann!«

»Mal kriegen sie uns alle«, meinte Passe ungerührt.

Volz murmelte etwas vor sich hin.

Das Risiko besteht bei jeder Fahrt, dachte Passe, man hofft jedesmal, daß es nicht die letzte ist.

Sie fuhren an schwach besetzten Rastplätzen vorüber. Die Reisezeit war vorbei, meist pausierten Lastzüge. Ab und an überholte sie ein Streifenwagen der Verkehrspolizei.

»Ob denen das nicht mal auffällt, wenn wir mit der ›Bombe‹ hin- und herkutschen?« meinte Passe. Die Gasflasche blieb ihm unheimlich, für keine Summe der Welt würde er da hineinklettern.

Ein neuer Schauer prasselte herab. Volz schaltete wieder die Scheibenwischer ein. Die Autobahn führte durch Kiefernwald, die Stämme glänzten naß. Etliche Fahrzeuge fuhren mit Licht. Passe blinzelte schläfrig.

»Noch zehn Kilometer«, sagte Volz.

Passe antwortete nicht, sein Kinn sank auf die Brust, er atmete röchelnd mit offenem Mund. Da trat Volz heftig die Bremse. Passe stürzte vorwärts und stieß sich seine Stirn an der Frontscheibe.

»Ein Reh«, sagte Volz grinsend, »Tatsache, Mann!«

Robert Passe rieb sich die schmerzende Stirn.

Als es zu regnen begann, schlug Wolter die Kapuze des Anoraks über den Kopf. Er stand in den Kiefernkusseln und ahnte nicht, daß es genau die Stelle war, an der Heinze auf denselben Pritschenwagen gewartet hatte. Vor ein paar Tagen hätte ihm jemand sagen sollen, daß er in einem Wäldchen an der Autobahn Marienborn–Drewitz auf einen Lieferwagen warten würde, der ihn nach Westberlin ausschleuste. Er hätte an dessen Verstand gezweifelt.

Alles war bisher folgerichtig verlaufen. Er hatte von Heinze eine Ansichtskarte erhalten. Heinze sandte Grüße und teilte mit, wie gut es ihm ginge. Wolter sah keinen Sinn darin. Niemand sonst in der Brigade hatte Post von Heinze bekommen.

Am Nachmittag des nächsten Tages hatte ihn ein Herr Küfer besucht, ein unscheinbares Männchen mit zerfurchter Stirn und auffallend großem Pickel. Wolter hatte ihn am Fahrstuhl empfangen und durch das Wohnzimmer zur Loggia geführt. Für Besucher war es immer ein Erlebnis, vom neunten Stock über das U-Bahn-Gelände hinweg auf den Tierpark zu schauen.

Herr Küfer richtete Grüße von Heinze aus. Der Picklige wußte nicht, wo er seine Hände lassen sollte, und zerrte verzweifelt an seinem Hemdkragen.

»Grüße von Heinze?« fragte Wolter ungläubig.

Sein Besucher lächelte unsicher, holte eine Ansichtskarte aus der Jacke und schob sie ihm hin. Küfer setzte zu einer Erklärung an und brachte keinen zusammenhängenden Satz zustande. Die Karte war ebenfalls von Heinze geschrieben.

Wolter lief zum Wohnzimmerschrank, holte die Karte, die mit der Post gekommen war, und verglich beide miteinander. Es war zweimal der wörtlich gleiche Text und dasselbe Motiv.

Küfer wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Damit Sie sehen, daß mich wirklich Herr Heinze schickt!« Dann gestand er verblüffend offen: »Ich habe das noch nie gemacht, wissen Sie!«

»Was?« fragte Wolter.

»Kurier gespielt!«

»Was denn für'n Kurier?« fragte Wolter erstaunt.

»Ich soll fragen, ob Sie 'rüber wollen!« brachte Küfer endlich heraus.

Wolter starrte ihn verblüfft an. Das durfte doch nicht wahr sein, Heinze wußte doch, wo er politisch zu Hause war. »Noch mal von vorn«, forderte er. »Herr Heinze schickt Sie zu mir, um mich zu fragen, ob ich nach drüben will?« Er starrte den Pickligen ungläubig an.

»Herrn Heinze kenne ich nicht«, sagte Küfer wahrheitsgemäß. »Ich habe ihn nie gesehen. Der eigentliche Auftrag stammt von Herrn Klatt.«

»Und deswegen kommen Sie extra 'rüber?« fragte Wolter.

Der Picklige grinste. »Und den Saurier habe ich mir angesehn!«

»Den – Saurier?«

Pickel war tatsächlich im Naturkundemuseum gewesen, ehe er zum Hans-Loch-Viertel fuhr. Wolter überlegte. Was waren das für Leute, die ihm diesen seltsamen Kauz schickten? Auf diese Art und Weise war vermutlich auch Heinze abgeworben worden. Haubold, dachte er, Haubold hat ihn nachgeholt. Darin erkannte er noch eine gewisse Logik, denn wenn es jemals einen unsicheren Kantonisten in der Brigade gegeben hatte, dann war es Heinze gewesen. Welche Erklärung gab es aber, daß er sich an seinen ehemaligen Brigadier wandte? Darauf war nur eine Antwort möglich: Er wollte jemanden über die Klinge springen lassen! Weshalb aber? War er enttäuscht? Hatten sich seine Erwartungen nicht erfüllt? Wollte er sich dafür rächen? An wem? An diesem Küfer, einem Anfänger?

»Sie kennen Heinze also nicht?« fragte Wolter.

»Wirklich nicht«, versicherte Küfer.

Wolter überlegte fieberhaft. Es gab nur eine Möglichkeit, das Angebot zu akzeptieren. –

Es hatte aufgehört zu regnen. Nur von den Zweigen rann es noch naß herab, und sobald sich Wolter bewegte, prasselten

Tropfen von den Nadelspitzen. Ein Škoda-Lastzug hielt auf dem Parkplatz, Fahrer und Beifahrer stiegen aus, kontrollierten die Ladung und klopften die Zwillingsreifen ab. Sicherlich fuhren die bald weiter.

Wolter sah auf die Armbanduhr, es fehlten ein paar Minuten an sechzehn Uhr. –

»Gleich vier«, sagte Volz, »Bortfelt hätte einen späteren Treff vereinbaren sollen, dann wäre es dunkel gewesen, Mann!«

Passe antwortete nicht. Ihm war alles egal. Er freute sich auf den bullernden Kanonenofen in Atzes Laube, den der mit Holzabfällen aus der Möbelwerkstatt heizte, und noch mehr auf den Schmalznapf und die Wermutflasche.

Volz schaltete die Beleuchtung ein, auch die entgegenkommenden Fahrzeuge fuhren meist mit Licht. Es wurde immer diesiger.

»Wir sind da«, erklärte Volz und betätigte den rechten Blinker. Der funktionierte nicht. »Mist«, knurrte Volz. Die Einfahrt zum Rastplatz kam immer näher.

Passe beugte sich vor und schlug mit der Hand auf das Armaturenbrett. Das Blinklicht zuckte. Volz bog auf den Rastplatz ein und bremste hinter einem Škoda-Lastzug. »Hoffentlich ist der Heini da«, flüsterte er.

Passe zuckte die Schultern. Er hatte seine hundert Mark schon, egal, ob einer kam oder nicht. Volz spähte zwischen die Kiefernstämme, sah dann in den Rückspiegel, dort in den Kusseln sollte der Kunde warten. »Hoffentlich hauen die bald ab«, knurrte er mit einem Blick auf den Lastzug.

Ehe Passe etwas erwidern konnte, wurde die Tür zum Fahrerplatz aufgerissen. Volz fuhr herum. Dort stand ein Mann im braunen Anorak, die Kapuze über den Kopf gezogen, darunter sah rötlich blondes Haar hervor. »Alle Fernzüge setzen heute in Schönefeld ein«, sagte er.

Passe atmete erleichtert auf. Er hatte sich zu Tode erschreckt, und auch Volz war der Schreck in die Glieder gefahren. So einem Typ waren sie noch nicht begegnet. Der war

weder eingeschüchtert noch aufgeregt. Er guckte auf die Ladefläche und schien verblüfft zu sein.

»Was denn«, sagte er, »soll ich etwa da 'rein?«

»Leise, Mann«, fauchte Volz. »Wo denn sonst? Bißchen eng, aber sicher!«

Die Fahrer des Škodazuges kletterten in ihre Kabine, die Türen knallten. Dann starteten sie. Volz sprang heraus. »Los, Mann, ehe 'ne Streife kommt.«

Volz schwang sich auf die Wagenpritsche, Passe stieg ebenfalls aus und hastete zur Einfahrt, um die Fahrbahn zu beobachten.

»Los, 'rauf!« forderte Volz.

Wolter kletterte auf das Fahrzeug, der Wagenboden war glitschig naß. Der Langhaarige hantierte mit einem Schlüssel an der Gasflasche, dann klirrte es metallisch.

»Ein Auto!« rief Passe. Da rollte auch schon ein Wartburg auf den Rastplatz.

»Bücken, Mann«, flüsterte Volz, sein Kunde besaß Nerven wie Stricke. Der Wartburg hielt, aber niemand stieg aus.

Der Boden der Gasflasche löste sich polternd. Wolter ließ sich auf den Boden nieder und legte die Tasche, die er an einem Riemen über der Schulter trug, neben sich.

»Arme an den Körper pressen«, kommandierte Volz, »und steif machen wie'n Brett!«

Wolter tat, wie ihm geheißen, und fühlte sich geschoben. Dann stieß sein Kopf an das Ende des Containers. Volz schob die Tasche hinterher, die drückte auf die Schienbeine. »Füße anziehen«, forderte der Langhaarige. Die Bodenplatte rastete ein.

Lieber Himmel, dachte Wolter, wurde Heinze ebenso geschleust? Der hatte dann noch größere Schwierigkeiten gehabt, er war einige Zentimeter größer. Es dauerte endlos, ehe er spürte, daß Fahrer und Beifahrer einstiegen. Die Turen schlugen zu. Die Erschütterung übertrug sich auf den Behälter.

Oberleutnant Schneider hatte versichert, daß er höchstens

zehn Minuten in dem Container aushalten müsse, um die Verbrecher zu überführen. Allerdings wußte er nicht, welcher Art der Behälter war.

Volz fuhr los. Passe starrte zu dem Wartburg hinüber. Ein Mann und eine Frau saßen darin. Sie aßen und tranken aus einer Thermosflasche. Volz lenkte auf die Autobahn und schaltete das Licht ein. Die Dämmerstunde brach früher an als sonst.

»Der schmeckt mir gar nicht«, erklärte Volz finster, »bloß gut, daß er drin ist, ich dachte schon, er macht Theater.«

»Die denken, bei dem Preis fahren sie erster Klasse!« meinte Passe.

Der Motor patschte. Hoffentlich hält er durch, dachte Passe, Volz fuhr ohne Gefühl. Die Autobahn schwang sich in eine sanfte Linkskurve. Der Wald trat zurück. Weite Grünflächen breiteten sich aus.

Volz starrte auf eine lange Kette roter Schlußlichter. Mehrere Dutzend Fahrzeuge hielten dicht hintereinander.

»Bestimmt 'n Unfall«, sagte Volz, starrte voraus und kuppelte den Gang aus. Er trat die Bremse und hielt hinter einem Lastzug.

»Wenn das nun länger dauert?«, fragte Passe besorgt und deutete mit dem Kopf nach hinten.

»Die Großfresse laß man im eigenen Saft schmoren«, erklärte Volz schadenfroh.

Hinter ihnen stoppte ein W-50-Lastwagen mit Kofferaufbau und blockierte Volz die Sicht im Rückspiegel. So entging es ihm, daß dahinter lautlos ein Wolga ausrollte. Zwei Männer sprangen heraus und liefen rasch nach vorn.

»Ich guck mal, was los ist«, sagte Volz. Da wurde die Tür aufgerissen, und er starrte in eine Pistolenmündung.

»Ministerium für Staatssicherheit! Sie sind festgenommen!« erklärte eine befehlsgewohnte Stimme. Das gleiche geschah Passe. Ehe beide es sich versahen, schnappten die stählernen Fesseln um ihre Handgelenke ein. Volz spürte, daß ihm die Pistole aus der Hosentasche gezogen wurde.

Der Mann vom Beifahrerplatz des Wolgas kam näher und schob sich hinter das Lenkrad des Pritschenwagens.

»Scheiße«, knurrte Volz. Passe und er wurden zum Wolga geführt und auf die Rücksitze geschoben.

Oberleutnant Schneider verließ seinen Wartburg, lief nach hinten und empfing die Vollzugsmeldung. Er trat auf den Mittelstreifen und gab mit seiner Lampe ein Lichtsignal.

»Fahrt frei!« rief Gruner Wachtmeister Schmolke zu. Der saß am Lenkrad des Streifenwagens, der die Fahrbahn blokkiert hatte, und fuhr auf den Mittelstreifen. Die Fahrzeugschlange setzte sich langsam in Bewegung. Kaum einer der Kraftfahrer ahnte den Grund der Verkehrsunterbrechung.

Schneider stieg zu dem Unterleutnant in den Pritschenwagen. Es dauerte noch einige Zeit, bis der Lastzug vor ihnen anrollte.

»Eine tolle Klamotte«, erklärte der Unterleutnant und legte den Gang ein.

»Nächsten Rastplatz«, befahl Schneider.

Wolter lief der Schweiß übers Gesicht. Die Augen brannten wie Feuer. Der Wagen rumpelte über die Kopfsteine des Rastplatzes. Das Stuckern übertrug sich auf den Behälter. Unmöglich, die Tortur eine Stunde lang auszuhalten. Endlich rollten die Räder auf glattem Beton.

Die Minuten dehnten sich endlos. Zehn Minuten, hatte Oberleutnant Schneider gesagt, aber schon jetzt schien es Wolter, als sei er bereits eine Stunde in dem Käfig. Plötzlich rollte der Wagen im Leerlauf und hielt. Der Motor brummte noch einige Sekunden, er spürte das Zittern, dann wurde er abgeschaltet. Die Stille danach wirkte unheimlich.

Unversehens erschütterten heftige Bewegungen den Wagen. Wolter hörte Türen knallen und eine scharfe Stimme. Es dauerte einige Zeit, dann wurde der Motor wieder gestartet, und der Wagen fuhr weiter.

Wolter stöhnte, lange hielt er es in dem Behälter nicht mehr aus.

Die Gasflasche rumpelte auf der Wagenpritsche. Schließlich

hielt der Wagen, und jemand kletterte auf die Pritsche. Dann klirrte es metallisch. Die Bodenplatte polterte, und ein Schwall frischer Luft drang herein.

Wolter fühlte sich an den Fußgelenken gepackt und herausgezogen. Er rappelte sich benommen auf und blickte in Oberleutnant Schneiders lächelndes Gesicht.

»Willkommen in Westberlin!« rief der Oberleutnant fröhlich und klopfte Wolter auf die Schultern.

# III. Teil

## AKTION ÄSKULAP

Als letzter Passagier verließ Doktor Wünsche die zweistrahlige Düsenmaschine aus Prag und schritt langsam die Gangway hinab. Der Wind blies ihm nassen Schnee ins Gesicht. Er zog den Hut tiefer in die Stirn. Wien, die Stadt, von der er bisher nur gehört und gelesen hatte, die erste Station auf seinem Fluchtweg, empfing ihn ausgesprochen unfreundlich. Wünsche packte seine Reisetasche fester und nahm entschlossen die letzten Stufen. Die schwierige erste Etappe lag hinter ihm.

Die Lichter des Empfangsgebäudes schimmerten gelblich durch das dichter werdende Schneetreiben. Die Flocken schmolzen, kaum daß sie den Boden erreicht hatten, und bildeten Pfützen auf dem Beton.

Wünsche besaß nur sein Handgepäck. Trotz der späten Abendstunde herrschte in der Halle geschäftiges Kommen und Gehen. Die Lautsprecher kündigten eine Maschine aus Paris an.

Paris, dachte Wünsche. Von Paris träumte er seit Jahren. Eines Tages würde er nun dorthin reisen können. Es war eigentlich eine merkwürdige Freiheit, die er jetzt besaß. Sie hatte damit begonnen, daß er einen Vertrag auf fünf Jahre unterschreiben mußte. Nur unter dieser Bedingung gewährte die GROMAG den Kredit, der seine Ausschleusung finanzierte.

Doktor Werner Wünsche blieb stehen und sah sich suchend um. Reisende stießen ihn an, murmelten Entschuldigungen in gemütlichem Wienerisch oder auch in einer ihm unverständlichen Sprache. Er ging, wie verabredet, zum Zeitungskiosk und lüftete seinen Hut. Ein Herr in den Fünfzigern kam ihm eilig entgegen.

Er war mit unauffälliger Eleganz gekleidet, trug einen Dreiviertelpelz mit Bisamkragen, zeitlos geschnitten. Teure Gehpelze überlebten die Modetrends. In seiner linken Armbeuge hing ein Stockschirm, er pendelte hin und her, als der Herr seinen Velourhut lüftete und dem Ankömmling die Rechte entgegenstreckte. »Herr Doktor Wünsche?« Es klang angenehm wienerisch. Der Herr lächelte wohlwollend und entblößte viel zu makellose Zähne, als daß sie echt sein konnten. Über hellgrauen Augen wucherten dichte dunkle Brauen. Er strahlte jenes Fluidum aus, das für einen erfolgreichen Geschäftsmann typisch ist.

»Ja, Wünsche.«

»Herzlich willkommen in unserer guten alten Wienerstadt!« Das klang aufrichtig.

»Hatten Sie einen guten Flug?«

»Danke, ja!« antwortete Doktor Wünsche. Die Frage wurde einem Ankömmling auf allen Flugplätzen der Welt gestellt.

»Entschuldigen Sie, Anderl! Hubert Anderl!«

Wünsche murmelte eine Floskel und folgte seinem Begleiter. Der Schneeregen klatschte ihnen naßkalt ins Gesicht, als sie nebeneinander zum Parkplatz liefen.

»Ich habe für Sie ein Zimmer im IMPERIAL bestellt!«

Wünsche schwieg, er setzte als selbstverständlich voraus, daß man auf seine Ankunft vorbereitet war.

Anderl fuhr einen eleganten englischen Wagen. Wünsche sank in die Polster. Die Limousine fuhr weich an und schaltete automatisch, der Ankömmling lehnte sich entspannt zurück.

Werner Wünsche blickte interessiert auf die vorbeihuschenden Häuser. Er versuchte das Schneetreiben zu durchdringen. Anderl nannte die Namen der historischen Gebäude. Die repräsentativen Bauten und wuchtigen Denkmäler erinnerten ihn an Budapest und Bratislava, ebenso die vielen Parks. Wünsche liebte beide Städte und nannte sie »an der Donauschnur aufgereihte Perlen«. Doch nie hatte er mit dem Gedanken gespielt, so bald nach Wien zu gelangen, das von Bratislava aus greifbar nahe schien.

In einer schmalen Geschäftsstraße, in der tagsüber lebhaftes Treiben herrschte, wie Anderl versicherte, und die spätabends um so verlassener wirkte, stoppte er den Wagen vor einer Briefmarkenhandlung. Die beiden Schaufenster waren spärlich erleuchtet, massive Eisengitter schützten sie. Anderl verschloß den Wagen und zückte seinen Schlüsselbund. Bevor er die Ladentür öffnete, betätigte er einen verborgenen Kontakt. Er lächelte. »Die Alarmanlage ist nun mal notwendig!«

Rings an den Ladenwänden standen Glasvitrinen mit Briefmarken aus aller Welt. Die Ausstattung wirkte luxuriös; der Handel mit den bunten Papierschnipseln warf etwas ab. Wünsche besaß keine Beziehung zu diesem Hobby, er hatte nur eine unklare Vorstellung von den hier angehäuften Werten.

Hubert Anderl verschloß sorgfältig das Geschäft, ging voraus und öffnete eine ledergepolsterte Tür.

Doktor Wünsche verharrte überrascht auf der Schwelle des großen Herrenzimmers. Es besaß einen elektrischen Kamin, und Anderl führte sogleich den raffinierten Gluteffekt vor. Die Wände waren holzgetäfelt, und die Möbel stammten aus der Zeit um die Jahrhundertwende. Eine repräsentative Jagdecke war mit sehr alten Gemälden dekoriert. Echte Orientteppiche schufen eine intime Atmosphäre. Hinter den Wandtäfelungen verbargen sich das Radio- und Fernsehgerät, eine Bar, die Tür zum Bad, eine Schlafkoje und die Garderobe.

Anderl gefiel sich in der Rolle des Gastgebers und bot einen Martini an. Dann telefonierte er und nannte den Namen des Ankömmlings. Als er aufgelegt hatte, kramte er in seinem Schreibtisch. Er setzte sich Wünsche gegenüber in den Sessel, schob ein Geldscheinbündel über den Tisch und eine Quittung. »So, Doktor«, er beugte sich vertraulich vor, »damit Sie flüssig sind! Fünfhundert Schilling und fünfhundert D-Mark! Wollen Sie hier bitte quittieren!«

Doktor Wünsche setzte seinen Namen auf das Papier und steckte das Geld ungezählt ein.

»Morgen um elf Uhr werden Sie in der BRD-Botschaft erwartet! Sie sind avisiert. Der Paß macht keine Schwierigkeiten! Übermorgen können Sie schon in die BRD ausreisen!«

Wünsche meinte beeindruckt: »Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, Herr Anderl!«

Der wehrte bescheiden ab und erklärte verblüffend offen: »Ein Geschäft, nichts weiter! Von Ihrem Dank könnte ich mir keine Zigarre kaufen! Die GROMAG, mit der Sie den Fünfjahresvertrag abgeschlossen haben, hat für Ihre Ausschleusung fünfzehntausend berappt! Zugegeben, nicht billig, aber wir arbeiten auch mit immensen Spesen! Sie haben dafür einen Anspruch, korrekt bedient zu werden! Das Geld, das Sie eben bekommen haben, ist übrigens nicht in der Summe enthalten! Noch einen Martini?«

Wünsche trank, und ihm fiel ein, daß er einen Paß auf den Namen Zimmermann bei sich trug. Vor seinem Abflug in Schönefeld hatte er bereits alle Daten des Reisedokumentes gekannt, ohne es je gesehen zu haben.

Im Transit-Warteraum des Flugplatzes Prag übergab ihm ein Herr, dessen Äußeres der gegebenen Beschreibung entsprach, den Paß und das Flugticket nach Wien. Eine halbe Stunde später ging er an Bord der Maschine.

Sie brachen auf, Anderl verschloß sorgfältig die Ladentür und erzählte nebenher, daß er in einem Hochhaus der Wiener Neustadt eine Eigentumswohnung besaß. Wünsches Eindruck verstärkte sich, daß Anderls Wohlstand nur zum geringen Teil aus seinem Briefmarkenhandel resultierte.

Der Schneeregen versiegte. Sie ließen die Innenstadt hinter sich, und Anderl erzählte aufgeräumt, daß er vor dem Krieg als Textilverkäufer in einem Warenhaus so gut wie nichts von Briefmarken verstand.

Beim Einmarsch in Tarnowitz hatte er in einem der zerstörten Häuser eine Briefmarkensammlung gefunden. Als er zu einer Dienstreise nach Wien kommandiert worden war, um zwei Koffer seines Kompaniechefs heimzubringen, hatte er die Gelegenheit genutzt und seine eigene Kriegsbeute in Sicherheit gebracht.

Es war erstaunlich, wie offen Hubert Anderl darüber sprach, daß der Grundstock seines Geschäftes aus einer geraubten Sammlung stammte.

»Haben Sie in Berlin mit Herrn Klatt persönlich gesprochen?« fragte er.

Doktor Wünsche schüttelte den Kopf, allerdings war der Name genannt worden.

Das IMPERIAL klemmte schmalbrüstig zwischen zwei Hauskolossen gegenüber einem Park.

»Touristenbleibe«, erklärte Anderl, »aber sauber und preiswert.«

Der Briefmarkenhändler begleitete ihn ins Vestibül. Ehe sie an die Rezeption traten, flüsterte Anderl: »Denken Sie dran, Doktor, noch sind Sie Zimmermann und ohne akademischen Grad! Das erspart Komplikationen!«

Wünsche nickte. Er war laut Paß Handlungsreisender.

Der Portier grüßte Anderl vertraulich. Der überzeugte sich, daß die Zimmerbestellung in Ordnung ging, dann verabschiedete er sich und versicherte, daß er sich freuen würde, wenn Wünsche vor seiner Abreise noch einmal in sein Geschäft käme.

»Das Zimmer ist bezahlt«, schloß Anderl.

Ein Boy mit schiefsitzendem Käppi und knapper Uniform trug Wünsches Reisetasche und fuhr den Fahrstuhl in den vierten Stock hinauf. Dort öffnete er das Zimmer und blieb abwartend neben der Tür stehen. Wünsche gab ihm einen Zwanzigschillingschein. Der Boy machte eine artige Verbeugung und verschwand.

Doktor Werner Wünsche alias Erich Zimmermann aus Gelsenkirchen trat ans Fenster und blickte über die Baumkronen hinweg auf die Stadt, die sich ihm in ihrem Lichterschein zeigte.

Zuerst sehe ich mir Wien an, dachte er, wer weiß, wann wieder Gelegenheit dazu ist.

Er entkleidete sich mechanisch, knipste das Licht aus und

lauschte auf die fremden Geräusche. Das Zimmer lag nahe dem Fahrstuhlschacht. Er hörte die Tür klacken und das Summen, wenn sich die Kabine in Bewegung setzte.

Wünsche dachte an die Poliklinik und an seine Patienten. Schmittke, der mit dem Fuß in den Futterhäcksler geraten war, würde ihn vermissen. Er hatte seine Sehnen wieder kunstgerecht zusammengeflickt, und seitdem wartete Schmittke immer, bis er bei »seinem Doktor Wünsche« an die Reihe kam. Viele Patienten waren in seine Sprechstunde gekommen. Und nun enttäuschte er sie alle, brach ihr Vertrauen. Er hatte geglaubt, ohne Skrupel darüber hinwegzukommen, und wunderte sich über sich selbst, daß es ihn belastete. Ob sie ihn verstehen würden, wenn sie seine Beweggründe kannten? Drei Jahre sollte er Assistenzarzt in dieser Poliklinik bleiben, die am Rande der Stadt lag. Und dabei war sein sehnlichster Wunsch von Anfang an gewesen, Schiffsarzt zu werden, in der Welt herumzukommen.

Zweimal hatte er sich bei der Deutschen Seereederei beworben, und jedesmal war sein Wunsch abgelehnt worden mit dem Hinweis, daß zur Zeit kein Bedarf an medizinischem Personal bestünde. Da hatte ihn die Wut gepackt...

Er wunderte sich darüber, daß sich die Freude, der Enge entflohen zu sein, nicht recht einstellen wollte, und das verunsicherte ihn. Hatte er seine Entscheidung zu übereilt getroffen? Von seinem Wunsch, Schiffsarzt zu werden, war er jedenfalls weiter entfernt denn je zuvor. Fünf Jahre GROMAG waren eine drückende Hypothek.

In einer gemütlichen Weinstube hatte alles begonnen. Er wollte nach einem Theaterbesuch noch einen kleinen Imbiß einnehmen und war bald in ein angeregtes Gespräch mit einem Westberliner Touristen verwickelt...

Wünsche starrte zur Decke empor. In der Dunkelheit nahm er nur die wuchtigen Stuckornamente wahr.

Heute wußte er, daß die Begegnung nicht zufällig gewesen war, wie es an jenem Abend schien. Anfangs hatte ihn das protzige Gehabe seines Tischnachbarn geärgert, aber mit

steigendem Alkoholkonsum waren seine Vorbehalte geschwunden. Der Westberliner erzählte von Weltreisen, zeigte Fotos aus Japan, Amerika und dem Kongo. Vor allem den Kongo kannte er gut. Er kam als Außenhandelskaufmann überall herum, erklärte er.

Wünsche erinnerte sich wieder, daß es ihm kindisch vorgekommen war, von seinen Reisen in die Sowjetunion und nach Bulgarien zu erzählen. Aber daß auch seine zweite Bewerbung bei der Seereederei abgelehnt worden war, das hatte er gesagt.

Sein Gegenüber war nicht erstaunt, als er seinen Beruf erwähnte. Heute wußte er, daß Strotmann, so hieß der Weitgereiste, von Anfang an bekannt war, wen er vor sich hatte. Seine Geschichten waren Teil eines raffiniert ausgeklügelten Planes.

Strotmann hatte ihn mit Argumenten provoziert, die nicht ohne Wirkung blieben. Es läge bei ihm, was er aus seinem Leben mache. Wo ein Wille sei, sei auch ein Weg. Er könne gefahrlos in die BRD ausreisen. Es koste im voraus keinen Pfennig. Da seien nur einige Formalitäten erforderlich.

Werner Wünsche spürte, daß ihn endlich der Schlaf überkam.

Volz saß im Licht der Schreibtischlampe. Der Schirm war so gestellt, daß die Glühlampe nicht blendete, jedoch jede Veränderung seines Mienenspiels verriet. Oberleutnant Schneider saß hinter seinem Schreibtisch. Das Tonbandgerät summte leise. Auf einem Stuhl saß neben der Tür der Oberwachtmeister, der Volz aus der Haft vorgeführt hatte.

»Ich will 'n Anwalt«, verlangte Volz, »das is' mein gutes Recht!«

Schneider nahm seine Brille ab, hauchte an die Gläser und rieb sie mit einem Wildlederläppchen. Woher nahm dieser Mensch seine Unverfrorenheit? Schneider unterdrückte die Antipathie gegenüber dem Ganoven, der da vor ihm auf dem Stuhl hockte. Er war ein typischer Vertreter jener Schicht, die

den Bodensatz der kapitalistischen Gesellschaft bildete.

»Sie beanspruchen für sich ein Recht, setzen sich aber bedenkenlos uber unsere Ordnung hinweg!«

Volz starrte ihn betroffen an. Schneider war nicht sicher, ob er verstanden worden war. Eines erschien klar: Der Abschlußbericht würde heute nicht fertig. Das Ziel dieser Vernehmung war, von Volz Aussagen zu erlangen, die über die versuchte Ausschleusung Wolters hinausgingen.

Dieser Volz war anders als der alte Mann, der sich in seiner Begleitung befand. Passes Geständnis füllte zwei Tonbänder, es lohnte vermutlich, sie sorgfältig auszuwerten. Allerdings war Robert Passe ein physisches Wrack und schwer alkoholkrank. Um seinen Kreislauf während der erzwungenen Abstinenz nicht kollabieren zu lassen, bekam er täglich eine schwache Alkoholinjektion.

Passes Geständnis reichte aus, um Volz des verbrecherischen Menschenhandels in zwölf Fällen zu überführen. Dagegen wußte der Alte wenig über das auszusagen, was bei Bortfelt in Dreibrück vor sich ging.

Oberleutnant Schneider hatte von Passe einiges aus dem Leben von Volz erfahren, und er verfolgte eine ganz bestimmte Vernehmungstaktik. Zunächst mußte er seine scheinbare Unnahbarkeit durchbrechen.

»Möchten Sie rauchen?« fragte Schneider.

Volz sah ihn mißtrauisch an, preßte die Lippen aufeinander und schüttelte den Kopf.

Oberleutnant Schneider langte dennoch eine Packung Filterzigaretten aus seinem Schreibtisch, legte ein Feuerzeug dazu und rückte auch den Ascher an den Schreibtischrand.

Der Oberleutnant schlug einen leichten Plauderton an. »Was war eigentlich die schönste Zeit in Ihrem Leben?«

Volz starrte den Offizier in Zivil verblüfft an. Auf jede Frage war er gefaßt gewesen, auf diese nicht. Er blieb stumm, weniger aus Trotz als aus Ratlosigkeit. Was wollte der Mann mit dieser Frage bezwecken?

»War es die Zeit auf ›Trebe‹?« fragte Schneider. Passe hatte

von den vier Wochen berichtet, die Volz in der Villa am Starnberger See zugebracht hatte.

»Kann sein«, sagte Volz heiser.

»Heute hier, morgen dort, niemandem Rechenschaft schuldig«, spann Schneider den Faden weiter. »Doch wie wurden Sie mit der Kehrseite fertig? Bestimmt sind Sie oft mit knurrendem Magen in einen Heuschober gekrochen?«

Volz stierte an Oberleutnant Schneider vorbei auf das Fenster. Die Vorhänge waren zugezogen, draußen war es dunkel, dennoch blickte Volz in eine weite Ferne. »Einen Tag Fettlebe, am andern Kohldampf, 'n gesundes Leben«, versicherte er ironisch. Er langte wie unbeabsichtigt nach den Zigaretten, klopfte eine aus der Packung und knipste das Feuerzeug an. Dabei mied er den Blick des Oberleutnants, als schäme er sich seiner Schwäche.

Wie widersprüchlich ist doch die menschliche Natur, dachte Schneider, selbst so ein verkommenes Individuum besitzt noch einen Rest Schamgefühl.

»Bei uns darf eben jeder machen, was er für richtig hält«, erklärte Volz aggressiv.

»Sogar zum Schaden seiner Mitmenschen«, bestätigte Schneider, »aber lassen wir das mal.«

Volz wirkte jetzt entspannt, er rauchte mit Genuß. Sein Gesicht entkrampfte sich. Er offenbarte mehr und mehr seine Gedanken, schweifte in Erinnerungen ab, erzählte ungehemmt und kaleidoskopartig von seiner Zeit als »Trebegänger«.

»Zu roochen gab es immer, Kippen lagen genug 'rum, halbe Zigaretten werden weggeschmissen! In Kassel hatte ick mir 'ne Wurschtbude unter'n Nagel gerissen!«

Oberleutnant Schneider sah ihn ungläubig an. Erzählte Volz Märchen? Es gab wenig, was Schneider drüben für unmöglich hielt. Aber Volz als Gewerbetreibender? Die Behauptung war zu abenteuerlich.

Da fuhr Volz fort: »Vorher staubten da zwei Milchreisbubis ab. Die haben 'n Tritt in 'n Hintern gekriegt! Die Wurschtbude stand am Park, in der Nähe war 'ne Bushaltestelle. Die reinste

Goldgrube! Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber ganze Würstchen, bloß 'n bißchen angebissen, wurden mitsamt der Weißbrotscheibe in den Abfallkübel geschmissen! Nie wieder habe ick so viele Bockwürschte, Knacker und Wiener gegessen! Vier Wochen blieb ick in dem Park, mit noch 'n Kumpel, und wir wurden immer beede satt!«

Nachts wurde ein Betrunkener gefleddert oder einer Frau die Handtasche entrissen, wenn es sich gerade so ergab, dachte Schneider, diese Kleinkriminalität wurde in der BRD kaum noch aufgeklärt.

»Wieviel hat Bortfelt Ihnen für den Einbau der blinden Kabine in den Mercedes bezahlt?« fragte Schneider im gleichen unverbindlichen Tonfall.

Volz kam gar nicht erst darauf, den Fakt zu bestreiten, und gab widerwillig an, daß Bortfelt ihm Kost und Logis und ein Taschengeld gegeben hatte.

»Das heißt«, schlußfolgerte Schneider, »er nutzte Ihre Situation als entlassener Strafgefangener aus. Das ist typisch für Ihre hoch gepriesene Freiheit! Jeder lebt davon, daß er einen Schwächeren ausnützt. In unserer Gesellschaftsordnung wären Sie niemals ›Trebegänger‹ geworden. Wir hätten zumindest versucht, Sie zu einem anständigen Bürger zu formen! Denn niemand wird als Ganove geboren! Und jeder Mensch hat außer Fehlern auch positive Eigenschaften. Sie sind ein geschickter Handwerker, sagt Herr Passe!«

Volz grinste verlegen. Er war selten gelobt worden. Dann rauchte er am Kippen der ersten eine zweite Zigarette an, entfernte vom Stummel sorgfältig die Glut und steckte ihn ein.

Oberleutnant Schneider entnahm einem Hefter eine zerknitterte Fotografie im Format sechs mal sechs. Sie stammte aus Volz' Brieftasche. Schneider schob sie über den Tisch.

Vor einem Fachwerkhaus standen ein Mann und zwei Frauen. Der zweite Mann auf dem Bild war Volz, er ging grade fort, als der Selbstauslöser klickte. Der Mann mit der Boxerfigur war nach Passes Aussage Siegfried Bortfelt, der Dienststelle als Menschenhändler bekannt. Die zwei jüngeren

Frauen schmiegten sich an ihn.

»Wer sind die Frauen? Wer ist der Mann in der Mitte?« fragte Schneider. Da Volz schwieg, ergänzte er: »Ich weiß es natürlich, ich möchte es von Ihnen nur bestätigt haben. Oder glauben Sie, Ihren Boß decken zu müssen?«

Volz schüttelte langsam den Kopf und antwortete bereitwillig: »Siggi Bortfelt, Susi und Frau Lachmann! Ihren Alten haben Sie doch eingekloppt?«

Schneider unterdrückte ein Lächeln. Volz wußte allerdings nicht, daß Lachmann bereits rechtskräftig zu acht Jahren Freiheitsentzug verurteilt worden war. Er befand sich schon im Strafvollzug.

»Wer ist Susi?« fragte Schneider.

Volz zuckte die Schultern, Passe hatte ebenso reagiert, anscheinend waren die Personalien nicht bekannt.

Oberleutnant Schneider behielt den Plauderton bei, er legte das Foto in die Mappe zurück und meinte nebenher: »Hat Bortfelt Sie ausreichend materiell gesichert? Sie haben eine längere Freiheitsstrafe zu erwarten! Wenn Sie entlassen werden, sind Sie über dreißig, da ist es bei Ihnen drüben gut, ein kleines Kapital in der Hand zu haben!«

Er traf den richtigen Ton. Er entsprach genau Volz' Denkweise, denn dessen Gesicht verfinsterte sich. Er stieß die halbgerauchte Zigarette heftig in den Ascher. »Was mit uns passiert, ist dem doch Wurscht!«

Schneider nickte ernsthaft. »Da stimme ich Ihnen zu. Sie haben für Bortfelt die Kastanien aus dem Feuer geholt. Der schickt andere vor und kassiert! Wieviel Kopfgeld haben Sie bekommen?«

»Dreihundert! 'ne Affenschande«, knurrte Volz.

»Und was kassiert Bortfelt?«

»Paar tausend«, antwortete Volz.

»Zwischen acht und zwölf«, bestätigte Schneider.

Volz sog heftig die Luft ein, als er hörte, was er längst geahnt hatte.

Der Oberleutnant meinte lakonisch: »Ja, das ist wahrhaftig

so, die Kleinen hängt man, und die Großen läßt man laufen! Drüben bei Ihnen kaufen sich die großen Gauner die besten Anwälte, die erforderlichen Alibis oder auch einen Killer!«

Volz rauchte die dritte Zigarette an und paffte heftig.

»Wissen Sie«, fuhr Schneider sachlich fort, »man kann Bortfelt beinahe verstehen. Wo käme er hin, wollte er jedem Schleuserfahrer, der verschütt geht, von seinem Verdienst abgeben?«

Volz' wulstige Oberlippe hob sich und entblößte eine doppelte Zahnlücke. In sein Gesicht trat ein hämischer Zug. »Bortfelt ist schon 'n paarmal im Transit nach Westberlin gefahren! Ohne seinen Porsche is' der 'n halber Mensch!«

Schneider besaß Erfahrung aus Hunderten von Befragungen und ließ sich seine Überraschung nicht anmerken. Er gab seiner Stimme nur einen ungläubigen Akzent. »Da irren Sie sich bestimmt! Das riskiert keiner der Bosse! Die fliegen!«

Volz hob die Stimme. »Wenn ick's sage! Bortfelt hat 'n Paß uff'n andern Namen!«

Schneider tat skeptisch. »Glauben Sie, wir können einen echten Paß nicht von einem verfälschten unterscheiden?« Volz begriff vermutlich nicht den Unterschied zwischen einer Fälschung und einer Verfälschung, aber er reagierte wie gewünscht. Er beugte sich vor und meinte beschwörend: »Aber der is' doch echt!«

Bortfelt würde sich weniger sicher fühlen, dachte Schneider, wenn er ahnte, wie viele seiner Tricks dem verschlagenen ehemaligen »Trebegänger« bekannt waren.

Den Namen, mit dem sich Bortfelt tarnte, wußte Volz nicht. Schneider erfuhr aber, daß er seinen Porsche benutzte und die Kennzeichen und die Zulassung vertauschte. Er besaß einen echten Personalausweis, versicherte Volz immer wieder. Um seine Glaubwürdigkeit zu beweisen, scheute er nicht davor zurück, auf seinen Führerschein aus demselben Landratsamt zu verweisen. Er habe nie eine Prüfung abgelegt, gestand er.

Oberleutnant Schneider hatte nach Passes Vernehmung dieses Dokument längst prüfen lassen. Führerschein und Trockenstempel waren echt.

Schneider entnahm nun seiner Mappe drei Fotos im Format achtzehn mal vierundzwanzig und reichte sie Volz. Das Fotolabor hatte eine Meisterleistung geliefert. Aus dem unscharfen Gruppenfoto waren die Gesichter von Bortfelt, Frau Lachmann und Susi vergrößert herausgeholt worden.

»Wie finden Sie die?«

»Donnerwetter«, sagte Volz. »Einsame Klasse!«

»Waren Sie daran beteiligt, als in den Rücksitz des Studebaker zwei Container eingebaut wurden?« fragte Schneider.

»Hat Passe das gesagt?«

Oberleutnant Schneider schwieg und sah Volz abwartend an. Der gab achselzuckend zu verstehen, daß es für ihn keine Rolle mehr spielte. Ja, er war am Umbau beteiligt gewesen. In sein Gesicht trat wieder listige Verschlagenheit. »Wie is'n das, wenn man freiwillig was aussagt? Wird das anerkannt?«

Für Schneider kam das Angebot nicht überraschend. Bei Volz war der Bann gebrochen. Der lange unterdrückte Haß auf Bortfelt löste seine Zunge. Schneider ahnte es: Volz kannte bedeutend mehr interne Einzelheiten als Passe.

»Ihr Verhalten während der Ermittlung wird in der Gerichtsverhandlung berücksichtigt, Herr Volz! Bei Zumessung der Strafe spielt das sehr wohl eine Rolle. Das ist kein Geheimnis!«

»Der Studebaker gehört Manfred Klatt in Neukölln!«

Das behauptete Passe auch. Was Volz jedoch hinzufügte, war für Oberleutnant Schneider neu. »Klatt kriegt für den Schlitten Diplomatenpapiere vom Ami!«

Richard Stolle hinkte stärker als sonst. Er stieß seinen Stock heftig auf den Boden, daß es auf dem Gerichtskorridor dröhnte. Mit verkniffenem Gesicht stampfte er zum Ausgang.

Doktor Becker hatte dringend zu einem Vergleich geraten. Der Kläger Herbert Weiß besaß die stärkere Position. Er war gar nicht zur Verhandlung erschienen und hatte sich vertreten lassen. Ein Vertrag blieb ein Vertrag, und schließlich hatte im kleingedruckten Text gestanden: »Auf eigenes Risiko!«

Das Gericht erkannte den Anspruch des Klägers in vollem

Umfange an. Stolle wurde zur Zahlung der Restsumme von siebentausend Mark verurteilt, zusätzlich geschäftsüblicher Zinsen. Weiß forderte zwölf Prozent. Die Gerichtskosten trug der Verklagte.

»Herr Stolle! Herr Stolle! So warten Sie doch!«

Stolle hörte die eiligen Schritte näherkommen. Er hatte seinen Anwalt einfach stehengelassen. Jetzt verhielt er den Schritt und wandte sich um. Doktor Becker litt unter Luftmangel und keuchte, seine Stirn war gerötet. Stolle blickte ihm finster entgegen.

»Ich hatte zu einem Vergleich geraten«, erinnerte der Anwalt unzufrieden. »Der Prozeßvertreter von Herrn Weiß deutete an, daß er bei Barzahlung zehn Prozent nachlassen wolle!« Becker verschwieg, daß sein Studienfreund Doktor Schwandner den Kläger vertrat und daß sie beim gemeinsamen Mittagessen die Prozeßchancen ihrer Mandanten leidenschaftslos diskutiert und das Urteil vorausgesehen hatten.

»Weiß soll auf die Kohlen warten, bis er grau wird!« knurrte Stolle wütend. »Ich dreh' den Spieß um! Diesmal bin ich der Kläger!«

»Ich verstehe Sie nicht!« Doktor Becker tupfte Schweißperlen von seiner Stirn.

»Ich verlange Schadenersatz!« Stolle setzte sich abermals zum Ausgang hin in Bewegung, doch sein Anwalt hielt ihn am Arm zurück.

»Meine Stieftochter hat Glück, daß der Fuß noch dran ist«, fauchte Stolle, »der sollte amputiert werden! Zwei Operationen, und sie hinkt immer noch, verstehen Sie? Wissen Sie, was das heißt, am Stock zu gehen? Als Hinkepot verlacht zu werden? Sie haben ja keine Ahnung!«

»Herr Stolle, ich verstehe Sie ja, aber...« Doktor Becker brach ab und versuchte vergeblich, seinen Mandanten zu besänftigen.

»Dreitausend jede Operation!«

»Wir richten ein Gesuch an das Ministerium für Gesamtdeutsche Fragen! Es gibt da einen Fonds für Härtefälle! Von

einer Klage gegen Weiß rate ich dringend ab!«

Stolles Stirn rötete sich, aber er beherrschte sich und meinte verkniffen: »Elftausend kassieren und lebendige Menschen wie Frachtgut verladen! So darf nicht mal ein Stück Vieh transportiert werden!« Er befreite sich aus Beckers Griff und stampfte wieder dem Ausgang zu. Doktor Becker blieb an seiner Seite.

»Reichen Sie die Klage ein, Doktor!« forderte der Gastwirt entschlossen.

»Bedaure, Herr Stolle«, antwortete der Rechtsanwalt kühl, »das lehne ich ab. Ich kann es mir nicht leisten, zwei Prozesse nacheinander zu verlieren!«

Stolle blieb stehen und starrte seinen Anwalt ungläubig an. »Sie lehnen ab?«

»Ja. Der Fall ist aussichtslos! Der Vertrag sichert Weiß in jeder Hinsicht ab! Sie verlieren noch mehr Geld, glauben Sie mir«, wiederholte er beschwörend.

Das Argument blieb nicht ohne Eindruck. Stolle knurrte vor sich hin und lief weiter. Sie wechselten ein paar Bemerkungen über den Prozeßverlauf, dann trennten sie sich. Doktor Becker eilte ins Anwaltzimmer zurück, um sich auf die nächste Verhandlung vorzubereiten, nicht ohne vorher an sein Honorar erinnert zu haben.

Gerda Stolle saß hinter dem Lenkrad des himmelblauen Volkswagens und wartete. Sie blickte nervös auf die Armbanduhr. Die Zeit, in der das Lokal geöffnet werden mußte, rückte heran.

An Ria besaßen sie noch keine Hilfe. Seit sie auf ihren Stock angewiesen war, zog sie sich scheu zurück. Servieren konnte sie nicht, auch das Stehen am Tresen war zu anstrengend. Mit den Geschäftsbüchern kam sie zurecht, aber nicht mit den komplizierten Steuererklärungen. Den Steuerberater brauchte man nach wie vor. So konnte sie sich nur in der Kuche nutzlich machen, doch diese Arbeit verabscheute sie.

Richard trat aus dem Gerichtsportal und lief unbeholfen die Stufen hinab. Sie sah es ihm von weitem an, daß er verloren

hatte. Sie war gegen den Prozeß gewesen, aber Richard hatte nicht auf sie gehört. Der Fuhrunternehmer Weiß war mit allen Wassern gewaschen und gegen jedes Risiko abgesichert. Wäre Ria von einer Kiste erschlagen worden, hätte er trotzdem Anspruch auf den Restbetrag gehabt und ihn bestimmt auch gefordert.

Richard schob sich ächzend auf den Beifahrerplatz. Gerda fröstelte. Bevor sie startete, fragte sie: »Mußt du zahlen?«

Die drei Worte regten ihn auf. Sie trafen den Kern. Ja, er mußte zahlen. Er zahlte nur noch; die Operationen, das Schleusen an Weiß – und den Koffer voller Ramsch, den Ria in Thale gelassen hatte. Das Zeug hatte ein Heidengeld gekostet und mußte neu angeschafft werden. Stolle starrte finster vor sich hin.

»Mit deiner Tochter haben wir uns in die Nesseln gesetzt«, behauptete er.

Sie achtete auf die Verkehrsampeln, aber sie brauchte sein Gesicht nicht zu sehen, sie wußte auch so, daß er verärgert war.

»Noch zwei Operationen ohne Garantie auf Erfolg«, nörgelte er und ergänzte bitter: »Sechstausend!«

Gerda preßte die Lippen aufeinander und blickte starr geradeaus. Endlich brach sie ihr Schweigen: »Ich habe auf einen neuen Ring verzichtet!«

Es klang kühl, von Harmonie und Herzlichkeit war nichts zu spüren.

»Das Geld ist auch längst draufgegangen«, erklärte er sachlich. Als sie schwieg, ergänzte er unbeherrscht: »Mein Gott, du weißt, wie der Umsatz zurückgegangen ist! Woher soll ich's denn nehmen?« Nach einer Pause schloß er: »Wer weiß, ob sie sich noch mal operieren läßt?«

Er musterte Gerda von der Seite. Ihre Mundwinkel sanken herab, sie trug jetzt oft diese verdammte Überlegenheit zur Schau. Sie weiß es, dachte er, vielleicht sogar von Ria selbst?

Am zweiten Tag, nachdem Ria aus dem Krankenhaus entlassen worden war, hatte er Gerdas Abwesenheit genutzt und

war zu dem Mädchen gegangen. Sie lag blaß im Bett, das Haar strähnig und ungepflegt. Sie ließ sich gehen. Sie verweigerte nicht, was er forderte, doch es kam kein Abglanz jener Leidenschaft zustande wie bei den verstohlenen Zärtlichkeiten in Thale. Rias rechter Unterschenkel war eingegipst, sie litt Schmerzen, und als Richard ging, weinte sie enttäuscht.

Seitdem war er nicht mehr bei ihr gewesen. Der Krüppel mochte das verkrüppelte Mädchen nicht, es stieß ihn ab, er bereute es, Gerdas Tochter herübergeholt zu haben.

»Soll sie ihr Leben lang am Stock gehen?« fragte Gerda. Sie bremste vor einer roten Ampel und sah ihn voll an. Er hörte ihren Spott heraus, als sie fragte: »War sie im Bett nicht nach deinem Geschmack?«

Die Ampel schaltete auf grün, Gerda blickte nach vorn und fuhr an.

»Du bist ja verrückt«, erklärte er, aber seine Empörung überzeugte nicht.

»Sie hat es mir gesagt«, berichtete Gerda kühl. »Sie bleibt auch nicht bei uns! Den Ring hat sie mir wiedergegeben, für die Operationskosten!«

Richard starrte vor sich hin. Sie blieb also nicht. Vielleicht ganz gut so. Die beiden Weiber hatten sich hinter seinem Rücken geeinigt, bestimmt war es Gerdas Einfall gewesen. Es sollte ihm recht sein. Der Anblick des hinkenden Mädchens erinnerte ihn ständig an seine Mitschuld. Wem gefiele das schon auf die Dauer?

Das mit dem Ring war gut, Gerda sollte ihn verkaufen, obwohl er jetzt viel weniger brachte, als er gekostet hatte, denn Geld war knapp geworden. Gerda wußte Bescheid, bestimmt ruhrte sie nicht weiter daran, es war nicht sein erster Seitensprung, und sie hatte ihm noch immer verziehen. Vielleicht dauerte es diesmal länger, weil es um ihre Tochter ging.

»Ich weiß nicht«, sagte er gedankenvoll, »sie ist anders als die Mädels bei uns, findest du nicht?«

Gerda zuckte stumm die Schultern.

Albert Mörsch fuhr von der Boddin- zur Schönleinstraße mit der U-Bahn und stieg gemeinsam mit dunkelhäutigen Türken die Treppe empor. Dann lief er den Kottbuser Damm hinunter zum Hohenstaufenplatz. Den Park zwischen der Lachmann-, Schönlein- und Boppstraße kannte er noch aus der Zeit vor dem Krieg.

Damals gab es hier gepflegten Rasen mit Blumenrabatten und Ziersträuchern und einen Marmorsockel mit zwei Bronzeziegen, an jene Zeit erinnernd, als hier noch Ziegen grasten. Bei den wenigen alten Anwohnern hieß er deshalb noch immer »Zickenplatz«. Jetzt sah es hier verwahrlost aus: demolierte Parkbänke, zertretener Rasen. Halbwüchsige Burschen nutzten die blasse Wintersonne auf ihre Weise und rasten auf Fahrrädern umher.

Auf einer der wenigen ganzen Bänke saßen in fadenscheiniger Kleidung fröstelnd einige Penner. Vor ihnen am Boden stand eine Dreiliterflasche mit Wermut. Sie tranken abwechselnd daraus. Mörsch schüttelte der Ekel, als er es sah.

Anfangs hatte er den Gedanken verrückt gefunden. Er war so abenteuerlich, daß wirklich nur der »Hai« darauf kommen konnte. Mörsch langte aus seiner Lederjacke ein Paßbild und betrachtete es verstohlen.

Es war das Bild eines Mannes um die Vierzig mit einem Allerweltsgesicht, das man rasch wieder vergaß. Mörsch steckte das Foto ein und musterte die Penner auf der Bank. Der eben die Wermutflasche an den Mund führte und gierig trank, besaß etwas Ähnlichkeit mit der Fotografie. Sollte Klatts Spekulation aufgehen?

»Mein lieber Mörsch«, hatte der ihm das Vorhaben erläutert, »in der freien Wirtschaft hat nur Erfolg, wer eine Marktlücke entdeckt und ausnutzt!«

Mörsch ahnte noch nicht, worauf Klatt aus war.

»Meine Marktlücke heißt: Billig schleusen für den kleinen Mann!«

Das Vorhaben war derart skrupellos, daß es eigentlich klappen mußte. Die wichtigste Aufgabe fällt mir zu, dachte

Mörsch, und ein Hunderter pro Kopf war nicht zu verachten. Dabei war sein Risiko gleich Null. Er besaß jetzt Klatts volles Vertrauen.

Mörsch näherte sich den Pennern. Sie sahen ihm mißtrauisch entgegen. Dann erkannten sie mit sicherem Instinkt, daß er kein »Bulle« war, und beachteten ihn nicht mehr. Mörsch winkte dem Penner, der gerade die Flasche an den Nebenmann weitergegeben hatte. Der erhob sich träge und kam ein paar Schritte näher. Zwei seiner Kumpel standen auf und schoben sich ebenfalls heran.

Die Wermutbrüder verband ein Gefühl von Solidarität. Sie schienen bereit, ihrem Kumpel beizuspringen, falls ihm Gefahr drohte, oder mit dabeizusein, wenn etwas abzustauben war.

Mörsch wandte sich an den Wermutbruder: »'n Bier und 'ne Bockwurst?«

Der Penner grinste einfältig, doch in den Augen stand Mißtrauen. »Und dann?« fragte er.

»Ich mach' dir 'n Vorschlag«, erklärte Mörsch. Als er den ablehnenden Blick auffing, ergänzte er rasch: »Keine Arbeit, nee, nee!«

Er hatte den anderen richtig eingeschätzt. Nichts auf der Welt würde den zu einer nutzbringenden Tätigkeit bewegen. »Komm«, sagte Mörsch und lief zur Boppstraße hinüber. Der Penner folgte in respektvollem Abstand. Seine Kumpane blieben zurück.

Die verräucherte Gaststätte war um diese Zeit fast leer. Die Wirtin musterte den Penner in seiner schäbigen Windjacke ablehnend. Mörsch bestellte mehrere Portionen Würstchen mit Salat. Mit dem Bier war er weniger freigiebig. Der andere sollte nüchtern bleiben. Der Penner konnte sich satt essen, und als Mörsch noch eine Zigarette spendierte, fühlte er sich sichtlich wohl und genoß die behagliche Wärme des Lokals.

»Worum geht's denn, Chef?« fragte er unternehmungslustig.

»Nur eine Kleinigkeit«, versicherte Mörsch, »drei, vier Stunden, und 'n Fünfziger ist drin!«

»Fuffzich Piepen?« Der Penner riß die Augen auf, aber gleichzeitig erwachte wieder sein Mißtrauen.

»Ehe wir weiterreden, eine Frage: Hast du 'ne saubere Fleppe? Könntest du in den Osten 'rüberfahren?«

Sein Gegenüber zuckte die Schultern. »Können könnte ick, aber meinst du, Chef, so vornehm wie ick aussehe, lassen die mir 'rin?«

Sein Einwand war berechtigt. Die rissigen Halbschuhe wurden nur von den Schnürsenkeln zusammengehalten. Die Hose war mehrmals geflickt und ausgefranst, der gestopfte Rollkragenpullover war irgendwann einmal grün gewesen. Die speckige Mütze und die verwaschene Windjacke rundeten seine klägliche Erscheinung ab.

»Daran braucht's nicht zu scheitern«, erklärte Mörsch. »Sagen wir Hose, Schuhe und 'n Mantel?«

Der Penner riß die Augen auf. »Tatsache?«

Mörsch nickte.

»Und was soll ick machen?«

»Zeig mal deine Fleppe!«

Der Wermutbruder war nun weniger mißtrauisch. Die in Aussicht gestellte Kleidung konnte er gebrauchen. Der Winter stand vor der Tür. Er langte eine abgeschabte Brieftasche heraus und reichte seinem Gastgeber den Ausweis. Mörsch musterte das Paßfoto. Es ähnelte jenem, das er in der Tasche trug. Er bedauerte, daß er beide nicht vergleichen konnte, ohne den Wermutbruder mißtrauisch zu machen.

»Rudolf Kaiser heißt du?« Mörsch grinste. Welche Ironie Schicksals. Dann pfiff er erfreut, Kaiser war BRD-Bürger, sein Wohnsitz war Bielefeld, da konnte er ohne lange Formalitäten nach drüben reisen.

»Und was soll ick machen?« Mißtrauisch ergänzte er: »Und wieso grade ick?«

Mörsch blickte ihn wohlwollend an. »Du machst einen zuverlässigen Eindruck, darum! Sieh dir doch die anderen an ...« Er brach ab und machte eine wegwerfende Handbewegung. Kaiser grinste geschmeichelt.

»Eine Erbschaftssache«, erklärte Mörsch, »ein paar Urkunden. Du kannst nichts damit anfangen, aber fur mich sind sie unersetzlich! Selber kann ich nicht 'rüber, verstehst du? Und wenn die auf der Post verlorengingen ...«

Der Penner nickte verstehend. »Ick bin so 'ne Art Bote?«

»Genau«, bestätigte Mörsch. »Du fährst 'rüber, und mein Schwager gibt dir den Brief, dann kommst du zurück, weiter nichts!«

»Wann? Heute?«

Mörsch schuttelte den Kopf. »Morgen!«

Kaiser schien enttäuscht. Vielleicht fürchtete er, daß es sich sein Gegenüber bis dahin anders überlegen würde. Doch er versprach, seinen Kumpeln gegenüber zu schweigen. Dann verabredeten sie sich für den nächsten Tag.

Zehn Minuten nach der vereinbarten Zeit kam Mörsch in die Dieffenbachstraße. Kaiser stand schon vor dem Trödlerladen. Er hatte Wort gehalten: Er roch nicht nach Fusel, war rasiert, und seine Haare waren gestutzt, allerdings kaum von einem Friseur. Er begrüßte Mörsch sichtlich erleichtert.

Der Trödlerladen war vollgestopft mit ärmlichem Hausrat, den nur neuangekommene Gastarbeiter kauften. Alles, was einen nostalgischen Wert besaß, war herausgesucht. Das Geschäft machte der graubärtige Trödler mit getragener Garderobe. Auf langen Stangen hingen Anzüge, Hosen, Kleider und Mäntel. Da waren Hemden gestapelt, und ein Regal enthielt Schuhe.

Kaiser wühlte in den Sachen wie beim Winterschlußverkauf im Warenhaus, und der Trödler schleppte unermüdlich Neues heran. Mörsch achtete darauf, daß der Penner nicht die teuersten Stucke auswählte.

Kaiser entschied sich schließlich für ein Paar braune Halbschuhe, eine graue Hose, ein kariertes Hemd und einen Mantel. Eine Jacke lehnte Mörsch ab, unter dem Mantel sah man die schäbige Windjacke nicht.

Die bescheidene Ausstattung verwandelte Kaiser in einen

halbwegs ansehnlichen Menschen. Kleider machen Leute, dachte Mörsch.

Den Preis handelte Mörsch von achtzig auf sechzig Mark herunter. Der Trödler schien dennoch gut zu verdienen. Er gab einen Hut und einen Schal gratis dazu. Für's Wiederkommen, wie er sagte.

Mörsch war mit der Verwandlung seines Begleiters zufrieden und genierte sich nicht, ihn zum Bahnhof Friedrichstraße zu bringen.

»Mein Schwager ist 'ne Seele von Mensch«, behauptete er unterwegs, »ein Mittagessen, 'ne Molle und 'n Korn sind drin! Da läßt der sich nicht lumpen!«

Auf dem Bahnsteig gab Mörsch ihm die Hand, und der Penner meinte verschmitzt: »Und der Fuffziger?«

»Den kriegst du, wenn du zurückkommst! Na gut, hier 'n Zwanziger Vorschuß«, sagte er und gab ihm den Geldschein. Dann sah er ihm nachdenklich hinterher, als er zur Kontrollstelle lief.

»Eine Klammer, bitte, Schwester Ilse!«

Doktor Wünsche arbeitete lautlos und geschickt. Die erfahrene Krankenschwester sah, daß der neue Werkarzt kein Anfänger war. Der Mann auf dem Behandlungsstuhl biß die Zähne aufeinander und stöhnte leise, seine rechte Hand war böse gequetscht.

Der Mann trug einen blauen Arbeitsanzug und hatte die Jacke abgelegt, das Turnhemd entblößte einen sehnigen Körper. Das Gesicht war blaß. Die fahle Helle, die durch das Fenster ins Behandlungszimmer fiel, betonte diese Blässe noch.

Doktor Wünsche legte den Unterarm auf einer Leiterschiene still, und Schwester Ilse versorgte ihn mit einem Verband.

»Wo arbeiten Sie?« fragte der Arzt.

»Halbzeughalle«, antwortete der Mann und musterte den neuen Werkarzt verstohlen. Bisher hatte in der GROMAG ein

älterer Internist zweimal wöchentlich Sprechstunden abgehalten. Betriebsunfälle wurden ins Städtische Krankenhaus gebracht.

Wünsche las die von Schwester Ilse angelegte neue Krankenkarte. Schuster, Paul, stand da, fünfzig Jahre alt, verheiratet, zwanzig Jahre im Betrieb. »Haben Sie Kinder?« fragte er.

»Drei, aber die sind schon groß!«

»Wie kam es zu dem Unfall?«

»Ein Laschenstück hat im Automat geklemmt«, sagte Schuster.

Ich werde es mir ansehen, dachte Wünsche, so was kann ja wieder passieren. »Kommt das öfter vor?« fragte er.

»In diesem Jahr noch nicht, Herr Doktor!« antwortete Schwester Ilse an Schusters Stelle. Es schien, als wolle sie der Patient hindern weiterzusprechen, doch ließ sie sich durch seinen mahnenden Blick nicht beirren. »Voriges Jahr hatten wir eine Amputation!«

Doktor Wünsche spürte etwas Unausgesprochenes zwischen Schwester und Patient. Es machte ihn neugierig, der Sache auf den Grund zu gehen.

»Sie werden jetzt zum Röntgen ins Krankenhaus gefahren, Herr Schuster, danach sehen wir weiter. Knochen scheinen nicht beschädigt zu sein, aber vier Wochen bleiben Sie erst mal zu Hause!«

»So lange?« Schuster starrte ihn erschrocken an.

Doktor Wünsche beschwichtigte ihn. »Sie haben doch Ihren Krankengeldausgleich! – Haben Sie ein Hobby?«

»Ich bastele, hab 'ne Werkstatt im Keller! Aber bloß mit der linken Hand?« Er stockte, fragte dann: »Geht es nicht schneller, Herr Doktor?«

»Haben Sie es so eilig, wieder an die Arbeit zu kommen?«

»Das verstehen Sie nicht«, erklärte Schuster zurückhaltend. »Ich bin der Älteste am Band. Der Meister schiebt jetzt einen anderen nach, irgendeinen jungen Spund! Die warten doch darauf! In vier Wochen hat der sich so eingefummelt, daß sie mich nicht mehr brauchen!«

»Deswegen werden Sie doch nicht arbeitslos?« fragte Wünsche erstaunt.

»Aber ich muß vom Band weg, Herr Doktor, vom Akkord!«

»An Akkordarbeit ist vorläufig nicht zu denken«, erklärte Wünsche, »Sie bekommen einen Schonplatz!«

»Den stecken Sie sich man an den Hut!« antwortete Schuster heftig. Er erschrak und lenkte ein: »'tschuldigen Sie, war nicht so gemeint! Wenn Sie länger hier sind, verstehen Sie's. Ist man in meinem Alter vom Akkord weg, kommt man nie mehr 'ran! Dafür sorgen die jüngeren Kollegen!«

»Feine Kollegen«, meinte Wünsche.

»Das verstehen Sie nicht, Herr Doktor! Wo Sie herkommen, ist es anders. Da gibt es Kollektive und gemeinschaftliche Arbeit! Ich weiß es von meinem Schwager in Suhl. Bei uns denkt jeder bloß ans eigene Portemonnaie! Wer die Kolonne bremst, der fliegt!«

Als Schuster gegangen war, tippte Schwester Ilse den Unfallbericht. Sie war medizinische Assistentin und Bürokraft in einer Person.

Die Schwester hielt sich spürbar zurück. Sie hatte zehn Jahre selbständig gearbeitet, an den Betriebsarzt mußte sie sich erst gewöhnen. Vieles mache ich anders als sie, dachte Wünsche, das ist ganz normal. Ob sie sagt, wenn ich etwas falsch mache? Vermutlich nicht. Zu oft hatte es in ihren Augen spöttisch geblitzt.

Die leitenden Angestellten der GROMAG aßen in einem separaten Speiseraum. Doktor Wünsche mied leere Tische und suchte Kontakte. Doch man ging ihm aus dem Wege. Er gab seinem Sonderstatus die Schuld – als einziger Mediziner unter lauter Technikern und Ökonomen –, war aber längst nicht mehr sicher, ob das der wahre Grund war.

Wünsche balancierte sein Tablett an den Tisch, an dem Ingenieur Schuchard saß, der Sicherheitsinspektor des Betriebes. Als solcher war er gleichermaßen Prügelknabe der Direktion wie des Betriebsrates.

Schuchard war ein Koloß und wog über hundert Kilo. Sein Kopf war kahl und glänzte stets wie geölt. Er verschlang seine Portion Schweinebraten mit Rotkohl und Klößen verblüffend rasch, danach benutzte er hinter vorgehaltener Hand ausgiebig seinen Zahnstocher. Er beobachtete den Arzt, der jeden Bissen gewissenhaft kaute, unzufrieden.

»Sie hatten es aber eilig mit dem Unfallbericht!«

»Ich? Wieso?« Wünsche musterte ihn erstaunt.

»Schwester Ilse brachte ihn, da war Ihre Unterschrift kaum trocken!«

Er hatte der Schwester keinen Auftrag erteilt, hätte aber auch nichts einzuwenden gehabt, daß sie so schnell gehandelt hatte. »Ist er nicht in Ordnung?«

»In Ordnung« wiederholte Schuchard ärgerlich. »Den können Sie sich sauer braten! So gebe ich ihn nicht weiter an die Direktion!«

»Und weshalb nicht?« Wünsche schob sein Mirabellenkompott beiseite. Der Unfallbericht enthielt also Fehler. Schwester Ilse wußte es und hängte es an die große Glocke, dachte er enttäuscht.

»Es war eigenes Verschulden«, erklärte Schuchard.

»Eigenes Verschulden?« wiederholte Wünsche ungläubig. »Können Sie es konkretisieren?«

»Mein Gott, Doktor, Sie haben eben von Tuten und Blasen noch keine Ahnung! Im Automat hat ein Laschenstück geklemmt! Das kommt vor, na schön, die Technik ist nur Menschenwerk! Um es freizukriegen ...«

»Das Laschenstück?«

»Ja, was sonst? Man muß den Automaten abschalten und drei Stücke 'rausnehmen, um an die verklemmte Lasche 'ranzukommen! Dabei passiert nichts!«

»Eine Verletzung ist dann ausgeschlossen?« fragte Doktor Wünsche.

»Eben«, bestätigte Schuchard. »Es vergehen aber zwölf Sekunden, bis der Automat wieder in Gang kommt! Und diese zwölf Sekunden potenzieren sich, verstehen Sie?«

»Nein.«

Schuchard seufzte. »Die gesamte Automatenkette steht dann ebenfalls zwölf Sekunden! Das bringt nicht nur Schuster einen Akkordverlust, sondern dem ganzen Band!«

Wünsche verstand den Sicherheitsinspektor. »Der Zeitverlust ist nun mal unvermeidlich!«

»Doch, er ist!« widersprach Schuchard.

»Und wie?«

»Wenn man das Schutzgitter abschraubt! Sobald ein Laschenstück klemmt, genügt dann ein Handgriff ...«

»In die laufende Maschine«, unterbrach Wünsche.

»So ist es, aber der Zeitverlust beträgt nur zwei Sekunden! Verstehen Sie? Man kann an den Automaten nur einen Kollegen stellen, der nicht pingelig ist!«

»Das ist ja entsetzlich! Und das wissen Sie — als Sicherheitsinspektor?«

»Ja – und nein! In der Halbzeughalle funktionieren die Buschtrommeln! Sobald ich aufkreuze, wird das Schutzgitter angeschraubt! Aber man hat ja seine Informanten! Ist das dort, wo Sie herkommen, vielleicht anders?«

»Allerdings«, versicherte Wünsche und staunte, wie engagiert er es tat. »Da würde das Schutzgitter derart in den Automaten integriert werden, daß er sich ausschaltete, sobald man das Gitter entfernt. Weshalb veranlassen Sie das nicht? Technisch eine Lappalie!«

Schuchard starrte auf seine Hände, dann auf Wünsche. »Meinen Sie wirklich, die Direktion ist an zwölf Sekunden Produktionsausfall interessiert?«

Wünsche blickte ihn ungläubig an, dann faßte er sich und sagte: »Vergleichen Sie mal die Unfallstatistik bei uns und bei Ihnen ...« Er stockte verwirrt. Schuchard lächelte, und Wünsche brachte seinen Gedanken zu Ende: »Die höhere Arbeitsproduktivität in der BRD wird mit einer entsprechend höheren Unfallquote bezahlt!«

»Sie meinen Akkord ist Mord?« Schuchards Lächeln vertiefte sich.

Wünsche zuckte die Schultern. »Ich meine, daß das System nicht stimmt, wenn man den eigenen Kollegen zu einem gesundheitlichen Risiko zwingt!«

»Gar nicht dumm, was Sie sagen, Doktor! Tragen Sie's doch mal dem Betriebsrat vor! Der weiß das auch und ändert's nicht! Schuster ist das Risiko eingegangen, folglich trägt er die Konsequenzen und nicht die Direktion! Wann kriege ich den neuen Bericht?«

Wünsche starrte ihn verblüfft an. »Ich denke nicht daran, einen neuen zu schreiben!«

Schuchards Glatze rötete sich. »Hören Sie, Doktor, das sagt Ihnen der Pförtner, daß verklemmte Laschenstücke nicht bei geschlossenem Schutzgitter flottgemacht werden! Wer es abschraubt, handelt fahrlässig, basta!«

»Ich hindere Sie nicht, dem Bericht diese Version hinzuzufügen«, erklärte Wünsche kühl. Er erhob sich, murmelte: »Mahlzeit!« und ging.

Am Nachmittag wurde er in die Direktion gerufen.

In der Direktionsetage war der Flur mit Teppichen ausgelegt, die jeden Schritt schluckten. Die Wände waren getäfelt, an den mahagonifarbenen Türen standen auf kleinen Bronzeschildchen die Namen der Direktoren.

Direktor Heimann von der Personalabteilung empfing Wünsche liebenswürdig.

»Ich habe Sie hergebeten, Herr Doktor, weil ich Herrn Strotmann erwarte, der Ihnen ja bestens bekannt ist!« Heimann lächelte verbindlich.

Wünsche deutete eine Verbeugung an. Ohne den »Weltreisenden« säße er nicht hier.

»Wie haben Sie sich eingewöhnt?« fragte Heimann höflich und fuhr, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: »Haben Sie schon einen Wagen?«

»Ja, einen VW«, antwortete Wünsche provozierend, »recht preiswert, er hat hunderttausend 'runter!«

Heimann schluckte konsterniert. »Sie hätten doch jeden gewünschten Kredit ..., ich meine, ich habe angewiesen, daß

Ihr Limit...«

»Ja, ich weiß«, unterbrach ihn Wünsche. Es bereitete ihm Vergnügen, Heimann zu schockieren.

Heimann wechselte das Thema. »Ich hörte von einer Differenz wegen einer Unfallsache? Das ist bedauerlich!«

Es wunderte Wünsche nicht, daß Heimann informiert war, die GROMAG besaß ein gut funktionierendes Nachrichtensystem, das war offenes Geheimnis. Als Heimann die Argumente der Firma vortrug, schweiften Doktor Wünsches Blicke ab. Heimanns Büro unterschied sich durch seine eigenwillige Note von den anderen. An den Wänden hingen erstklassige Kopien von Caspar David Friedrich, vor allem immer wieder das Kreuzmotiv. Am Kamin stand eine Zimmerorgel, der aufgeschlagene Notenband verriet, daß sie kein reines Dekorationsstück war. Ehe Heimann weitersprach, leuchtete auf dem Schreibtisch ein gelbes Lämpchen auf.

Heimann trat zur Wechselsprechanlage und drückte auf eine Taste. »Ja, bitte?«

»Herr Strotmann!« klang es verzerrt aus der Membrane.

»Ich lasse bitten!«

Heimann kehrte auf seinen Platz zurück und meinte beiläufig: »Er hat um Ihre Anwesenheit gebeten!«

Strotmann trat forsch herein und bewegte sich mit dem Selbstvertrauen des erfolgreichen Geschäftsmannes. Er begrüßte Heimann mit vertraulichem Respekt, und ehe eine Unterhaltung in Gang kam, servierte die Sekretärin Mokka und Kognak.

Wünsche bewunderte Strotmanns taktisches Geschick und die Art, wie er seine Gesprächspartner einstimmte. Er berichtete von einer Kunstausstellung in Paris, die international Aufsehen erregte, und überreichte einen Katalog als Prasent. Heimann lauschte begierig. Das erinnerte Wünsche daran, wie Strotmann nach dem Theaterabend sein Fernweh zu provozieren verstand. Das Geheimnis seiner Erfolge beruhte darin, die Schwächen seiner Gesprächspartner auszunutzen.

Zum Schluß bestellte er Grüße von Mister Gardner. Der

Name sagte Wünsche nichts, aber Heimann dankte erfreut und fragte interessiert: »Wie läuft seine Aktion Äskulap?«

Strotmann blickte rasch auf Wünsche. Heimanns Indiskretion war ihm sichtlich unangenehm, der Direktor schien selbst erschrocken zu sein.

Aktion Äskulap? überlegte Wünsche. Das Synonym Aktion konnte sowohl positiv als auch negativ gedeutet werden.

»Können Sie mir helfen, Doktor?« wandte sich Strotmann an ihn. Auf Wünsches fragenden Blick fuhr er fort: »Eine gut renommierte Firma, der ich verbunden bin, befindet sich in einer ähnlichen Situation wie kürzlich die GROMAG! Man braucht einen Werkarzt!«

Wünsche richtete sich steif im Sessel auf. »Was kann ich dazu tun?«

Strotmann grinste. »Vielleicht können Sie zwei Parteien helfen? Mir, denn ich habe es übernommen, so etwas diskret zu arrangieren, wie Sie ja wissen, und einem Ihrer Herren Kollegen, der sich in den Westen absetzen möchte!«

»Ich soll also der Tipgeber sein? So nennt man das doch? Ist das Ihre Aktion Äskulap?«

Strotmann und Heimann wechselten einen raschen Blick. Den Personaldirektor irritierte Wünsches aggressiver Ton, dennoch erklärte er sanft: »Warum ein Hehl daraus machen, lieber Doktor? Hunderte Firmen haben dasselbe Problem! Weshalb also streiten, daß einige mutige Herren es übernommen haben, mit einer gezielten Aktion ...«

»Aktion Äskulap!« unterbrach Wünsche.

»Ja«, bestätigte Heimann, »diese Misere zu beheben?«

»Vergessen Sie nicht«, ergänzte Strotmann, »daß Sie derselben Aktion Ihre Anstellung bei der GROMAG verdanken!«

»Was erwarten Sie konkret von mir?« fragte Wünsche zuruckhaltend.

»Namen von Kollegen, die bereit sind, sich ausschleusen zu lassen! Ihre Hobbys, ihre Erwartungen und speziellen Probleme ...« Strotmann brach ab und nickte Doktor Wünsche ermunternd zu.

Die Quecksilbersäule war in der Nacht unter den Gefrierpunkt gesunken. Am Grenzübergang für Ausländer in der Friedrichstraße herrschte der übliche Vormittagsbetrieb. Die Grenzer fertigten die Diplomatenfahrzeuge ab.

Unterleutnant Enders reichte dem Fahrer eines weinroten Citroën mit Diplomatenkennzeichen den Paß zurück und legte grüßend die Hand an die Mütze. Der Schlagbaum schwebte in die Höhe, der kaffeebraune Fahrer nickte lächelnd und gab Gas.

Nach dem Citroën rollte ein Volvo heran, hinter ihm folgte ein Studebaker. Enders stutzte. In der letzten Dienstbesprechung war Aufmerksamkeit für alle älteren Studebaker gefordert worden. Ein Wagen dieses Typs mit Diplomatenkennzeichen war für den Menschenhandel präpariert worden.

Der Unterleutnant nahm die Papiere des Volvofahrers entgegen und musterte unauffällig den Fahrer des Studebaker, der nervös eine Zigarette rauchte. Enders trat an den Kontrollschalter und befahl dem Wachtmeister: »Meldung an Oberleutnant. Älterer Studebaker an der Kontrolle!«

Enders trat zum Volvo zurück und richtete ein paar Fragen an den Fahrer. Er bekam die gewünschten Auskünfte. Die Sekunden, die darüber verstrichen, reichten aus, um den Alarmmechanismus in Gang zu setzen. Noch ehe der Volvo auf die Westberliner Seite hinüberrollte, trat ein Offizier an den Studebaker heran. »Fahren Sie im Schrittempo auf die Haltespur!« befahl er.

Der Fahrer wechselte die Farbe und warf einen abschätzenden Blick auf den Schlagbaum.

»Keine Mätzchen«, warnte der Offizier. Die Vorsicht war geboten, an diesem Grenzübergang war mehrmals ein gewaltsamer Durchbruch versucht worden, wobei die Grenzverletzer rücksichtslos von der Schußwaffe Gebrauch machten.

Der Studebaker rollte langsam auf den Haltestreifen. Der Fahrer erkannte, daß er keine Chance besaß, und folgte in den Kontrollraum. Unterleutnant Enders kontrollierte die heranfahrenden Fahrzeuge des Diplomatischen Corps und warf

ab und an einen Blick auf den Studebaker.

Der Fahrer trug eine durchgeladene Pistole bei sich. Die Frage nach dem Berechtigungsschein beantwortete er mit einem Achselzucken. Der Oberleutnant prüfte die Papiere und meinte gelassen: »Hübsch gemacht! Die Werkstatt kennen wir! Welchen Auftrag sollen Sie ausführen?« Der Fahrer schwieg verbissen, und der Oberleutnant befahl: »Die Rükkenlehnen von den hinteren Sitzen kontrollieren!«

In seiner Dienststelle erhielt Oberleutnant Schneider wenig später einen fernschriftlichen Bericht:

»Betrifft Fahndung sechzehnvierunddreißig, Pkw Studebaker, älteres Baujahr mit Diplomatenkennzeichen! Um zehn Uhr fünfzehn versuchte ein oben beschriebenes Fahrzeug den Grenzübergang Friedrichstraße in Richtung Berlin-West zu passieren. Der Fahrer war bewaffnet. Die Papiere des Diplomatischen Corps, Italienische Botschaft in der Hauptstadt der DDR, waren gefälscht. Anzeichen deuten auf die Fälscherzentrale in der Clayallee hin. In der Rücksitzlehne befanden sich Container für zwei Personen. Die Insassen wurden festgenommen und überstellt.

Erstens: Ingrid Henschel, achtzehn Jahre, ledig, Beruf Verkäuferin, wohnhaft bei den Eltern Alfred und Margot Henschel, elfneunzehn Berlin, Hubertusweg dreizehn.

Zweitens: Barbara Thiemig, siebzehn Jahre, Lehrling im EAW, wohnhaft bei der Großmutter Berta Kröhnert, hundertacht Berlin, Wegenerstraße sechs.

Beide Bürgerinnen haben einen Arbeitsvertrag mit dem Gaststättenring »Wienerwald« abgeschlossen, ferner einen Kreditvertrag über zwölftausend Mark, der ihre Republikflucht finanzierte. Kreditgeber ist Manfred Klatt, Berlin-Neukölln, Mainzer Straße.

Fechner war gerade dabei, auf dem Hof den alten Laster frisch zu streichen.

»Blaue Farbe, Chef«, verlangte Fechner, »und rot fur die Felgen!«

»Machen Sie 'n Zirkuswagen draus?« brummte Weiß. Soviel Farbe für das Wrack zu verbrauchen lohnte nicht. Er rechnete mit drei, höchstens vier Fahrten, dann war er den alten Klapperkasten los. Seit Bortfelts VW-Pritsche mitsamt der Bombe verschüttgegangen war, hatte sich das Risiko verdoppelt. Bortfelt schwor zwar, Volz würde dichthalten, aber da war Passe! Was wußte der?

Ein cremefarbener Opel-Admiral bog auf den Hof ein, fuhr vor das Büro und stoppte. Ein älterer Herr stieg aus und sah sich suchend um.

Herbert Weiß gab Fechner noch ein paar Weisungen und ging auf den Besucher zu. Der sah ihm abwartend entgegen. »Herr Weiß?«

»Ja, bitte?«

»Türschnitz! Ich habe auf Ihre Annonce geschrieben!«

Weiß nickte und gab ihm die Hand. Die Zeitungsanzeigen fanden nur mäßige Resonanz, er hatte sich ein lebhafteres Echo vorgestellt. Weiß führte den Besucher ins Büro und genoß dessen Überraschung angesichts der luxuriösen Ausstattung.

»Wie ich Ihnen schrieb«, begann Türschnitz, »handelt es sich um meinen Bruder und meine Schwägerin. Sie sollen eine meiner Filialen übernehmen, aber das nur nebenbei!«

»Wohnort?«

»Magdeburg! Eine Fleischerei!«

Herbert Weiß kombinierte, daß auf beiden Seiten Geld steckte. Die Brüder Türschnitz schienen vermögend zu sein.

Der Besucher sah die Matchbox-Autos in der Vitrine. Er stand auf und bewunderte sie aus der Nähe. »Der alte Benz da fehlt mir noch!«

Weiß trat neben ihn. »Den alten Benz habe ich doppelt, hier, sehen Sie! Mir fehlt noch ein Bugatti.«

»Den besitze ich. Also tauschen wir?«

»Einverstanden.«

Türschnitz lächelte zufrieden, als habe sich allein des Tauschgeschäfts wegen die Fahrt gelohnt. Er nahm wieder

Platz und kam auf sein Anliegen zurück. Den Preis von zwölftausend Mark pro Kopf akzeptierte er ohne zu feilschen, und Weiß ärgerte sich, nicht mehr gefordert zu haben.

»Noch etwas«, erklärte der Besucher.

»Ja?« Weiß blickte ihn ermunternd an.

»Mein Bruder kommt nicht mit leeren Händen! Er ist nur interessiert, wenn er seine Sachwerte mitnehmen kann!«

Weiß nickte verständnisvoll. »In eine Handtasche paßt 'ne Menge 'rein an Schmuck und Brillanten! Abgesehen von Bargeld!«

Türschnitz schüttelte den Kopf. »Teppiche, Brücken, Porzellan, ein Meißen-Service, spätes achtzehntes Jahrhundert!«

Weiß rutschte im Sessel nach vorn. »Das sind allerdings Werte!«

»Auch figürliches Porzellan! Eine Kändlerfigur, ein Pierrot!«

Weiß nickte bewundernd.

Türschnitz war überzeugt, daß der Fuhrunternehmer kaum jemals etwas von Johann Joachim Kändler, dem Direktor der Meißner Porzellanmanufaktur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, gehört hatte. Aber um den Wert dieser Figur schien Weiß durchaus zu wissen.

»Mit dem ganzen Zeug kann Ihr Bruder nicht zur Autobahn kommen«, erklärte Weiß.

»Zur Autobahn?« wiederholte Türschnitz verständnislos.

Herbert Weiß witterte eine Chance, den Preis noch zu steigern. »Beim Ausschleusen muß der Kunde zu einem verabredeten Autobahnrastplatz an der Transitstrecke kommen und durch eine getarnte Luke in einen versiegelten Lastzug einsteigen!«

Türschnitz wiegte bedenklich den Kopf. »Ist das nicht riskant?«

»Nur beim Einsteigen! Das muß rasch gehen, Gepäck ist da nicht möglich!« Weiß schwieg.

»Ja, dann ...« Türschnitz brach enttäuscht ab.

»Wir setzen eben ein Spezialfahrzeug ein!«

Türschnitz schöpfte wieder Hoffnung. »Spezialfahrzeug?«

»Ja. Wir sind natürlich auf besondere Kundenwünsche eingerichtet. Allerdings nicht für zwölf Mille – fünfzehn!« Noch ehe Türschnitz protestieren konnte, erläuterte Weiß: »Wir fahren von der Transitstrecke 'runter und übernehmen an einer absolut sicheren Stelle!«

Der Besucher machte ein bedenkliches Gesicht.

Weiß winkte ab. »Wir setzen einen älteren Lkw ein, wie er drüben auch noch gefahren wird. Das ist unauffällig. Der Fahrer besitzt erstklassige Papiere! Wenn der Laster die Transitstrecke verläßt, ist es praktisch ein DDR-Fahrzeug!«

Türschnitz sparte nicht mit Anerkennung.

»Das Problem ist nur, daß wir uns über den Preis für das Gepäck einigen müssen«, erklärte Weiß.

Nach einer hartnäckig geführten Debatte sah Türschnitz ein, daß die für zehn Personen berechnete blinde Kabine durch das Gepäck seines Bruders ausgefüllt wurde. Daß er noch gar keinen Kunden für seinen Mercedes besaß, erzählte Weiß nicht.

»Was denn«, fragte Türschnitz entsetzt, »verlangen Sie Bezahlung für zehn Personen?«

Weiß winkte ab. »Natürlich nicht! Wir plündern uns doch nicht gegenseitig aus! Sie werden aber einsehen, daß ich meinen Laster nicht für dreißigtausend aufs Spiel setzen kann!« Er schwieg und studierte die düstere Miene seines Gegenübers. Er verstand längst so viel von der Mentalität seiner Kunden, daß er deren Zahlungsfähigkeit und ihre Bereitschaft zu zahlen durchaus richtig einzuschätzen wußte. Der Kunde in spe war jedenfalls nicht bereit, über einen vernünftig kalkulierten Preis hinauszugehen.

»Ich weiß, es ist ein finanzielles Opfer«, Weiß seufzte gequält, »andererseits bin ich kein Wohlfahrtsinstitut! Was glauben Sie, was ich allein meinem Fahrer zahlen muß? Sagen wir, zehntausend für die übrigen Plätze! Darunter kann ich nicht gehen!«

Eine halbe Stunde später geleitete Weiß den Besucher zu seinem Wagen. Weiß hatte erreicht, was er wollte. In seiner Kassette lagen ein Barscheck über zehntausend Mark als verlorene Anzahlung für den Risikofall und ein Honorarvertrag über insgesamt achtunddreißigtausend Mark. Zweitausend Mark hatte der clevere Türschnitz doch noch heruntergehandelt.

Dennoch blickte Herbert Weiß dem Opel unzufrieden hinterher. Er hatte gefordert, das Gepäck von Karl Türschnitz aus Magdeburg müsse ihm bis zur Zahlung der Restsumme als Faustpfand überlassen bleiben. Das hatte der Kunde abgelehnt. Es wäre auch ohnehin rechtsungültig gewesen, da er nicht über das Eigentum seines Bruders verfügen konnte.

Der Funkstreifenwagen Toni einundzwanzig bog aus der Hufelandstraße in die Bötzowstraße ein. Die Scheinwerfer glitten an den Hausfassaden entlang.

»Nestjunge Sittiche werden ganz zahm, die fliegen dir auf den Kopf«, behauptete Oberwachtmeister Boldt und legte den zweiten Gang ein.

Wachtmeister Schüler auf dem Beifahrerplatz stimmte brummend zu. Das Mondlicht färbte die Fahrbahn weiß. Die Pfützen waren gefroren.

»Der Winter wird streng«, behauptete Boldt, »es hat massig Eicheln und Kastanien gegeben!«

Noch ehe Schüler antworten konnte, sahen sie einen Mann an der Bordsteinkante stehen, der die Hand hob. Boldt blendete die Scheinwerfer auf, der Mann schützte sein Gesicht mit der Linken und gab mit der Rechten das Stoppzeichen.

»Was will der denn?« fragte Schüler.

Boldt blendete ab und hielt. Schüler drehte die Türscheibe herab. »Ja? Was gibt's?«

Der Mann beugte sich zum Wagenfenster herab. Schüler registrierte, daß er nicht nach Alkohol roch.

»'n Abend, Genossen! Ich komme von der Spätschicht, da gehe ich immer über den Arnswalder Platz«, er deutete hinter

sich, wo zwischen kahlen Sträuchern Schneereste blinkten. »Auf der Bank da liegt einer und pennt! Der ist blau, der erfriert doch bei der Kälte!«

Die Volkspolizisten dankten für den Hinweis, und der Mann setzte erleichtert seinen Heimweg fort.

Der Schläfer lag auf der Bank und schnarchte. Er verströmte unverkennbaren Alkoholgeruch, sein Hut war herabgefallen, der Mantel klaffte auseinander, darunter trug er eine schäbige Windjacke. Boldt und Schüler weckten ihn, halfen ihm hoch und trugen ihn fast zum Streifenwagen.

In der Volkspolizei-Inspektion behauptete der Parkbankschläfer, der in Bielefeld, BRD, wohnhafte Rudolf Kaiser zu sein, zur Zeit arbeitslos und zu Besuch in Berlin-West. Kaiser konnte jedoch kein Dokument vorweisen, das die Behauptung stützte.

Der Mann war hungrig und verschlang mit Appetit die Schnitten, die ihm ein Wachtmeister anbot. Danach schien er ausreichend ernüchtert. Er berichtete dem Diensthabenden die verworrene Geschichte von einem Gönner, der ihm beim Trödler Hose, Hemd, Schuhe und Mantel kaufte, weil er in die DDR einreisen sollte.

»Und was wollten Sie hier?« fragte Oberleutnant Hubrich. »Welchen Auftrag hatten Sie?«

Der Penner starrte auf seine Habseligkeiten, die auf dem Tisch ausgebreitet lagen: ein undefinierbares Textilstück als Taschentuchersatz, ein Taschenmesser, an dem nur noch der Korkenzieher funktionierte, ein schmutziger Kamm, ein Zwanzigpfennigstück und eine zerdrückte Zigarettenpackung Marke CAMEL, Inhalt drei Stück. Ferner ein Briefumschlag a funf, zusätzlich mit Folie verklebt.

Rudolf Kaiser sah erleichtert, daß der Umschlag mit den Erbschaftspapieren noch vorhanden war.

Doch als Oberleutnant Hubrich das Kuvert öffnete und geschnittenes Zeitungspapier herausnahm, erkannte der Penner langsam seine mißliche Lage.

Auf dem S-Bahnhof Treptower Park hatte er, wie verein-

bart, den Schwager seines Gönners getroffen. Als besonderes Kennzeichen besaß er auf seiner Stirn einen auffällig großen Pickel. Der »Schwager« lud ihn zum Mittagessen ein, spendierte Biere und Schnäpse und übergab ihm den Briefumschlag. Darüber verging der Nachmittag.

Oberleutnant Hubrich wandte sich an Kaiser: »Sie sind festgenommen! Es besteht der dringende Verdacht, daß Sie Ihre Papiere verkauft haben!«

Manfred Klatt zählte die Tropfen, die aus der Medizinflasche ins Wasserglas fielen, und trank das Glas in einem Zug leer.

Als das Telefon läutete, meldete er sich mit leidender Stimme. Mörsch war am Apparat und avisierte eine Frau Straaten.

»Straaten?« wiederholte Klatt, doch der Name sagte ihm nichts.

»Holländerin«, erklärte Mörsch am anderen Ende. »Sie braucht dringend ein paar Mäuse!«

Klatt verstand, und seine Laune besserte sich etwas. Mörsch telefonierte aus Bachullas Kneipe, Gläserklirren und Stimmengewirr waren zu hören. »Ist gut, Albert«, sagte Klatt und legte auf.

Er hatte seinem Vertrauten das Du angeboten, es vereinfachte den Umgang und ersparte manchen Geldschein, da man unter Duzfreunden nicht jede Gefälligkeit aufrechnete.

Fräulein Heimchen brachte einen Brief zur Unterschrift, Klatt setzte seinen Namen darunter und langte nach dem Gummistempel im Schreibtisch. Kaum war Fräulein Heimchen draußen, erschien Frau Straaten, eine Frau mit verlebten Zügen und ungepflegtem Haar. Sie trug einen Wintermantel, der vor Jahren modern war und um den Kopf ein schmuddeliges Tuch. Ihre Hände sahen verarbeitet aus. Als sie sprach, staunte Klatt. Von einem holländischen Akzent war nichts zu hören.

Auf seine Frage erklärte sie: »Straaten, was mein Mann war, kam nach dem Krieg aus Rotterdam! Wir haben geheiratet, da war ich sechzehn!«

Klatt nickte gelangweilt, die Lebensgeschichte Frau Straatens war ihm gleichgültig. Nach dem Krieg waren bei deutschen Mädchen Ausländer als Heiratskandidaten sehr begehrt.

»Zeigen Sie ihn her«, verlangte Klatt ohne Umschweife.

»Wie?« fragte sie.

»Den Paß! Ich denke, Sie haben mit Mörsch gesprochen?«

»Ach so, das stimmt. Mörsch ist ja bei Bachulla zu Hause. Für'n Paß, hat er gesagt, geben Sie 'n Riesen?« Frau Straaten sah ihn lauernd an, nestelte eine Zigarette aus der Packung und rauchte sie an. Da Klatt nicht reagierte, fuhr sie fort: »Sie wollen 'ne Verwandte 'rüberschmuggeln, sagt Mörsch?«

»Zeigen Sie schon her!« Klatt streckte die Hand aus.

Frau Straaten holte ihren holländischen Paß aus der Handtasche und reichte ihn hinüber. Klatt blätterte darin. Das Dokument schien in Ordnung zu sein, das Paßfoto schmeichelte der Frau, die ihm gegenübersaß. Er zog seinen Schreibtischschub ein Stück heraus und betrachtete drei Fotos, die obenauf lagen. Eines glich entfernt dem Paßbild Frau Straatens.

»Ja«, erklärte Klatt, »das paßt in etwa! Können Sie übermorgen 'rüberfahren?«

»'rüberfahren? Ich?«

Klatt runzelte die Stirn. »Was denken Sie, wofür Sie tausend Mark kriegen? Für die Fleppe? So was wird mit hundert Emm gehandelt!«

Die Frau war enttäuscht, sie schob den Paß in ihre Handtasche zurück und schloß sie knackend. »Schade«, sagte sie, »'n Riesen könnte ich brauchen, ich hatte Pech letzte Zeit!«

»Sage ich denn, Sie kriegen ihn nicht? Bloß hier nützt er mir nichts! Sie fahren 'rüber zum ›Alextreff‹, das ist ein Selbstbedienungslokal am Fernsehturm! Sie übergeben dort einer bestimmten Frau den Paß, das ist alles!«

Frau Straaten schluckte nervös. »Und dann?«

Und dann, dachte Klatt, dann wirst du schon sehen! Aber er verzog keine Miene. Dann reiste Frau Helga Gädicke aus

Stendal als Hilde Straaten nach Westberlin aus und schuldete ihm vom selben Augenblick an sechstausend Mark. Für diesen Vertrag hatte Pickel gesorgt, Spesen fünfzig Mark. Er hatte den mickrigen kleinen Mann unterschätzt.

»Was heißt: und dann?« fragte Klatt ungehalten.

»Das geht doch gar nicht! Wie komme ich dann zuruck?«

Klatt winkte ab. »Ein paar.Scherereien müssen Sie für den Tausender schon in Kauf nehmen! Was glauben Sie, wie oft ein Paß verlorengeht? Wenn die Kommunisten immer gleich alle dabehalten wollten...« Er brach ab und begann seine Fingernägel zu reinigen.

»Und das Geld?« fragte Frau Straaten.

»Bar auf die Hand, sobald Sie zurück sind! Das machen wir schriftlich aus! Mehr kann ich wirklich nicht für Sie tun!« Er blickte demonstrativ auf die Stiluhr auf seinem Schreibtisch, und Frau Straaten starrte unschlüssig vor sich hin.

»Wenn ich die Kohlen nicht dringend brauchte«, sagte sie unbestimmt, »mein Schwiegersohn, dieser Lump, läßt meine Tochter mit den Gören sitzen...« Sie brach ab.

Abends hockte Klatt neben Mörsch in der Besucherecke.

»Worauf stoßen wir an, Manne?« fragte Mörsch. Er ließ keine Gelegenheit aus, die vertrauliche Anrede zu benutzen.

»Auf den Schrotthaufen, der gestern nach Helmstedt durchgekommen ist!« rief Klatt.

Klatt konnte zufrieden sein, fand Mörsch, dem fielen wieder mal sechstausend in den Schoß. Er trank seinen Kognak und meinte bewundernd: »Nerven hast du, Manne! Gestern ist mal einer durchgekommen, aber die andern haben sie doch geschnappt! Ganz abgesehen von deinem schönen Studebaker!«

Klatt seufzte. »Den von heute haben sie auch eingekloppt! Das Präsidium hat angerufen!«

Mörsch nahm diese Neuigkeit betreten zur Kenntnis, aber Klatt meinte obenhin: »Mensch, Albert, mit dem Risiko leben wir nun mal!«

»Die passen drüben höllisch auf«, erwiderte Mörsch düster.

»Sobald eine Schrottkiste mit rotem Überführungskennzeichen aufkreuzt, sind die am Ball! Du, Manne, wir müssen uns was anderes einfallen lassen!«

Klatt winkte ab und goß die Schwenker wieder voll. »Wieso? Wir kommen doch zurecht! Oder nicht?«

Mörsch schluckte verdattert, stimmte ihm aber zu und wandte nur ein: »Ich weiß bald nicht mehr, wo ich Schleuserfahrer hernehme! Im Winter wollen viele nicht auf Tour! Und es spricht sich herum: Klatts Fahrer gehen verschütt!«

Diesen Einwand nahm Klatt ernst. »Du hast recht«, sagte er, »grasen wir mal 'ne andere Gegend ab!«

Mörsch nickte zerstreut. Er hatte Sorgen, über die er mit Klatt nicht sprechen konnte. Sein Geld steckte in einem Opel-Kapitän. Der Container ließ sich nicht unter der Motorhaube unterbringen, wie es ihm vorgeschwebt hatte. Er mußte zwischen Rücksitz und Kofferraum eingebaut werden, eine Masche, die man drüben längst kannte. Als Fahrer konnte er zwar einen cleveren jüngeren Mann anheuern, den das Abenteuer reizte, doch nun wartete er ungeduldig darauf, ihn auf die erste Fahrt zu schicken.

»Mann, Albert«, sagte Klatt, »Fahrer sind doch kein Problem! Aber Kunden!«

Mörsch stimmte ihm zu. Wieviele Nachmittage vertrödelte er bei Bachulla, ohne daß ein Geschäft zustande kam. Sobald die Zeitungen von einem neuen Menschenhändlerprozeß berichteten, dauerte die Flaute gleich mehrere Tage.

»Und eine neue Annonce?« fragte Mörsch.

»Läuft schon«, antwortete Klatt. Es klang wenig zuversichtlich. Und dann erinnerte er sich an Frau Straaten. »Was ich sagen wollte, Albert. Schick mir keine Kunden, die nicht wissen, was sie wollen!«

»Ist gut, Manne«, versicherte Mörsch. »Ich dachte, Hauptsache, sie schluckt den Köder, garkochen wirst du sie schon!« Nach einer Pause fügte er hinzu: »Hattest du mit dieser Masche nicht schon mal Ärger?«

Klatt grinste. »Sie wollten mich einbuchten, wegen ›Listverschleppung‹! Ich bin in die Berufung gegangen! Meinst du, die sperren jemand von uns ein?«

Mörsch war weniger zuversichtlich und meinte zuruckhaltend: »Pickel muß Ende der Woche 'rüber. Was ist mit dem Wartburg deiner Schwester?«

»Immer noch kaputt«, erklärte Klatt seufzend.

Heino Siebling war früher als sonst aufgestanden. Behutsam bewegte er sich in der Wohnung, damit Gina nicht erwachte. Sie war erst um vier Uhr aus dem KAKADU gekommen. Er bereitete das Frühstück für Tina und sich und holte zwei Becher Fruchtjoghurt aus dem Kühlschrank, in dem schon lange kein Alkohol mehr stand. Siebling hatte sich gefangen, die Wochen wüster Exzesse gehörten der Vergangenheit an. Trotzdem blieb zwischen Gina und ihm ein Mißklang zurück. Das einstige herzliche Verhältnis war noch nicht wiederhergestellt. Es stand etwas Fremdes zwischen ihnen.

Wie an jedem Morgen brachte er Tina in den Kindergarten. Auf dem Rückweg stoppte er seinen Wagen an einem Zeitungskiosk und verlangte das »Spandauer Tageblatt«.

Seine Reportage über Menschenhändler hatte er bereits zweimal umgeschrieben und weitgehend entschärft, aber stets war sie ihm zurückgeschickt worden. Erst das »Spandauer Tageblatt« übernahm eine gekürzte Fassung. Der Redakteur fand lediglich den Titel »Neues vom Hai« nicht reißerisch genug und bestand auch darauf, die Namen wegzulassen.

Siebling blätterte hastig und fand auf der vierten Seite die Überschrift: »Penner im Frack!«

Er überflog den Artikel rasch. Der Redakteur, dieser Schuster, hatte ein paar saftige Synonyme ausgetauscht. Siebling errechnete das Honorar und kam auf die Hälfte der erwarteten Summe. Sein Pseudonym »nosi« prangte dafür im Fettdruck unter dem Artikel. Sie schätzten es auch beim »Spandauer Tageblatt«.

In einer Milchbar blätterte er die Morgenzeitungen durch

und trank einen Mokka. Dann telefonierte er aus einer Fernsprechzelle mit Leuten, die für einen journalistischen Auftrag in Frage kamen. Entweder war es noch zu früh, oder sie ließen sich verleugnen, vielleicht hatten sie auch seinen Bericht noch nicht gelesen.

Er bereute es nicht, daß er Mörsch auf der Spur geblieben war, als dieser aus Bachullas Kneipe kam und in einen Opel-Kapitän stieg. Er fuhr ihm nach. Die kurze Fahrt endete in einer Autokarosseriewerkstatt in der Hermannstraße. Am nächsten Tag wußte er, weshalb Mörsch den Wagen, dem kein Blechschaden anzusehen war, dort hingebracht hatte.

Der zweite Treffer gelang, als bei Bachulla Mörschs Name fiel. Er heuere Penner aus den Parks an, hieß es.

Siebling sah auf seine Armbanduhr. Um diese Zeit stand Gina auf. Er kaufte frische Schrippen und fuhr nach Hause.

Leise öffnete er die Wohnungstür und trat in die kleine Diele. Der auf Seide gestickte Drache streckte ihm höhnisch die feurige Zunge entgegen.

Er vertauschte die Straßenschuhe mit leichten Hausschuhen und lauschte.

Im Wohnzimmer räumte Gina schon ihr Frühstücksgeschirr fort.

»Du willst schon gehen?«

Sie sah, wie enttäuscht er war, und küßte seine Wange. »Ich muß was erledigen!« Früher hätte sie mit ihm darüber gesprochen. Er warf den Beutel auf den Tisch.

Gina legte die Schrippen auf das Tablett. »Möchtest du frühstücken?« fragte sie.

»Laß man«, sagte er und holte die Zeitung aus seiner braunen pelzgefütterten Wildlederjacke, die in der Diele hing. »Neues von nosi!« Er hielt ihr die Zeitung hin.

Gina verbarg wie ein trotziges Kind ihre Hände auf dem Rücken. »Keine Zeit!«

Siebling starrte sie ungläubig an. Doch sie wich seinem Blick aus, trat zum Spiegelschränkchen und holte die Kassette heraus, die außer ihrem Schmuck meist auch einen größeren Betrag Bargeld enthielt.

»Neues von nosi war natürlich nur Spaß! Wie findest du den Titel: Penner im Frack?«

Sie hörte gar nicht hin, öffnete die Kassette und zählte Geld ab.

»Wo willst du denn hin?« fragte er.

»Zu Kammreuter.«

Kammreuter war ein Antiquitätengeschäft in der Bleibtreustraße, kein billiger Laden. Die teuersten Stücke im Wohnzimmer, das selbst einem Antiquitätenladen glich, hatte Gina dort erworben, unter anderem das chinesische Schränkchen mit den Elfenbeinintarsien.

»Er stellt etwas für mich bis halb elf zurück«, erklärte sie beiläufig.

»Was denn?«

»Du wirst schon sehen.« Sie stopfte das Geld in ihre Handtasche, lief in die Diele und schlüpfte in den Nerz, bevor er ihr helfen konnte. Sie sah, wie enttäuscht er war. »Lies schon vor, aber rasch!«

»Ich fahre dich dann, ja?«

Sie zögerte mit der Antwort, es war ihr also nicht recht. »Ich denke, du schreibst?«

»Ja, gewiß«, versicherte er, räusperte sich und las rasch und monoton. Es schien so, als hörte sie gar nicht zu. Plötzlich setzte sie sich fassungslos und starrte ihn entgeistert an.

»Das ..., das ist doch nicht wahr? Das hast du geschrieben?«

Er hob trotzig seine Stimme und wiederholte akzentuierter als vorher: »Ein Angler steckt seinen Köderfisch auf den Haken, daher nennt man ihn ›Anstecker‹, ebenso verfährt Manfred K., ein bekannter Menschenhändler ...« Siebling unterbrach sich und sagte im normalen Tonfall: »Ein bekannter Menschenhändler hat der Redakteur, die Pfeife, gestrichen!«

»Heino!«

»Es kommt noch besser«, verkündete er, »hör nur! Er steckt Penner auf seine Haken und angelt Republikflüchtige! Damit es keine Scherereien mit den Grenzorganen der DDR gibt, die

solche Arbeitsscheuen, Tippelbrüder, Trebegänger und Wermutsäufer nur vom Hörensagen kennen, sorgt Albert M., ein willfähriger Handlanger von Manfred K., für ein zeitweilig menschliches Aussehen seiner Köderfische!«

»Hör auf«, bat Gina tonlos.

Er sah sie irritiert an und versicherte beschwörend: »Jedes Wort ist wahr, da ist nichts übertrieben, glaube mir!«

»Darum geht es doch nicht. Und wenn es zehnmal wahr ist! Weshalb stichst ausgerechnet du in das Hornissennest? Bist du von allen guten Geistern verlassen?« Sie erhob sich, zog mit mechanischen Bewegungen ihren Pelzmantel aus und hängte ihn wieder in die Garderobe.

»Ich denke, du willst zu Kammreuter?« fragte er und sah bestürzt, daß sie weinte. Er legte seinen Arm um ihre Schulter, aber sie stieß ihn heftig zurück. Die Zeitung flatterte auf den Boden.

»Ich bin nicht verrückt genug, mir nach dem Artikel da noch eine Majolikavase ins Zimmer zu stellen!«

»Majolika?« wiederholte er ratlos. »Wo soll die denn stehen?«

»Guck in den Spiegel!« rief sie heftig. »Du machst ein Gesicht wie ein kleiner Junge, den man beim Stehlen erwischt hat. Nicht eine Sekunde denkst du an Tina und mich! Deine Rache an Klatt ist dir wichtiger! Als ob du etwas gegen ihn ausrichten könntest!«

Sieblings Stirn rötete sich. »Und ob ich was ausrichte! Den Artikel lesen die Penner! Der geht von Hand zu Hand! Auf dem Zickenplatz darf Mörsch sich nicht mehr sehen lassen, verlaß dich drauf. Dem gerben sie das Fell!«

Gina lief schluchzend ins Zimmer, warf sich auf die Couch und starrte verzweifelt an die Decke. »Das meine ich doch! Das läßt Klatt sich nicht bieten! Und hinter dem stehen andere! Mein Gott – warst du denn betrunken, als dir dieser grandiose Einfall kam?«

Siebling saß am Fußende der Couch und starrte vor sich hin. Er getraute sich nicht, sie anzurühren. »Ich wollte ja zu

›Charlott‹ ziehen, in die Lietzenburger ...«

»Hör auf«, unterbrach sie ihn tonlos, und ihre Tränen versiegten. »Da bist du aus der Schußlinie, und wir? Wolltest du Klatt schreiben: Ab ersten finden mich Ihre Gorilla in der Pension ›Charlott‹!«

Ihr Hohn tat ihm weh. Er hatte nicht mit ihrer Begeisterung gerechnet, aber mit ihrem Verständnis. Alles, was er in dieser Sache unternahm, endete mit einem Fiasko. Doch das machte ihn nur halsstarriger. Sein Gesicht verfinsterte sich.

»Dein Vorschlag ist nicht schlecht. Ich ziehe aus und gebe dem ›Hai‹ Bescheid!« Vor Wochen noch hatte Gina heftig gegen denselben Vorschlag protestiert, heute schwieg sie. »Vielleicht ist es gut so, dann brauche ich keine Rücksicht mehr zu nehmen ...« Er brach ab.

»Du? Rücksicht? Auf mich? Dir geht's doch nur um deine Rache für Konzach! Und das ist auch nur die halbe Wahrheit! Dein schlechtes Gewissen ist es, weil du ihn an Klatt verraten hast!«

»Sei still!« rief er heftig.

Sie starrte ihn erschrocken an. Sie war zu weit gegangen. »'tschuldige«, murmelte sie.

»Ich heize den Brüdern ein, verlaß dich drauf! Mir sind ja jetzt die Hände nicht mehr gebunden! Auch Mörsch kommt 'ran! Der hat seine Skrupel gegen Bargeld vertauscht! Er hat sich einen Opel-Kapitän gekauft und läßt einen Container einbauen!«

»Du bist lebensmüde«, erklärte sie tonlos. »Willst du durchaus neben Konzach liegen?«

»Ich habe mir sein Kennzeichen aufgeschrieben«, erklärte Siebling verbissen.

»Wozu? Was hast du denn vor?«

Doktor Breuer betrat das kleine Café und blinzelte kurzsichtig über seine beschlagene Brille hinweg.

Es war ein Wochentag, und das Lokal hatte nur wenige Gäste.

An einigen Tischen hatten sich Pärchen niedergelassen, an einem Ecktischchen saß ein Herr und las Zeitung.

Breuer wählte einen Tisch an der Wand und bestellte bei der Serviererin Kaffee. Er strich sein Jackett glatt und fühlte wieder das Knistern der Karte. Es war die Ansichtskarte von den St. Pauli-Landungsbrücken in Hamburg, die ihm Werner Wünsche mit einem knappen Gruß geschickt hatte.

Breuer verstand den Kollegen nicht. Wünsche hatte eine glänzende berufliche Perspektive vor sich, seine Spezialisierung als Facharzt für Chirurgie war vertraglich bereits festgelegt worden. Und nun arbeitete er als Werkarzt drüben, hatte mit allem gebrochen, was seinen Lebensinhalt ausmachte.

Die Serviererin brachte den Kaffee. Breuer führte seine Tasse an den Mund und spürte, wie seine Hand zitterte.

Er liebte die Café-Atmosphäre, den Duft des aromatischen Getränks, die dezente Musik. Doch heute konnte ihn diese Atmosphäre nicht von seinen Gedanken ablenken.

Einen Tag nach der Ansichtskarte mit dem banalen Text hatte er einen Brief erhalten. Der Inhalt des Briefes stand in krassem Gegensatz zu der Mitteilung auf der Karte. Der Starrkopf Werner Wünsche, der rasch aufbrauste und seinen Willen durchsetzte, wann immer er es vermochte, schrieb, daß er Schwierigkeiten hatte und unter mangelndem kollegialem Kontakt litt.

»Ich fühle mich«, schrieb er, »wie ein Gastarbeiter aus einem fremden Land!«

Als Nachschrift teilte er mit, daß ›man‹ zu ihm, Doktor Harry Breuer, Kontakt aufnehmen werde, denn er habe wider besseren Wissens gewissen Leuten mitgeteilt, daß er an einer Ausschleusung interessiert sei.

»Ich überlasse es Dir«, schrieb er, »die richtigen Konsequenzen zu ziehen. Man muß diesen Leuten, die mit Menschen handeln wie mit einer Ware, einen Denkzettel erteilen!«

Breuer sah auf seine Uhr. Es war zehn Minuten über die vereinbarte Zeit. Als sei es ein Signal gewesen, erhob sich der

Herr, der ebenfalls allein am Tisch gesessen hatte, und steuerte auf ihn zu. Er verbeugte sich knapp. »Herr Doktor Breuer?«

Breuer erhob sich zögernd. »Ja, bitte?«

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?« Ohne eine Antwort abzuwarten, ruckte er einen Stuhl zurecht und setzte sich. Er winkte der Serviererin und bestellte ein Kännchen Mokka. Als sie gegangen war, holte er eine Ansichtskarte aus seinem Jackett mit dem gleichen Motiv, das Breuer besaß.

»Vergleichen Sie, Doktor«, bat er salopp, »derselbe Text und die Handschrift von Doktor Wünsche!«

Breuer überzeugte sich, ja, es war Werner Wünsches Schrift. So flüchtig sie auch hingeworfen schien, war sie doch unverwechselbar. Es fiel ihm ein, daß sein Tischnachbar, als sie den Treff telefonisch verabredeten, auf ein Identifizierungsmerkmal verzichtet hatte. »Ich kenne Sie, Doktor!« hatte er behauptet.

Ein Patient, dachte er, sah nun, daß seine Vermutung nicht stimmte. »Woher kennen Sie mich?«

Der andere lächelte verbindlich und rauchte eine Zigarette an. »Ich sah Sie in Begleitung einer charmanten jungen Dame. Erinnern Sie sich? Die kleine Theaterklause?«

Breuer fiel jener Abend, an dem sie mit einem Geschäftsreisenden von drüben kurz ins Gespräch gekommen waren, wieder ein, obwohl er Wochen zurücklag.

»Sie haben sich nicht vorgestellt«, sagte er vorwurfsvoll.

Sein Tischgefährte lächelte. »Falls Ihnen daran liegt, mein Name ist Meiner!«

Breuer schwieg. Die Serviererin brachte den Mokka. »Kennen Sie übrigens Herrn Wünsche näher?«

»Wir waren Kommilitonen«, erklärte Breuer.

»Waren Sie sehr erstaunt darüber, daß Herr Wünsche seine Zelte so plötzlich abbrach?«

»Weshalb fragen Sie? Was soll überhaupt der ganze Unsinn mit den Karten?«

Der andere ließ sich nicht beirren und blieb liebenswürdig.

»Nennen wir das Kind beim Namen: Sind Sie an einem Tapetenwechsel á la Doktor Wünsche interessiert?«

»Hat er das gesagt?«

»Säße ich sonst hier?«

»Das kommt überraschend!«

»Wirklich?« Meiner lächelte ungläubig.

»Sie wollen mir ein Angebot machen?«

Der andere nickte. »So verstehen wir uns besser!« Er senkte seine Stimme zum Flüstern. Breuer erfuhr, wie Wünsche nach drüben geholt worden war. Wie kam es eigentlich, daß Meiner Wünsches Angaben traute? Ging er von falschen Voraussetzungen aus? Projizierte er in jeden DDR-Bürger den Wunsch, nach drüben zu gehen? Welche Überheblichkeit stand hinter einer solchen Denkweise!

»Was halten Sie von meinem Vorschlag?« fragte Meiner.

»Interessant«, antwortete Breuer, »nur bin ich verlobt und will heiraten!«

»Ich weiß«, erklärte sein Gegenüber, »das Fräulein Braut ist medizinische Assistentin! Will sie mitkommen?«

»Wie soll ich das wissen? Ich müßte sie fragen!« Breuer lächelte naiv.

Meiner wurde nervös. Er stieß seine Zigarette in die Aschenschale und erklärte ungeduldig: »Hören Sie, Doktor Wünsche ist herübergekommen...«

»Herüber, sagen Sie?« unterbrach ihn Breuer. »Sie kommen demnach aus der BRD?«

»Woher dachten Sie? Sie haben doch sicherlich über Doktor Wünsche gesprochen! Oder nicht? Was sagte Ihre Braut dazu? Beneidet sie ihn?«

Die Arroganz seines Gegenübers forderte Breuer zum Widerspruch heraus und ließ ihn für Sekunden die Absprache vergessen. »Die Aktion Äskulap erfaßt also nicht nur Ärzte, sondern auch medizinisches Personal?«

Meiner sah auf. In seinen Augen lag unverhüllte Drohung. Ohne Hast schob er das unberührte Mokkaservice von sich. Aus seiner Stimme war jede Verbindlichkeit verschwunden,

und der drohende Unterton war nicht zu überhören. »Hat Doktor Wünsche aus der Schule geplaudert?«

Breuer sah ein, daß er alles verdorben hatte. Er versuchte, harmlos zu tun. »Ich verstehe Sie nicht?«

Meiner warf einen Zwanzigmarkschein auf den Tisch und erhob sich. »Führen wir unser Gespräch in meinem Wagen weiter, Herr Doktor Breuer! Rechts die erste Nebenstraße, blauer Ford-Konsul! Ich lasse mich nicht gern aufs Kreuz legen! Bleiben Sie sitzen, bis ich draußen bin!«

Breuer ärgerte sich. »Ich denke nicht daran ...«

Meiner lief schon zur Garderobe, riß seinen Mantel vom Haken und verließ hastig das Lokal. Breuer sah ihm betreten nach.

Für den Bruchteil einer Sekunde war er unschlüssig, was er tun sollte. Da trat Oberleutnant Schneider herein.

»Keine Sorge«, erklärte er, »wir haben ihn! Was war denn los? Ist es schief gelaufen?«

Sie gingen zur Tür, und Breuer gestand kleinlaut seinen Fehler.

»Schade«, erklärte Schneider, »er wird alles abstreiten!«

Sie traten auf die Straße hinaus. »Er war nicht mal überrascht«, erklärte der Oberleutnant. »Sie müssen etwas falsch gemacht haben! Dort, der Wartburg.« Der Oberleutnant wies zur anderen Straßenseite hinüber.

Der Dienstwagen mit dem Festgenommenen fuhr davon.

Doktor Breuer sah sich suchend um. »In der ersten Nebenstraße rechts soll sein Wagen stehen, ein blauer Ford-Konsul!«

Schneider fuhr in die bezeichnete Straße, doch dort parkte kein westlicher Pkw.

»Kommen Sie mit zur Dienststelle, Herr Doktor, die Gegenüberstellung ist erforderlich!«

Auf Schneiders Schreibtisch lag ausgebreitet, was der Festgenommene bei sich geführt hatte: Ein Portemonnaie aus Juchtenleder, eine Brieftasche aus Schlangenhaut und ein goldenes Zigarettenetui. Das Feuerzeug aus demselben

Edelmetall war eine teure Spezialanfertigung.

Der Festgenommene hieß Alois Strotmann und war Westberliner Bürger. Mit Menschenhandel habe er nichts zu tun, versicherte er. Als Außenhandelskaufmann müsse er im Auftrag eines BRD-Elektrokonzerns nach Bitterfeld fahren, um dort Vertragsgespräche zu führen. Er besaß Geschäftspapiere, die seine Angaben stützten.

Die Gegenüberstellung mit Doktor Breuer erbrachte nichts. Strotmann bestritt, mit dem Arzt über eine Republikflucht gesprochen zu haben, lediglich Grüße von einem Doktor Wünsche habe er ausgerichtet. Doktor Breuer habe sich aber interessiert erkundigt, wie Wünsche nach drüben gelangt sei. Er hätte sich aber außerstande gesehen, darüber Auskunft zu geben, behauptete Strotmann.

»Ich glaube Ihnen kein Wort«, erklärte Schneider sachlich.

Strotmann lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, schlug ein Bein über das andere und lächelte arrogant. »Ich kann Sie nicht dazu bewegen«, erklärte er kühl, »aber Sie bekommen Ärger, Herr Oberleutnant«, versicherte er, »an dem Projekt, das ich vertrete, ist Ihre Regierung interessiert!«

»Weiß die Firma von Ihrer Nebentätigkeit?«

Strotmann entfernte mit spitzen Fingern einen imaginären Krümel von seiner Hose und antwortete überlegen: »Wovon reden Sie? Ich verstehe Sie nicht! Darf ich rauchen?«

»Bitte«, erwiderte Schneider und bot ihm seine Packung an.

Strotmann entnahm ihr eine Zigarette und knipste mehrmals das Feuerzeug, ehe die Gasflamme zündete. Dann schob er die Zigarette zwischen die Lippen und hielt das Flämmchen daran. Oberleutnant Schneider holte eine Zigarettenattrappe aus seinem Schreibtischfach und faltete das darin enthaltene hauchdünne Papier auseinander.

Er hielt einen Arbeitsvertrag der Firma VOSS-BAU G. m. b. H.-Bremen in dreifacher Ausfertigung in der Hand, auf fünf Jahre abgeschlossen mit Doktor Harry Breuer, dazu einen Kreditvertrag über fünfundzwanzigtausend Mark auf Breuers Namen. Die monatliche Rückzahlungsrate an die VOSS-BAU

G.m.b.H. betrug eintausend Mark.

»Der Zigarettentrick ist uralt. Haben Sie geglaubt, wir kennen ihn nicht?«

Alois Strotmann rauchte hastig und starrte ausdruckslos vor sich hin.

»Gehört das zu Ihrer ›Aktion Äskulap‹?« fragte Schneider und hielt ihm die Verträge hin, für die ein Westberliner Anwaltsbüro verantwortlich zeichnete.

Strotmann sah gelangweilt einem Rauchkringel nach. »Ich habe keine Ahnung, wovon Sie sprechen!«

In den Nieselregen mengte sich Schnee. Ein scharfer Ostwind wehte. An der Taxihaltestelle rollte ein Opel-Taxi heran und stoppte. Eine Frau mit einem Mädchen an der Hand stieg ein. Die Tür knallte zu, und das Taxi fuhr ab. Die anderen Fahrgäste rückten ein Stück weiter. Nun stand eine alte Frau mit einem Blumenstrauß vorn.

Der hagere Mann hinter ihr schlug fröstelnd den Kragen seines braunen Mantels hoch. Neben ihm stand ein schwarzer Aktenkoffer. Plötzlich schüttelte der Mann ein paarmal den Kopf, als wolle er ein lästiges Druckgefühl beseitigen. Er blickte immer wieder ungeduldig auf seine Armbanduhr.

Die Frau mit den Blumen wandte sich teilnehmend an ihn: »Haben Sie es eilig?«

Der Hagere antwortete: »Ja, sehr! Ich will zum Bus nach Berlin!«

Die Frau machte eine einladende Geste. »Dann kommen Sie ruhig vor. Ich hab' Zeit, ich hole meine Nichte vom Bahnhof ab!«

Der Hagere murmelte einen Dank und tauschte den Platz mit ihr.

Der Nieselregen ging in Schnee über.

»Die meisten fliegen ja von Hannover nach Berlin«, sagte die Frau mitteilsam. »Viel teurer als die Busfahrt ist es nicht!«

Ein heranrollendes Taxi enthob den Hageren einer Antwort. Er stieg ein und ließ sich ins Polster fallen. »Bitte zum Busbahnhof, aber rasch!«

Der Taxifahrer, ein jüngerer Mann mit Vollbart, erklärte ablehnend: »Die Straßen sind glatt, rasch ist nicht drin!« Er sprach das ST mit spitzer Zunge wie alle Hannoveraner.

Die Ungeduld seines Fahrgastes ließ ihn das Gaspedal dann doch tiefer durchtreten. Der Flockenwirbel wurde dichter, die Scheibenwischer hielten mühsam die Sicht frei. Der Verkehr nahm zu und rollte dreispurig nebeneinander.

Über den Unfall gab es widersprüchliche Zeugenaussagen. Der eigentliche Grund war wohl die nicht den Witterungsverhältnissen angemessene zu hohe Geschwindigkeit der Fahrzeuge.

Das Unfallkommando war wenige Minuten später zur Stelle.

Der Lastzug hatte das Taxi überrollt und sich danach quergestellt, zwei weitere Pkw waren aufgefahren. Die Rettungswagen brachten vier Schwerverletzte ins Krankenhaus, darunter den Taxifahrer. Auf dem Gehsteig lag unter einer Kunststoffplane ein Toter. Man hatte den hageren Mann aus dem zertrümmerten Taxi geborgen. Die Straße war vorübergehend für den Verkehr gesperrt worden.

Im Unfalldezernat des Präsidiums fertigte Leutnant Wiesocka das Protokoll an. »Unfallursache«, diktierte er monoton, »die angesichts der Straßenglätte zu schnelle Fahrweise aller Beteiligten ...«

Doch ehe Wiesocka das Protokoll weiterdiktieren konnte, wurde an die Tür geklopft, und Kriminalsekretär Schröder trat ein, gedrungen, stiernackig und mit gerötetem Gesicht. Er verbreitete stets Hektik um sich. Er gab Wiesocka flüchtig die Hand und nickte der Frau an der Maschine zu. »Sie haben was für uns?« fragte er.

Wiesocka führte ihn an den Tisch, auf dem die Hinterlassenschaft des Toten ausgebreitet lag. Der Leutnant öffnete einen schwarzen Aktenkoffer. Schröder pfiff überrascht. Er blickte auf eine matt glänzende Pistole Kaliber siebenfünfundsechzig.

»Eine Walther mit Schalldämpfer! Sieh mal an«, brummte er, »eine Waffe für Profis!«

Das Magazin war gefüllt, ebenso das Ersatzmagazin.

»Der Ausweis lautet auf Heinz Gebhard, ist aber verfälscht«, erklarte Wiesocka. »In seiner Brieftasche steckt eine Busfahrkarte nach Berlin!«

»Ist doch klar«, erklärte Schröder, »mit der Kanone im Koffer kann er nicht fliegen. Bei der Sicherheitskontrolle auf dem Flugplatz verraten ihn die Röntgenstrahlen! Sehen wir uns den toten Vogel mal an, erst mal seine Fingerabdrücke!« Schröder zeigte auf die Hinterlassenschaft. »Das Zeug 'rauf zu uns! Was ist das?« Er langte nach dem Notizbuch, das Wiesocka in der Hand hielt.

»Aus seiner Brieftasche«, erklärte der Leutnant, »meist Telefonnummern!«

»Na schön«, erklärte der Kriminalsekretär. »Die Pistole geht nach Wiesbaden. Vielleicht können die im Bundeskriminalamt was mit anfangen!« Er sah gehetzt auf seine Armbanduhr. »Schreiben Sie die Übergabe! Wir stecken bis zum Hals drin, gestern der Raubmord in Langenhagen! Wiedersehen!«

Wiesocka bat die Sachbearbeiterin: »Was hatten Sie bis jetzt geschrieben?«

Die Autobahn Marienborn-Drewitz lag verlassen da. Der Beton glänzte feucht von der Magnesiumchloridlösung, die der Tankwagen gegen das Glatteis versprüht hatte. Am Lenkrad saß Wachtmeister Schmolke und fuhr mit aufgeblendeten Scheinwerfern.

»Vorsicht! Rehe!« rief Gruner, der auf dem Beifahrerplatz saß und eine Zigarette rauchte.

Schmolke sah das Wild, blendete die Scheinwerfer ab und verringerte das Tempo. Ein Rehbock und zwei Ricken sprangen über die Autobahn und tauchten in den Wald ein, als der Streifenwagen vorüberfuhr.

Der Sprechfunk meldete: »Hier zwölf! Anton vierunddreißig kommen!«

Gruner hob den Hörer von der Gabel und drückte die Sprechtaste. »Anton vierunddreißig! Zwölf kommen!«

»Hier zwölf! Anton vierunddreißig: Notieren Sie Kennzeichen! Kommen!«

Gruner legte den Schreibblock auf sein rechtes Knie und wechselte den Hörer in die linke Hand. Schmolke sah, daß er eine Meldung aufnahm, und fuhr Schrittempo.

»Anton vierunddreißig bereit! Kommen!«

»Hier zwölf! Blauer Opel-Kapitän, Baujahr sechsundsechzig, Kennzeichen Berlin-West/Be-Ge-Ka-sieben-vier-sechs! Ich wiederhole: Berta-Gustav-Kaufmann-sieben-vier-sechs! Fahrzeughalter Albert Mörsch, Berlin-Neukölln, Steinmetzstraße zweiundzwanzig! Ich wiederhole: Albert Mörsch, Berlin-Neukölln, Steinmetzstraße zweiundzwanzig! Kommen und wiederholen!«

Gruner drückte die Sprechtaste und wiederholte die durchgegebene Meldung.

Schmolke trat das Gaspedal tiefer durch, und der Wolga beschleunigte das Tempo. Schmolke überlegte, ob es sich wohl wieder um eines der berüchtigten Schrottautos handelte.

Da klang es blechern aus der Membrane: »Beschriebener Pkw hat Ausfahrt Ziesar einen Republikflüchtigen in den Kofferraum aufgenommen! Überwachen Sie ab Waldrogäsen bis Burg! Ich wiederhole: Überwachen ab Waldrogäsen bis Burg! Nicht eingreifen! Ich wiederhole: nicht eingreifen!«

Schmolke bremste und fuhr über den Mittelstreifen hinweg auf die Gegenfahrbahn. Nach vier Kilometern bog er auf eine erhöht liegende Waldschneise ein, die einen Ausblick auf die Fahrbahnen bot. Gruner langte nach seinem Nachtglas und stellte die Optik scharf ein.

»Woher hat die Leitstelle so präzise Angaben über Kennzeichen und Fahrzeughalter?« fragte Schmolke.

Gruner zündete eine Zigarette an und lächelte. »Vermutlich von drüben signalisiert!«

»Tatsache?«

»Ich weiß es nicht«, schwächte Gruner ab, »es wäre aber

möglich. Was glauben Sie, wie viele Westberliner Bürger nicht damit einverstanden sind, daß die Transitvereinbarung mit behördlicher Duldung gebrochen wird?«

Auf der Autobahn zogen die Fahrzeuge vorbei. Gruner beobachtete mit seinem Nachtglas die Autobahn.

»Der ist übrigens Profi«, sagte Gruner.

Schmolke sah ihn verblüfft an. »Davon war aber in der Meldung keine Rede!«

Gruner setzte das Glas ab, nahm seine Zigarette aus dem Ascher und tat einige Züge. In der Ferne tauchten Scheinwerfer auf, Gruner richtete sein Glas darauf, dann reichte er es Schmolke. »Können die von einem Kapitän sein?«

Schmolke schraubte an der Einstellung, und Gruner erklärte: »Namensgedächtnis, Genosse Schmolke! Albert Mörsch, Berlin-Neukölln, Steinmetzstraße ist uns als Fahrzeughalter von Schleuserfahrzeugen schon dreimal untergekommen! Erinnern Sie sich an unseren ersten Schrotthaufen?«

»Klar, zwei Wochen später ein alter Ford!« Er reichte Gruner das Glas. »Ist 'n Kapitän, Genosse Gruner!«

Gleich darauf raste das Fahrzeug vorbei.

Schmolke legte den Gang ein und fuhr auf die Autobahn. Er jagte dem Opel hinterher. Der Abstand verringerte sich nur langsam, und Schmolke brummte: »Von wegen Tempo hundert! Der hat ein paar Knoten mehr drauf! Dem gehört 'ne gebührenpflichtige Verwarnung!«

Gruner behielt den Pkw im Fernglas. »Befehl: nicht eingreifen!«

»Schade«, murmelte Schmolke enttäuscht.

Der Abstand verringerte sich, und Gruner sagte plötzlich: »Unser Mann! Nicht näher!« Er las: »Be-Ge-Ka-sieben-vier-sechs!«

Doktor Werner Wünsche wartete seit einer halben Stunde in Heimanns Vorzimmer. Die Sekretärin hatte ihm eine Illustrierte gegeben, der Herr Direktor hätte eine dringende

Besprechung. Als sie später eine Unterschriftenmappe hineintrug, hörte er die Zimmerorgel. Heimann spielte Mozart!

Wünsche ärgerte sich. Er erhob sich und war entschlossen zu gehen. Da kam die Sekretärin zurück. Wünsches Gesicht war ärgerlich gerötet. »Sagen Sie Herrn Heimann, er mochte mir Bescheid geben, wenn er seine Musikstunde beendet hat!«

»Tut mir leid, Herr Doktor«, flüsterte die Sekretärin, »ich versuche es noch mal!«

Sie ging in Heimanns Zimmer. Das Rondo aus Mozarts kleiner Nachtmusik klang heraus. Das Spiel brach ab, und die Sekretärin kam zurück. »Herr Direktor läßt bitten!«

Doktor Wünsche trat durch die ledergepolsterte Tür ein. Diesmal kam ihm Heimann nicht entgegen. Der Direktor erhob sich steif und wies stumm auf die Besucherecke.

Wünsche ahnte nicht, weshalb er herzitiert worden war.

»Nehmen Sie Platz, Herr Doktor«, forderte der Direktor kühl. Er öffnete seine Schreibtischschublade, nahm eine Briefmappe heraus und setzte sich in den am weitesten von Wünsche entfernten Sessel. Er blickte an Wünsche vorbei auf eine Kopie von Caspar David Friedrich, »Chasseur im Walde«, einer Symphonie in warmen Gold- und Brauntönen.

»Zum Wesentlichen, Herr Doktor, Sie wollen uns wieder verlassen?«

Wünsche wurde verlegen. Mit dieser Frage hatte er nicht gerechnet. Woher wußte Heimann, daß er auf eine Annonce geschrieben hatte?

»Ich verstehe Ihre Frage nicht«, antwortete er kühl.

»Wirklich nicht?« Heimann lächelte maliziös und öffnete seine Postmappe. Darin lag ein Brief mit dem Firmenemblem der Bremer Reederei, die einen Schiffsarzt für ihre Ostasienroute suchte. Daher wehte der Wind!

»Sie haben sich doch bei der Reederei beworben!« erklärte Heimann sachlich.

»Mein Schreiben besaß rein informativen Charakter! Wieso wissen Sie davon? Was berechtigt Sie, in meine Privatsphäre einzudringen?«

Heimanns Stirn rötete sich. »Ihr Bewerbungsschreiben kenne ich nicht, Herr Doktor! Aber offensichtlich haben Sie auf die Feststellung Wert gelegt, daß Sie sich in ungekündigter Stellung befinden! Die Reederei fragte an, ob vertragliche Schwierigkeiten zu erwarten seien! Das beweist, daß Ihr Schreiben mehr war als eine unverbindliche Anfrage!« Wunsche wollte ihn unterbrechen, doch Heimann wehrte ab. »Wir haben darauf hingewiesen, daß Sie fünf Jahre vertraglich gebunden sind. Den Kredit haben wir nicht genannt, aber die Konventionalstrafe haben wir erwähnt! Haben Sie die vergessen? Fünfzigtausend werden fällig, falls Sie den Vertrag einseitig lösen. Ganz abgesehen vom Kredit und dem Schadenersatz! Sie wissen, welche Kosten uns entstehen, falls wir gezwungen sind, einen neuen Werkarzt zu verpflichten!«

Heimann schwieg und schloß die Augen zu schmalen Schlitzen.

Wünsche ärgerte sich, daß er seinem verrückten Einfall nachgegeben und auf die verlockende Annonce geschrieben hatte. Es war nicht mehr als ein Test für den Ernstfall, ein Spiel mit Vorstellungen, aber auf die gleiche Weise war es schon einmal ernst geworden.

»Ich wiederhole, mein Schreiben diente informativen Zwecken. Nach der Vertragszeit habe ich vor, als Schiffsarzt anzumustern«, erklärte er offen.

Heimann klappte seine Postmappe zu und meinte gelangweilt: »Nun gut, lassen wir das! Schwerwiegender ist das Folgende: Gestern wurde vor dem Werktor ein kommunistisches Flugblatt verteilt! Einzelheiten des Unfalles in der Halbzeughalle wurden böswillig entstellt wiedergegeben! Die Details stammen von einer unmittelbar beteiligten Person!«

Wünsche fragte heftig: »Heißt das, Sie verdächtigen mich?«

Heimanns Gesicht blieb unbewegt. »Der Gedanke ist nicht abwegig!«

»Ich kenne keinen derartigen Artikel«, erklärte Wünsche.

»Der Inhalt stimmt in etwa mit dem überein, was Sie Herrn Schuster vorgeschlagen haben!«

Wünsche überlegte rasch. Schuster hatte die kommunistische Zeitung keinesfalls informiert, der sicherte sich seinen Arbeitsplatz, indem er für Heimann den Zuträger spielte. Blieb nur Schwester Ilse. Sie kannte als einzige seine Überlegungen.

Heimann fuhr fort: »Es gibt noch einen anderen Aspekt, Herr Doktor Wünsche! Sollte sich herausstellen, daß Sie der Initiator des Artikels waren, träte die Sicherheitsklausel unseres Vertrages in Kraft!«

Wunsche sann vergeblich dem Wortlaut dieses Paragraphen nach. Er betraf die innerbetriebliche Sicherheit. Würde sie durch ihn gefährdet, war die GROMAG berechtigt, den Vertrag ohne Kündigungsfrist aufzuheben. Die Konventionalstrafe war in diesem Fall aufgehoben. Wieder einmal wurde Wünsche klar, daß er sich auf Gedeih und Verderb verkauft hatte.

Die Sekretärin trat ein und beugte sich zu Heimann hinab. Obwohl sie flüsterte, verstand Wünsche ihre Worte: »Die Herren sind da!«

Beide sahen zu ihm hinüber. Die Blicke bedeuteten nichts Gutes. Wünsche fühlte sich unbehaglich.

»Ich lasse bitten«, sagte der Direktor.

Die Sekretärin ging hinaus. Gleich darauf traten die Besucher ein. Sie begnügten sich mit einer knappen Verbeugung.

Heimann wollte die Herren einander vorstellen, doch die wehrten ab und zeigten flüchtig ihre Ausweise. »Verfassungsschutz! Doktor Wünsche?«

Der bekam einen bitteren Geschmack im Munde. »Für Sie ›Herr‹, falls es Ihnen nichts ausmacht!«

Der ältere Beamte machte eine wegwerfende Handbewegung. Der Einwand war für ihn bedeutungslos. Wünsche erschien das alles wie eine gut einstudierte Theaterinszenierung. Vermutlich wollten ihm die Herren vom Verfassungsschutz beweisen, daß der Flugblattartikel von ihm stammte!

Da sagte der Beamte: »Herr Strotmann ist in Ostberlin verhaftet worden!«

Wünsche erschrak ernsthaft. Er fühlte drei Augenpaare auf

sich gerichtet und wurde blaß. Er schalt sich insgeheim einen Trottel, wie konnte er sich so überrumpeln lassen? An diese Möglichkeit hätte er denken müssen. Er versuchte sein Erschrecken zu motivieren. »Und mein Freund Breuer?«

Die beiden vom Verfassungsschutz wechselten einen raschen Blick. Der Rangältere, er trug eine Narbe am Kinn, meinte: »Ich sehe, daß Sie es in den richtigen Zusammenhang stellen!«

»Wann haben Sie Herrn Strotmann zum letzten Mal gesehen?« fragte der andere.

»Wann? Vorige Woche!« Wünsche blickte zu Heimann hinüber. Der könnte es doch bestätigen. Doch Heimann betrachtete gelangweilt seine manikürten Fingernägel. »Hier, in diesem Zimmer«, erklärte Wünsche.

»Das wissen wir«, versicherte der mit der Narbe. »Sie meinten, daß sich Doktor Breuer für eine Ausschleusung interessieren würde!«

»Herr Strotmann bat mich um einen Tip!«

»Darum geht es nicht!«

»Worum dann?« fragte Wünsche gereizt.

»Wir wollen feststellen, ob Sie mit Herrn Strotmanns Verhaftung etwas zu tun hatten, Herr Doktor!«

Wünsche senkte seinen Blick, die Schadenfreude in seinen Augen hätte ihn verraten. Harry Breuer hatte so reagiert, wie er es erwartet hatte. Mit Strotmann hatten die Sicherheitsorgane der DDR einen gefährlichen Verbrecher gefaßt.

»Standen Sie mit Doktor Breuer in brieflichem Kontakt?« fragte der mit der Narbe.

Wünsche machte aus seinem Ärger keinen Hehl. »Sagen Sie, was sollen die Fragen? Was habe ich damit zu tun?«

»Sie verkennen Ihre Lage, Doktor«, erklärte der Narbige gelangweilt. »Vielleicht haben Sie unseren Mitarbeiter ins offene Messer rennen lassen? Übt Doktor Breuer politische Funktionen aus? Wenn ja, welche? Anworten Sie!«

»Solange Sie diesen Ton anschlagen, sage ich kein Wort!«

»Sie lehnen es ab, uns bei der Aufhellung zu unterstützen?«

Der Narbige starrte ihn ungläubig an.

»Das habe ich nicht gesagt«, erklärte Wünsche, »und von politischen Funktionen Breuers weiß ich nichts.«

Direktor Heimann schaltete sich ein: »Herr Doktor, ich erinnere an die Sicherheitsklausel! Sie haben allen Grund, den Herren bei der Aufhellung der Umstände zu helfen, die zur Festnahme von Herrn Strotmann führten!«

Wünsche schwieg.

Jetzt äußerte der jüngere Beamte seine Meinung. Wünsche bemerkte erst jetzt, wie schleppend er sprach. »Sollte sich herausstellen, daß Sie mit drinhängen, sind Sie als Arzt nicht mehr tragbar ...«

Wünsche hatte das Gefühl auf einer Fallklappe zu stehen, unter der ein Abgrund klaffte. »Ich habe nur insofern damit zu tun«, erklärte er kühl, »daß ich an Herr Doktor Breuer zwei Ansichtskarten geschrieben habe, wie Herr Strotmann es wünschte!«

»Sie haben nur die Karten an Doktor Breuer geschrieben?« fragte der Narbige.

»Ja«, erklärte Wünsche.

»Warten wir ab«, meinte der Jüngere, »was Herr Strotmann dazu sagt.«

Wünsche starrte ihn verblüfft an. »Herr Strotmann?«

»Gewiß«, erklärte der Narbige, »sein Anwalt bemüht sich um eine Sprecherlaubnis!«

Doktor Wünsche bekam ein flaues Gefühl im Magen. An Strotmann schien denen viel gelegen zu sein, ein kleines Licht war der nicht.

Der Narbige musterte Wünsche und meinte nachdenklich: »Es gäbe eine Gelegenheit, Ihre Loyalität zu beweisen!«

Wünsche sah ihn fragend an.

»Das Fernsehen plant eine Sendung über DDR-Flüchtlinge. Herr Uwe Frank wäre an einem Interview interessiert. Was halten Sie davon?«

»Ein Interview«, wiederholte Wünsche, »weshalb nicht?«

Doktor Wünsche blickte dem Fahrer über die Schulter, als das Taxi in die Lietzenburgerstraße einbog. Von den ehemals »herrschaftlichen« Häusern blätterte der Putz ab, nur einige Fassaden hatte man renoviert.

»Nummer?« fragte der Fahrer.

»Vierzehn, Pension Charlott!«

»Warum sagen Sie det nich gleich?« brummte er gemutlich.

Nach der Unterredung bei Direktor Heimann war tagelang nichts geschehen, aber der Hinweis des Verfassungsschutzbeamten, daß sich ein Anwalt um eine Sprecherlaubnis bemühte, hing wie ein Damoklesschwert über Wünsche. Strotmann würde erklären, wer Breuer vermutlich über die Aktion Äskulap informiert hatte.

Das Taxi hielt, und der gemütliche Baß des Fahrers brummte: »Pension Charlott, eine Treppe! Neun fuffzich, mein Herr!«

Wünsche kramte zwei Fünfmarkstücke und ein Einmarkstück aus seinem Portemonnaie. »Stimmt so!«

Er ergriff seine Reisetasche und stieg aus. Auf dem Gehsteig lag matschiger Schnee. Das Schmelzwasser rann glucksend in den Gulli.

Doktor Wünsche blickte an der protzigen Hausfassade empor und ging dann zum Treppenaufgang.

Am Freitagabend war der Anruf gekommen. Die Wirtin hatte ihn ans Telefon geholt, das auf dem Tischchen in der Diele stand. Der Anrufer hatte wohl ein Taschentuch über die Sprechmuschel gelegt. Seine Stimme klang wie durch Watte.

»Sie werden Samstagfrüh um sechs Uhr verhaftet, Doktor Wünsche!«

Bevor er eine Frage stellen konnte, wurde am anderen Ende aufgelegt. Er stand wie erstarrt da, ging dann in sein Zimmer und warf sich auf die Couch. Dutzende Gedanken stürmten auf ihn ein. Wer hatte ihn gewarnt? Woher hatte der Betreffende seine Information? Aus welchem Grunde tat er es überhaupt? Zum ersten Mal, seit er hier drüben war, hatte Wunsche das Gefühl, nicht allein zu sein, Freunde zu haben.

Gleichzeitig wuchs seine Sorge darüber, wie er sich gegen das drohende Verhängnis wehren sollte. Die Verhaftung durch den Verfassungsschutz reichte aus, um die Sicherheitsklausel seines Vertrages in Kraft treten zu lassen. –

Wünsche stemmte sich gegen die Haustür, die schwer nachgab. Weiße Marmorstufen führten ins Hochparterre, auch die Wände waren mit Marmor getäfelt, jedoch mit Rissen durchzogen.

Er lief die breite Treppe ins obere Stockwerk hinauf. –

Am Freitagabend wäre er am liebsten kopflos davongestürmt. Doch er hatte sich zu ruhiger Überlegung gezwungen. Am Ende wollte ihn der Verfassungsschutz auf die Probe stellen und seine Reaktion abwarten? Auf jeden Fall mußte er sich Gewißheit verschaffen.

Er packte seine Reisetasche und sagte der Wirtin, er wolle das Wochenende bei einem Freund bleiben. Sie lächelte verständnisvoll.

Die Nacht hatte er in einem billigen Hotel am Bahnhof verbracht. Morgens um vier Uhr ließ er sich wecken. Er deponierte seine Reisetasche in einem Gepäckfach und nahm ein Taxi. Eine Querstraße vor seinem Ziel ließ er halten. Außer einem Zeitungsboten war er der einzige Straßenpassant.

Hinter einer Imbißstube versteckt beobachtete er seinen Hauseingang. Es schneite dichte Flocken. Fröstelnd schlug er den Kragen hoch.

Wenige Minuten vor sechs bog ein schwarzer Mercedes geräuschlos aus der Nebenstraße ein. Die Reifen hinterließen Spuren im frischen Schnee. Der Wagen hielt vor dem Haus, zwei Männer stiegen aus, in dem größeren erkannte er den Narbigen.

Die beiden Männer verschwanden im Eingang, ein dritter blieb am Lenkrad sitzen.

Die Zeit verging quälend langsam. Dann flammte im Zimmer seiner Wirtin Licht auf, wenig später war sein Zimmer hell erleuchtet. Die Gardinen waren nicht zugezogen, am Fenster erschien ein breitschultriger Schatten.

Fünf Minuten nach sechs verließ der Narbige allein das Haus und stieg in den Wagen. In seinem Zimmer erlosch das Licht. –

Doktor Wünsche klingelte im ersten Stock neben dem Schild: »Pension Charlott!«

Eine ältere Hausangestellte empfing ihn und wiederholte freundlich: »Zu Herrn Siebling? Augenblick, bitte!«

Wünsche trat in die Diele ein und setzte sich auf einen der steifen lederbezogenen Stühle, die aus einem englischen Landhaus entliehen schienen.

Der Reporter erwartete ihn auf der Zimmerschwelle und blickte ihm mißtrauisch entgegen.

Wünsche stellte sich vor und reichte Siebling die Hand.

Der machte eine einladende Geste. Werner Wünsche trat ins Zimmer. Er stellte amüsiert fest, daß dieses Berliner Pensionszimmer verblüffende Ähnlichkeit mit seiner möblierten Bude in Hamburg hatte.

Unter dem Tisch in der Zimmermitte drang angenehme Wärme hervor, hinter der herabgezogenen Tischdecke glühte eine Heizsonne.

»Ist verboten, daher die Tarnung«, erklärte Siebling grinsend. »Charlott geizt mit der Etagenheizung. Nehmen Sie Platz, Herr Doktor! Mediziner?«

»Ja, Arzt!«

Siebling rückte einen Stuhl zurecht, er schob das Tablett mit dem Frühstücksgeschirr beiseite und sortierte ein paar Zeitungen.

»Was kann ich für Sie tun, Herr Doktor?«

»Herr Frank vom Fernsehen läßt Sie grüßen!«

Siebling schien überrascht. »Uwe Frank? Danke! Warten Sie, wann habe ich ihn zuletzt gesehen? Das war ..., das war in der Seestraße auf'm Friedhof! Konzachs Beerdigung! Der Taximord, erinnern Sie sich?«

Wünsche schüttelte den Kopf. »Ich bin heute morgen erst aus Hamburg angekommen! Ich bin noch nicht lange hier drüben!«

Sieblings Überraschung wuchs. »Hier drüben, sagen Sie? Heißt das, daß Sie...«

Wünsche nickte. »Ja, ich bin aus der DDR abgehauen, wie man so schön zu sagen pflegt!«

Heino Siebling witterte eine Story. Er ergriff eine Zeitung, blätterte darin und fand, was er suchte. »Haben Sie gesehen?« Ohne Wünsches Antwort abzuwarten, las er:

»Vor dem Ostberliner Bezirksgericht fand ein Prozeß wegen angeblichen Menschenhandels statt! Die Fluchthelfer Robert Passe, sechzig, und Jürgen Volz, zweiundzwanzig, wurden zu acht beziehungsweise zehn Jahren Freiheitsentzug verurteilt! Sie sollen zur Fluchthelferorganisation eines gewissen Siegfried Bortfelt gehört haben.«

Siebling warf die Zeitung auf den Tisch. »Ich kenne den Herrn! Es hat mal wieder funktioniert! Passe und Volz gehen für Bortfelt in den Knast! Und Bortfelt hat sein Schäfchen im trocknen! Nebenbei: Volz ist eine miese Type! Mit dem habe ich mich mal gekeilt! Ich habe ihn auf'm Zeitungsbild wiedererkannt!« Siebling machte eine Pause. »Und Sie? Wie haben Sie es geschafft?«

»Mit dem Flugzeug nach Wien!« Wünsche erwähnte, daß an der Aktion mehrere Organisationen beteiligt gewesen waren. »Ein gewisser Klatt in Neukölln und eine Wiener Gruppe!«

Heino Siebling setzte sich wieder seinem Besucher gegenüber. »Was hatten Sie denn mit Uwe Frank zu tun?«

»Er bereitet eine Fernsehreportage vor«, antwortete Wünsche, »und in der kommen ehemalige DDR-Bürger zu Wort!«

»Uralte Masche! Fällt ihm nichts Neues ein? Ich kenne Frank, der kaut Ihnen jedes Wort vor, das Sie zu sagen haben, stimmt's?«

»So ungefähr«, bestätigte Wünsche.

»Wie sind Sie an Frank herangekommen?« fragte Siebling neugierig.

»Durch einen gemeinsamen Bekannten«, antwortete

Wunsche zurückhaltend. Den Verfassungsschutz ins Spiel zu bringen hielt er für unangebracht. Der Reporter, von dem Frank behauptete, daß er auch heiße Eisen anfasse, wirkte recht aufgeschlossen.

»Wir wollten eine größere Sache zusammen machen, Uwe Frank und ich!«

Doktor Wunsche rauchte eine der angebotenen Zigaretten.

»Aus meiner Mitwirkung wurde nichts«, erklärte Wunsche und blies den Qualm an die Decke.

»Und weshalb nicht?«

»Darf ich offen sein?«

»Ich bitte sogar darum!«

»Es ging Herrn Frank lediglich darum, die Männer, die sich mit den Ausschleusungen befassen, zu Helden zu machen! Das Konzept ist von A bis Z verlogen! In Wien zum Beispiel ist ein Briefmarkenhändler, ein Hubert Anderl, der den Hauptanteil einstreicht! Er hat es mir selbst gesagt, daß es für ihn ebenso ein Geschäft ist wie Briefmarken, nur lukrativer! Von Idealismus ist da keine Rede!«

»Idealismus!« wiederholte Siebling.

»In der Sendung tritt eine Frau Lachmann auf und beklagt tränenreich, daß ihr Gatte in einem ostdeutschen Gefängnis eine achtjährige Freiheitsstrafe verbüßen muß! Nur weil er armen drangsalierten DDR-Bürgern zur Flucht in den Westen verhalf!«

»Sie hat sich längst mit Bortfelt getröstet«, erklärte Siebling. »Sie machten also das Theater nicht mit?«

Wunsche schüttelte den Kopf. »Das allein war es nicht. Ich schlug Herrn Frank vor, über die Aktion Äskulap zu sprechen!«

»Aktion Äskulap?« wiederholte Siebling.

»Ja.«

Im Korridor schnarrte die Klingel. Der Reporter hob lauschend den Kopf und war mit drei Schritten an der Tür. Er öffnete sie spaltbreit. In seinem Gesicht stand ein wachsamer Ausdruck. Die Hausangestellte unterhielt sich mit einem

Mann, dann wurde die Tür geschlossen. Siebling drückte seine Zimmertür behutsam zu. Sein Gesicht entspannte sich. Er sah Wunsches verblüffte Miene und lächelte verlegen. »Es ist nichts weiter. Was hat es mit dieser Aktion Äskulap auf sich?«

»Unter dieser Bezeichnung läuft eine gezielte Kampagne zur Abwerbung von Ärzten und medizinischem Personal aus der DDR!«

Siebling pfiff überrascht. »Besitzen Sie dafür Beweise?«

»Ich bin selbst Beweis genug! Ich habe Herrn Frank die Namen von Leuten genannt, die da aktiv drinhängen! Zum Beispiel ein gewisser Strotmann!«

Siebling grinste verstohlen. »Hätte es eines Beweises bedurft, daß Ihre Angaben richtig sind, dann haben Sie ihn jetzt geliefert! Ich kenne Strotmann, der hat im Kongo mitgemischt!«

»Das stimmt, er hat mir Fotos von dort gezeigt!«

»Touristenfotos?«

»Ja, wieso?«

»Er besitzt interessantere – von Massenexekutionen! Strotmann arbeitet nämlich für den amerikanischen Geheimdienst CIA!«

Wünsche starrte Siebling betroffen an. »Wissen Sie das genau?«

Siebling nickte. »Ja, Sie können sich darauf verlassen. Nun begreife ich, weshalb Uwe Frank Sie zu mir schickt. Die Aktion Äskulap paßt nicht in sein Fernsehkonzept! Aber Heino Siebling, der faßt ja heiße Eisen an, für den könnte es was sein!«

»So ähnlich äußerte er sich.«

Es hielt Siebling nicht länger auf seinem Platz, er sprang auf und lief hin und her. »Leider kommen Sie zu spät! Seit meiner Reportage ›Penner im Frack‹ werde ich nicht mehr gedruckt! So funktioniert unsere Pressefreiheit! Schreiben darf ein Reporter alles. Was davon gedruckt wird, bestimmt nicht mal der Redakteur!«

»Schade«, erklärte Wünsche, »dann habe ich den Weg umsonst gemacht!«

Siebling stand vor ihm und nickte. »Ja, tut mir leid, selbst wenn ich eine Reportage aus dem Zoo schreibe, nimmt sie mir niemand ab! Ich hätte gern auf Strotmann geschossen!«

Doktor Wünsche zerdrückte seinen Zigarettenrest im Ascher und meinte beiläufig: »Nicht notwendig, den haben sie drüben verhaftet!«

Siebling stützte sich auf den Tisch, beugte sich herab und starrte ihn an. »Strotmann? Wahrhaftig?«

Wünsche nickte. »Ja. Ich mache kein Hehl daraus, daß ich dazu beigetragen habe!«

»N-e-i-n-!« Siebling ließ sich auf seinen Stuhl fallen und starrte seinen Besucher maßlos verblüfft an. »Mann Gottes, das sagen Sie so rund heraus? Sind Sie lebensmüde?«

Doktor Wünsche erhob sich, trat zur Couch und zog seinen Mantel an. »Sie irren, Herr Siebling, ich habe durchaus noch kein Verlangen nach einem Exitus!« Er reichte ihm die Hand.

Siebling geleitete ihn über den Flur zur Tür. Als er ihm zum Abschied alles Gute wünschte, klang es so, als verabschiede er sich von einem Freund vor dessen riskanter Operation.

In einem gepflegten Restaurant aß Wünsche zu Mittag. Er gönnte sich zu der Kalbshaxe ein Bier und einen Kognak. Danach fuhr er mit einem Taxi zwei Stunden lang durch die Stadt, obwohl ein heftiges Schneetreiben das Vergnügen beeinträchtigte. Schließlich ließ er halten, zahlte und gab dem Fahrer zehn Mark Trinkgeld.

Doktor Wünsche lief versonnen lächelnd die Treppe zur U-Bahn hinab und fuhr zum Bahnhof Friedrichstraße. Er stieg aus und ging den Tunnel zur Grenzkontrolle hinauf. Dort wartete er geduldig am Einreiseschalter, bis er an der Reihe war, und erklärte dem kontrollierenden Offizier: »Ich bin Doktor Wünsche! Ich war illegal ausgereist und komme nun eben zuruck!«

Klatt trug über dem seidenen Pyjama einen geblümten goldfarbenen Morgenrock, der seine gelbe Gesichtsfarbe noch betonte. Die fleischigen Hände waren mager geworden. Seine

Glatze sah nicht mehr rosig aus, sondern fahl. Er saß in einem Schaukelstuhl am Fenster seines Erste-Klasse-Krankenzimmers und wandte seinen Blick vom verschneiten Park auf den Besucher.

»Das rechne ich dir hoch an, Otto, daß du gekommen bist!«

Paulisch meinte bescheiden: »Wenn einer krank ist, soll man nichts nachtragen! Begraben wir den Streit!«

»Ein richtiger Streit war es gar nicht! Eigentlich waren es nur Mißverständnisse! Eins muß ich dir lassen, hintergangen hast du mich nie wie Mörsch, die Pfeife!«

»Bist du denn sicher, Manne? Du weißt, wie rasch man jemand zu Unrecht beschuldigt!«

»Ich bin ganz sicher. Der Anruf kam vom Präsidium. Sie dachten, es wäre mein Opel-Kapitän, den die Roten beschlagnahmt haben, und Mörsch ist wieder Strohmann! Pustekuchen! Klammheimlich hat er sich den Schlitten zurechtgemacht. Der schnappt mir Kunden und Schleuserfahrer weg! Schleuser werden knapp! Das Risiko! Habe ich das verdient, wo ich Albert erst mal angelernt habe?«

»Undank ist der Welt Lohn, Manne«, orakelte Paulisch, holte eine Taschenflasche Kognak aus seinem Jackett, drehte den Schraubverschluß ab und trank.

»'n Schluck!« bettelte Klatt. Seine Augen funkelten begehrlich.

»'tschuldige, Manne, hab' nicht dran gedacht, du darfst nicht, und ich sauf dir was vor!«

»Der Professor kann mir mal ...« Klatt langte gierig nach der Flasche. Paulisch überließ sie ihm.

Klatt tat einen kräftigen Zug und stöhnte genußvoll.

»Behalt doch die Buddel«, sagte Paulisch.

Klatt gefiel sich in der Rolle des Leidenden. Er fühlte sich vom Schicksal schwer geprüft, es war zuviel letzte Zeit auf ihn eingestürmt.

»Mit Wolter, ist das zuverlässig?«

»Bestimmt, Manne«, versicherte Paulisch. »Ich habe im Osten 'n Rentner an der Hand, für 'n paar Zigarren rennt der

sich Brüschen! Wolter ist in der Chemiebude immer noch Brigadier! Der hat Siggis Leute eiskalt hochgehen lassen! Und deine Schwester wußte es!«

Klatt starrte Paulisch finster an. »Weißt du, was du sagst? Meine Schwester? Meine eigene Schwester legt mich aufs Kreuz?«

»Von den Kunden, die sie gefahren hat, sind etliche nicht angekommen, hast du gesagt!«

»Das stimmt«, bestätigte Klatt düster, »und seit drei Tagen fehlt Pickel! Ich hatte ihn zu Erna geschickt! Ich werde verrückt! Geht denn alles daneben?«

»Immerhin behältst du jetzt ihr Konto, Manne!« erklärte Paulisch ironisch.

»Was denn für 'n Konto?« fragte Klatt. »Ach so.« Er sah auf seine Armbanduhr, und seine quenglige Stimme verriet, daß Paulisch gehen sollte.

»Du weißt, was anliegt, Otto! Bortfelt steigt als Geschäftsführer ein – und du hältst die Augen offen! Jeden Montag berichtest du! Es ist nicht dein Schade! Und wenn du kommst, vergiß nicht!« Er hob grinsend die Taschenflasche empor.

»Geht klar, Manne!« Paulisch nickte. »Und wenn du sonst noch was brauchst...« Er gab Klatt die Hand, sie fühlte sich schlaff an.

Paulisch zog die Tür hinter sich ins Schloß.

Klatt starrte ihm düster hinterher. Bestimmt versuchte sich Paulisch jetzt gesundzustoßen! Seine Versöhnlichkeit war Berechnung! Alle waren scharf auf sein Geld! Abstauben wollten die! Bei dem Gedanken an den Schmuck im Kellerversteck, von dem die Juweliere eine Fahndungsmitteilung besaßen, wurde ihm heiß. Am Ende kannte Otto das Versteck? Dem gönnt er die Sore nicht. Jede Kippe hatte der sich im Tegeler Knast teuer bezahlen lassen! Scheißkalfaktor! Aber wem gönnte er sie überhaupt? Er dachte an eines der jungen Dinger, die manchmal mit ihm schliefen, aber zu denen war er sowieso großzügig.

Nach der Visite kam Mörsch. »Wie geht's, Manne?« fragte er.

Klatt seufzte gequält. »Scheißleber!«
Er lag auf dem Bett ausgestreckt, das paßte zu einem Leidenden. »Hast du 'n Kognak bei dir, Albert?«
Mörsch starrte ihn erschrocken an. »Nee! Das kommt auch nicht in die Tüte! Willst du denn Selbstmord begehen?«
Klatt grinste. »Ich meinte ja nur. Es fällt einem schwer, verstehst du?«
»Von mir kriegst du keinen!«
»Du bist 'n feiner Kerl, Albert! Ich kann mich doch auf dich verlassen? Du bist der einzige, dem ich traue! Bortfelt, mein Geschäftsführer, ist 'n Fuchs! Du bist mein verlängerter Arm, Albert! Laß es dir nicht anmerken. Im Gegenteil, tu so, als könntest du mich nicht riechen! Und dann hältst du Augen und Ohren offen! Und jeden Mittwoch berichtest du!«
Mörsch nickte geschmeichelt. Mannes Vertrauen brachte eine zerrissene Saite in ihm wieder zum Klingen. Er rang mit sich und meinte dann: »Da ist noch was, Manne...« Er stockte.
»Ja?« Klatt beobachtete ihn lauernd.
»Ehe du es von jemand anderem erfährst.« Er schwieg wieder. »Ich hatte mir 'n Wagen zurechtgemacht! Vielleicht kommt unsereins auch mal zu Geld, dachte ich...« Er brach ab.
»Deinen Kapitän?« Klatt lachte.
Mörsch starrte ihn verblüfft an. »Das weißt du?«
Klatt tat jovial. »Zuerst habe ich mich geärgert. Warum sagt Albert nichts, dachte ich, weshalb die Geheimniskrämerei?«
»Ich..., ich dachte, vielleicht ist es dir nicht recht, dachte ich«, stotterte Mörsch.
»Du weißt, du hast bei mir 'n Stein im Brett!«
Mörsch war beruhigt, daß Klatt sich so großzügig zeigte, und als er ging, war er entschlossen, Bortfelt, den ehemaligen Boxer aus Dreibrück, und Otto Paulisch auf die Finger zu sehen.
Um Klatt machte er sich Sorgen, der sah gar nicht gut aus.
Klatt erwartete noch einen dritten Besucher.

Als Patient erster Klasse zahlte er pro Tag dreihundert Mark ohne ärztliche Leistung. Für soviel Geld besaß er das Privileg, jederzeit Besuche empfangen zu können.

Es war draußen bereits dunkel, als Siebling kam. Klatt hatte sich aufgesetzt. Er tat so, als habe es nie einen ernsthaften Streit zwischen ihnen gegeben. Der Reporter setzte sich auf den Stuhl neben dem Bett. »Waren Sie so sicher, daß ich komme?«

Klatt grinste. »Ihr Zeitungsfritzen seid alle gleich! Für 'ne Story interviewt ihr den Teufel!«

»Diesmal stimmt es sogar«, erwiderte der Besucher.

»Verstehen Sie mich nicht falsch«, erklärte Klatt zynisch, »für die ›Penner im Frack‹ kriegen Sie noch Ihr Fett! Das hat mir mächtig geschadet!« Er weidete sich an Sieblings verblüfftem Gesicht. »Ich habe Sie herbestellt«, erklärte Klatt, »weil Sie vom ›Hai‹ auch mal was Positives berichten sollen!«

Klatt langte eine Schreibmappe aus dem Nachtschrank und klappte sie auf. Er entnahm ihr ein amtliches Schreiben, versehen mit beeindruckenden Stempeln und Siegeln, und reichte es Siebling. Es war der Bescheid des Bundesgerichtshofes, daß das gegen ihn ergangene Urteil, zwei Jahre Gefängnis wegen »Listverschleppung«, aufgehoben sei.

Siebling las das Schriftstück. Der Bundesgerichtshof begründete seine Entscheidung damit, daß die Geschädigte, eine Serviererin, die in Klatts Auftrag nach Ostberlin gefahren war und ihren Paß einer Ostberlinerin überlassen hatte, aus der Tatsache, daß Klatt ihr dafür tausend Mark bezahlte, das Risiko hätte einschätzen können. Sie war zu drei Jahren Freiheitsentzug verurteilt worden und hatte zwei Jahre verbüßt, der Rest war ihr erlassen worden.

Siebling gab Klatt das Schriftstück zurück. »Und weshalb bestellen Sie mich her?«

»Ich sagte doch, damit Sie über den ›Hai‹ mal was Gutes berichten können. So 'ne Art Rechtfertigung!«

»Tut mir leid«, erwiderte Siebling und erhob sich steif.

»Sie lehnen ab?« fragte Klatt verblüfft.

»Ich bin nicht daran interessiert! Eher beiße ich mir einen Finger ab!«

»Das wird Ihnen noch leid tun«, versprach Klatt finster.

Dreimal mußte Herbert Weiß seinen Kunden Türschnitz vertrosten. Immer, wenn Fechner starten sollte, trat ein Schaden am Motor auf.

Endlich war es soweit. Weiß telefonierte mit der Fleischerei Türschnitz in Magdeburg und nannte das Codewort.

Pünktlich zur vereinbarten Zeit passierte Fechner die Grenzkontrolle. Das war wichtig, denn vom vorgeschriebenen Kilometer an fuhr das Sicherungsfahrzeug hinter ihm, wenn er automatisch das Kennzeichen wechselte.

Der DDR-Grenzsoldat überzeugte sich, daß der Mercedeslaster vorschriftsmäßig verplombt war, und kontrollierte den Ausweis des Fahrers. Dann hob sich der Schlagbaum für die Transitfahrt nach Westberlin.

Fechner spürte sein Herz bis in den Hals hinauf schlagen. Er zockelte im Sechzigkilometertempo über die Autobahn. Ein Funkspruch an alle Streifenwagen eilte ihm voraus. Man wartete schon lange auf einen alten Mercedes-Lkw, der von einem gewissen Heinz Fechner gefahren wurde.

Zehn Minuten zu früh erreichte er die vereinbarte Stelle. Der Audi war schon da und klemmte sich hinter ihn. Fechner beneidete den Burschen im Pkw. Der bekam Spesen und einen Hunderter dafür, daß er zwei Minuten lang dicht hinter ihm fuhr, damit niemand den Kennzeichenwechsel beobachtete. Denen war nie etwas zu beweisen. Sollte er nicht doch lieber Sicherungsfahrer werden? Größere Summen verdiente er dann allerdings nicht.

Fechner betätigte den Kippschalter unter dem Armaturenbrett. Der Sicherungsfahrer blendete mehrmals seinen Scheinwerfer auf. Die Anlage hatte also funktioniert. Der Mercedes fuhr jetzt mit einem Kennzeichen des Bezirkes Dresden.

Der Audi überholte ihn. Der Fahrer hob nicht mal grüßend die Hand.

Fechner tastete zur rechten Brusttasche. Von nun an galten seine »Ostpapiere«. Der Mercedes gehörte angeblich einem Fuhrunternehmer mit einem Kommissionsvertrag des volkseigenen Kraftverkehrs Dresden. Er selbst besaß einen Deutschen Personalausweis und eine Fahrerlaubnis auf den Namen Hans Schlosser, wohnhaft in Dippoldiswalde.

Fechner spähte in den Rückspiegel. Hinter ihm fuhren einige Pkws und überholten ihn bald. Einen Streifenwagen sah er nicht, und seine Zuversicht siegte über alle Bedenken. Niemand kümmerte sich um ihn.

Der Treffpunkt mit Türschnitz war gut gewählt. Fast hätte er die Abzweigung von der Hauptstraße versäumt. Er befand sich zehn Kilometer südlich der Transitstrecke.

Auf der Schotterstraße durch den Wald begegnete ihm außer einem LPG-Traktor kein anderes Fahrzeug. Auf einem Platz, auf dem Streugut lagerte, stand ein Wartburg-Tourist. Am Lenkrad saß ein rotgesichtigter Mann, neben ihm eine korpulente Frau.

Fechner stoppte dahinter.

Türschnitz stieg aus und kam heran, Fechner verließ ebenfalls sein Fahrerhaus.

»Geht es hier zum Naturschutzgebiet?« fragte der Fleischer.

»Ich denke, hier soll ein Wildpark sein?« antwortete Fechner. Es war das vereinbarte Erkennungszeichen. Sie gaben sich die Hand.

Frau Türschnitz stieg ebenfalls aus. Fechner erschrak. Die Dicke sollte durch die Luke passen?

Worauf er sich eingelassen hatte, wurde Fechner erst jetzt bewußt. Türschnitz' Wartburg-Tourist war vollgeladen. Taschen und Pakete wurden ins Fahrerhaus bugsiert, von dort durch die Schlafkoje in die blinde Kabine.

Türschnitz geriet bald außer Atem. Seine Frau beschränkte sich darauf, die Straße zu beobachten. Ein Moped knatterte vorbei. Sie unterbrachen das Umladen. Fechner wurde nervös. Die Zeit rann ihm davon.

»Mann, o Mann«, stöhnte er, »'n echter Umzug!«

»Den Brüdern lasse ich nichts hier«, erklärte Türschnitz gehässig.

Fechner quälte sich mit gerollten Teppichen, er kletterte durch die schmale Luke und wieder zurück. »Nun aber Schluß!« verlangte er. »Sonst passen Sie nicht mehr 'rein! Die Bude ist echt voll!«

Ein Wartburg stoppte. Der Fahrer fragte, ob er helfen könne. Türschnitz winkte ungeduldig ab.

»Am liebsten würde ich ihn anstecken«, knurrte der Fleischer und zeigte hämisch auf den Pkw.

Zuerst zwängte sich Frau Türschnitz durch die Luke. Er trat zum Wartburg, hob die Motorhaube und schlug mit einem Stein wie ein Berserker auf die Zündspulen und alles, was sich zertrümmern ließ.

Fechner war froh, als der Fleischer endlich ins Versteck kletterte. Er selbst war in Schweiß gebadet. So anstrengend hatte er sich den Job nicht vorgestellt. Als er losfuhr, dämmerte es bereits. Er schaltete die Beleuchtung ein.

Fechner überlegte. Ob der Fleischer wohl ein Trinkgeld herausrückte? Er sah nicht danach aus.

Mit einer halben Stunde Verspätung erreichte er wieder die Autobahn. Von dem Sicherungsfahrzeug war nichts mehr zu sehen. Fechner zögerte nicht lange. Es war ihm unheimlich, ein DDR-Fahrzeug zu fahren. Der Rückspiegel zeigte nur ein einziges Scheinwerferpaar. Er legte den Kippschalter um und trat die Bremse. Fechner hielt, stieg aus und sah, daß die Automatik funktioniert hatte. Das Sicherungsfahrzeug brauchte er nicht mehr.

Er schwang sich wieder auf seinen Fahrerplatz und startete. Nun fuhr er wieder einen Lkw aus der BRD, der Maschinenteile für Westberlin geladen hatte. Die Plane war vorschriftsmäßig plombiert. Was konnte ihm jetzt noch passieren? Eine leichtsinnige Stimmung überkam ihn. Die angestaute Angst entlud sich in einem befreienden Gesang. Er grölte Schlager und Seemannslieder, wie es ihm gerade einfiel.

Ein Streifenwagen der Volkspolizei überholte ihn. Se-

kundenlang stockte Fechner der Atem. Doch nichts geschah. Der Streifenwagen fuhr weiter.

Fechner dachte an Weiß' Auftrag. In Westberlin sollte er zu einem Spediteur fahren, mit dem sein Boß zusammenarbeitete. Das Gepäck des Fleischers sollte in Kisten verpackt und als Stückgut nach Hannover verschickt werden. Herr und Frau Türschnitz würden heute abend mit dem Flugzeug in die BRD fliegen.

Doch am Grenzkontrollpunkt Drewitz erlebte Fechner eine böse Überraschung. Er wurde auf eine Parkspur dirigiert. Zwei Grenzsoldaten öffneten gleichzeitig die Türen des Fahrerhauses. Ein Offizier trat heran und befahl: »Steigen Sie aus, Herr Fechner! Das Fahrzeug wird kontrolliert!«

Fechner war so schockiert, daß er zu protestieren vergaß.

Der Posten führte Alois Strotmann ins Zimmer.

»Setzen Sie sich«, forderte Oberleutnant Schneider und wies auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch. Der Posten nahm seinen gewohnten Platz neben der Tür ein.

Von seiner Arroganz hatte Strotmann nichts abgelegt. Er begann jede Befragung mit dem stereotypen Verlangen: »Ich protestiere gegen meine Verhaftung! Ich verlange einen Anwalt!«

»Sie haben mit einem Herrn Ihrer diplomatischen Vertretung gesprochen! Was wollen Sie noch?«

»Entlassen werden, verdammt noch mal! Sie haben keine Beweise, um mich in Haft zu behalten!«

»O doch, die Beweise reichen aus!« behauptete Schneider.

Strotmann lachte höhnisch. »Der Anstellungsvertrag für Doktor Breuer war ein unverbindliches Muster, um das er gebeten hatte!«

Schneider setzte sich hinter seinen Schreibtisch. »Nun gut, lassen wir den Fall Doktor Breuer mal außer acht, reden wir von Doktor Wünsche!«

Strotmann winkte lässig ab. »Was soll das denn, Herr Schneider? Sie können mir nichts unterschieben! Ich kenne keinen Doktor Wünsche!«

»Aber er kennt Sie«, erklärte Schneider sachlich.

»Wenn schon, was nützt Ihnen das?«

»Es reicht aus, um Sie des gewerbsmäßigen Menschenhandels zu überführen!«

Zum erstenmal erschien Unsicherheit in Strotmanns Miene. »Ich verstehe Sie nicht!«

Schneider drückte auf einen Knopf.

»Haben Sie mal 'ne Zigarette?« fragte Strotmann. Schneiders unbeirrte Überlegenheit blieb nicht ohne Eindruck auf ihn.

»Werden Sie denn nicht mit Tabakwaren versorgt?« fragte der Oberleutnant.

»Eine Packung pro Tag reicht nicht«, fuhr Strotmann auf.

»Sie werden sehr bald mit weniger auskommen müssen«, erklärte Schneider. Er langte eine Schachtel aus seinem Schreibtisch und bot sie Strotmann an. Der bediente sich daraus, und Schneider sah, daß seine Hand zitterte. Noch ehe er das Feuerzeug benutzte, wurde an die Tür geklopft. Der Posten öffnete sie.

Strotmann sah sich neugierig um und sprang entsetzt hoch. Doktor Wünsche trat herein und blieb neben der Tür stehen. Strotmanns Zigarette fiel auf den Boden, er starrte Wünsche an wie einen Geist. »Sie –?«

»Guten Morgen, Herr Strotmann!« grüßte der Arzt.

»Setzen Sie sich wieder«, forderte Schneider.

Strotmann kam der Aufforderung automatisch nach. Er setzte mehrmals zum Sprechen an, brachte aber keinen Ton über seine Lippen. Ob Wünsche Häftling war, konnte er nicht erkennen. Daß der Arzt jedoch entschlossen war, die Wahrheit auszusagen, sah er ihm an.

Schneider rückte einen zweiten Stuhl heran. »Bitte, Herr Doktor, nehmen Sie Platz!«

Der liebenswürdige, einige Grade freundlichere Tonfall verriet Strotmann, daß Wünsche kein Untersuchungshäftling war.

»Kennen Sie diesen Herrn?« fragte Schneider.

Wünsche nickte. »Herr Strotmann! Er hat mich als Werkarzt für die Hamburger Firma GROMAG angeworben!«

Strotmann gab auf. Er sah ein, daß es aussichtslos war, die Aussage des Arztes abzustreiten. Die abschließende Vernehmung dauerte eine Stunde. Nachdem Strotmann in seine Zelle zuruckgeführt worden war, wandte sich Schneider an Wünsche: »Sie haben uns geholfen, einen gefahrlichen Menschenhändler unschädlich zu machen, dafür danke ich Ihnen! Sie haben aus Ihrem Fehler die richtigen Konsequenzen gezogen. Es entstehen keine nachteiligen Folgen für Sie! In der Poliklinik wird man Sie wieder als Kollegen aufnehmen!«

Wünsche nickte lächelnd. »Es war eine Heimkehr!«

»Noch eine Frage«, Schneider entnahm einem Hefter ein Paßfoto. Neben dem Foto war eine Registriernummer vermerkt. »Sind Sie drüben in der BRD diesem Mann begegnet?«

Wünsche musterte das nichtssagende Gesicht, in dem nur der große Pickel auf der Stirn auffiel. »Nein, nie gesehen«, erklärte er bestimmt.

Bortfelt wechselte an seinem Porsche die Kennzeichen. Die Schrauben drehten sich leicht, sie kamen nicht dazu festzurosten. Susi stand mit verschränkten Armen daneben und sah mißbilligend zu.

»Du bist verrückt, hast du das nötig?«

Er richtete sich aus seiner gebeugten Haltung auf und musterte sie ärgerlich. Es war schon schlimm, von einer Frau Vorhaltungen anzuhören, aber gleich von zweien, das war zuviel, denn beim Frühstück hatte Gerda Lachmann ihm in den Ohren gelegen.

»Ich fahr' doch nicht das erste Mal«, erklärte Bortfelt überheblich. »Meine Fleppe stammt original aus dem Landratsamt, begreif das doch!«

Susi gab nicht nach. »Du könntest ab Hannover fliegen!«

Eine Schraube vom vorderen Kennzeichen fiel herunter. Bortfelt suchte sie fluchend. »Es bleibt, wie ich gesagt habe,

verdammt! Gerda nimmt morgen das Flugzeug, und du kommst nach, wenn du mit dem Druck fertig bist.«

»Von Klatt hast du keinen Dank zu erwarten, wenn du seinen Laden in Schwung hältst!«

»Auf seinen Dank pfeife ich! Keine Angst! Ich lass' mir schon nicht die Butter vom Brot nehmen!« Er sah sich verstohlen um, als habe er einen Lauscher zu fürchten. »Ich will dir mal was sagen, der macht nicht mehr lange! Hat 'ne Säuferleber!« Susi blieb hartnäckig. »Was nützt dir's, wenn sie dich kaschen?«

»Rede keinen Quatsch«, fuhr er sie ärgerlich an und machte sich weiter am Wagen zu schaffen.

Zwei Stunden später entdeckte Unterleutnant Seiffert in der wartenden Fahrzeugreihe vor der Einreiseabfertigung einen Porsche. Seiffert stand am Fenster des Kontrollhäuschens und rief einen Wachtmeister heran. »Genosse Gerber, sehen Sie mal den Porsche!«

Gerber trat neben ihn, doch von dem tief sitzenden Fahrer war kaum etwas zu erkennen. Seit Wochen überprüften sie jeden Porsche genau. Seiffert schlug das Fahndungsbuch auf und prägte sich Siegfried Bortfelts Gesichtszüge ein, dann setzte er seine Pelzmütze auf, ging hinaus und übernahm die Abfertigung.

»Den Ausweis, bitte!« forderte der Unterleutnant.

Der Porschefahrer reichte ihm gelassen ein Dokument auf den Namen Wilfried Hebestreit, Beruf Kaufmann, wohnhaft in Ülzen.

Auf den ersten Blick sah Seiffert, daß der Fahrer mit dem Gesuchten identisch war. Er gab ihm den Ausweis zurück und sagte höflich: »Danke, gute Fahrt!«

Bortfelt grinste herablassend, legte den Gang ein und fuhr los. Noch ehe er fünf Kilometer gefahren war, traf in der Kontrollstelle Drewitz der Funkspruch ein.

Es begann zu schneien, kleine nasse Flocken, die auf der Frontscheibe zerrannen.

Die Grenzkontrollstelle Drewitz lag fast verlassen da. Bortfelt atmete auf. Das sah nach rascher Abfertigung aus. Das Transitabkommen besaß unbestreitbar Vorteile. Der Porsche stoppte neben dem Posten.

Der Soldat legte die Hand an die Pelzmütze und verlangte routinemäßig den Ausweis.

Bortfelt gab ihm das Dokument und sah, daß ein Soldat zum Schlagbaum lief.

»Sie verlieren Ihr vorderes Kennzeichen«, erklärte der Posten freundlich.

Verdammt, dachte Bortfelt ärgerlich, mit festgerosteten Schrauben passiert das nie. Er hatte sie doch richtig angezogen? Er stieg aus und ging nach vorn. Da trat ein Offizier heran. »Herr Bortfelt, kommen Sie bitte!«

Bortfelt hörte wie von weit her, daß er vorläufig festgenommen sei. Er tat so, als gäbe er resigniert auf, stieß dann aber plötzlich den Offizier vor die Brust, so daß dieser rückwärts taumelte, riß die Pistole aus dem Schulterhalfter und schoß.

»Stehenbleiben! Hände hoch! Waffe fallen lassen!« klang es scharf.

Bortfelt rannte los, erreichte den Schlagbaum, drehte sich um und feuerte.

Doch da bekam er einen dumpfen Schlag an das rechte Knie und stürzte zu Boden. Die Pistole glitt ihm aus der Hand.

Heino Siebling ging schwerfällig die Treppe hinauf. Er hatte Gina angerufen. Sie hatten vereinbart, daß er heute seine letzten Habseligkeiten abholte. Im stillen hatte er gehofft, daß sie ihn bitten würde, wieder zu ihr zu ziehen. Aber sie hatte nichts gesagt, nicht einmal Bedauern war in ihrer Stimme gewesen.

Das Treppenhaus erschien Siebling fremd.

Die Klingel funktionierte nicht. Siebling klopfte an die Tür. Er horte Schritte. Kriminalsekretär Keßler öffnete. Er hatte ein geschwollenes Auge, darunter trug er ein Pflaster. Siebling starrte ihn betroffen an.

Keßler machte eine einladende Geste. »Kommen Sie 'rein, es wird kalt!«

Siebling betrat zögernd die Diele und erschrak. Der auf Seide gestickte rote Drache war mittendurchgerissen, und überall sah er Spuren eines Kampfes.

»Mich haben Sie wohl nicht erwartet?« fragte Keßler.

»Ist Gina nicht da?« fragte Siebling enttäuscht.

Keßler verneinte.

Siebling ging zögernd in seine Kammer und sah, daß Keßler sich darin häuslich eingerichtet hatte. Der Kriminalbeamte lehnte an der Tür und zeigte auf einen Karton. »Ihr Zeug habe ich da 'reingetan! Gina hat mich angerufen. Da hat sich abends immer so 'ne komische Type am Schloß zu schaffen gemacht. Seitdem schlafe ich hier!«

Keßler klopfte eine Zigarette aus seiner Packung und hielt sie Siebling hin. Der bediente sich mit zitternden Fingern.

»Die waren also hier?« fragte er. Der »Hai« hatte seine Drohung wahrgemacht.

Sie rauchten, und Siebling verstaute dabei seine Habseligkeiten im Koffer. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er musterte Keßler erstaunt. »Waren Sie nicht verheiratet?«

Keßler grinste. »War — stimmt! Als ›Bulle‹ schiebt man zuviel Dienst, das war es! Gehen wir ins Zimmer? Aber erschrecken Sie nicht!«

Die Warnung war begründet, die Kampfspuren waren nicht zu übersehen. Immerhin hatte Keßler Schlimmeres verhindert.

»Whisky?« fragte Keßler.

Siebling nickte stumm. Zum erstenmal verspürte er wieder Appetit auf Alkohol. Keßler füllte zwei Gläser und brachte die Flasche mit zum Tisch. »Zwei ganz junge Kerle waren es, die hier alles zusammengeschlagen haben. Warten Sie mal!« Er holte ein paar Fotos, sie zeigten die beiden Schläger in der Diele beim Betreten der Wohnung.

»Ich hatte von unserer Technik eine Fotofalle installieren lassen! Leider finde ich die Typen nicht im Album! Ihre Pfoten

haben sie auch nicht abgeklatscht, sie waren clever und trugen Handschuhe!«

»Ich weiß, wo Sie die finden«, erklärte Siebling.

Der Kriminalsekretär starrte ihn ungläubig an. »Tatsache? Wo?«

»In Neukölln, eine Eckkneipe in der Steinmetzstraße, der Budiker heißt Bachulla! Die beiden sind vom Sparverein ›Goldpfennig‹! Die kassieren Schutzgelder von Geschäftsleuten! Manchmal arbeiten sie auch für Klatt!«

»Darauf trinken wir einen«, forderte Keßler schmunzelnd. »Die Brüder kaufe ich mir! Die bringe ich zum Singen! Und dann zahlt Klatt den Schaden!« Er zeigte auf das zerbrochene Intarsienschränkchen. Sie tranken, und Keßler sagte plötzlich: »Ich revanchiere mich! Eine feine Story, Herr Siebling! Sie müssen nur dichthalten, daß Sie die von mir haben, ich kriege sonst Ärger! In Hannover ist ein gewisser Heinz Gebhard in einem Taxi tödlich verunglückt!«

»Gebhard?« Siebling dachte nach und schüttelte den Kopf. »Nie gehört!«

Siebling sah den Kriminalbeamten ohne sonderliches Interesse an.

»Er hatte eine Pistole bei sich, die Mordwaffe Konzach!«

»Was?« Siebling starrte Keßler verblüfft an.

»Na, habe ich zuviel gesagt? Eine feine Story! Er besaß eine Busfahrkarte nach Berlin, und in seinem Notizbuch standen Telefonnummern, raten Sie mal, von wem?«

»Von Klatt!«

»Richtig! Das war ja nicht schwer! Und von wem noch?« Als Siebling die Schultern zuckte, sagte er: »Von Gina! Ja, ja, Sie hören richtig! Die Nummer von diesem Apparat hier! Und von der Pension Charlott in der Lietzenburgerstraße! Ahnen Sie, was der vorhatte?«

»Das..., das ist ja...« Siebling brach ab.

»Eine feine Story, sagte ich doch, aber wer druckt die?«

Siebling wischte mit der rechten Hand über sein Gesicht und vermied es, Keßler anzusehen. »Ich..., ich schreibe nichts

mehr! Meine Mutter ist krank, sie möchte, daß ich nach Hause komme!«

»Ach nee!« Keßler starrte ihn verblüfft an.

»Sie hat mir einen guten Job in der Stadtverwaltung besorgt. Mein alter Herr ist Stadtbaurat gewesen!«

»Und der Name Siebling hat dort noch einen guten Klang!« schloß Keßler zynisch.

DDR 4,80 M